LOUBA DER SPIELER

Von Edgar Wallace



Herausgegeben von Planet PDF. Besuchen Sie die Website, um kostenlose Literatur und Bücher herunterzuladen, boeken en romans.

Dit werk is gelicentieerd onder een Creative Commons Attribution Noncommercial 3.0 United States License.

Louba der Spieler von Edgar Wallace

1

Ein Schuß zerriß die Stille. Captain Hurley Brown fuhr herum – er wußte sofort, was geschehen war.

Reggie Weldrake! Der junge Mann war mit verstörtem Gesicht an ihm vorbei in sein Zimmer gerannt und hatte die Tür hinter sich zugeschlagen. Hätte er ihn nur aufgehalten ...

Hurley Brown hatte einen solchen Gesichtsausdruck schon einmal bei einem Menschen gesehen. Auch jener Mann – genau wie Reggie Weldrake ein junger Offizier – war eben von einer letzten Unterredung mit Emil Louba zurückgekommen ... Auch damals fiel gleich darauf ein Schuß.

Nachdem der Captain vorher Reggie gesehen hatte, war er voll Unruhe im Gang stehengeblieben und hatte eine Zigarette nach der anderen gepafft, unschlüssig, ob er sein eigenes Quartier aufsuchen sollte. Unentwegt mußte er an das verzerrte Gesicht Weldrakes denken. Als der Captain sich eben entschloß, doch an der Tür seines Kameraden zu klopfen, krachte der Schuß. Mit zwei Sätzen war Brown an der Tür und rüttelte an der Klinke.

Es war abgeschlossen, und obwohl er mit aller Kraft gegen die Tür hämmerte und laut rief, kam keine Antwort – er erwartete auch keine. Mit seinen schweren Schuhen trat er gegen das Schloß und hatte es schon beinahe zertrümmert, als McElvie, Weldrakes Bursche, und ein paar Offiziere und Diener die Treppe heraufstürzten. Ihren vereinten Kräften gab das Schloß so plötzlich nach, daß sie alle miteinander einige Schritte in das Zimmer hineintaumelten.

Reggie Weldrake aufzurichten, ihm zu helfen, war sinnlos. Schon ein oberflächlicher Blick genügte, um festzustellen, daß er tot war. Den Raum durchzog ein beißender Geruch; Weldrakes Finger hielten immer noch krampfhaft den Armeerevolver umspannt.

»Dieser verfluchte Louba, der Teufel soll ihn holen!« Brown brach als erster das unheimliche Schweigen, und die anderen stimmten mit kräftigen Verwünschungen ein.

»Wenn sich doch jemand finden würde, der diesen Dreckskerl umlegt. Malta wäre bedeutend sauberer«, erklärte McElvie grimmig. Kein Mensch war anderer Meinung. Es war jedem ganz klar, daß Louba die Ursache dieser Tragödie war. Schließlich war es kein Einzelfall!

Captain Brown haßte Louba besonders. Schon zu oft hatte er es miterlebt, wie nette, ein wenig leichtsinnige Burschen durch ihn und seinesgleichen ruiniert wurden. Er hatte auch längst den Entschluß gefaßt, diesen Louba aus Malta hinauszubefördern. Sein erster Schritt war es deswegen gewesen, sich mit seinen Vorgesetzten auf der Militärbehörde in Verbindung zu setzen – mit allem Nachdruck hatte er sie auf den schlimmen Einfluß aufmerksam gemacht, den Loubas Unternehmen auf die Truppen der Insel ausübte.

Brown hatte das Unheil, dem Reggie Weldrake entgegensteuerte, kommen sehen. Hätte der Junge nur ein wenig mehr Vertrauen zu ihm gehabt – aber alle seine Versuche, ihn zu warnen, waren fehlgeschlagen. Wahrscheinlich hatte Reggie schon zu tief in der Sache dringesteckt, als daß er sich noch hätte frei machen können.

Der Captain strich sich mit der Hand über die Stirn und riß sich zusammen. Die andern harten inzwischen den Toten aufs Bett gelegt – sie überließen ihn jetzt seiner Einsamkeit. Mit einem kurzen Entschluß trennte sich Brown von den Kameraden und ging quer über die Straße; dorthin, wo eine grell aufflammende Reklameschrift den Eingang zu Loubas Lokal kennzeichnete.

Das Kabarett, das er betrat, war nur eine prunkvolle Attrappe für den anderen, bedeutend wichtigeren Teil des Unternehmens. Nach einigen Schritten blieb er stehen – irgend etwas Außergewöhnliches mußte passiert sein.

Das Lärmen der Jazz-Musik war verstummt, die allgemeine Unterhaltung wie abgestorben. Auf den Tischen standen die Gläser unberührt, und alle Augen starrten neugierig nach einer Richtung. Auf der niedrigen Bühne im Hintergrund des Saales schien zwischen einem der Gäste und der Sängerin der Jazz-Band eine Auseinandersetzung im Gang zu sein. Der Mann, mit dem sich das Mädchen zankte,

war sehr dick. Er hatte ein volles, hochrotes Gesicht, und neben der aufdringlichen Eleganz seiner Kleidung schien ihn vor allem seine Zungenfertigkeit auszuzeichnen.

Brown näherte sich langsam der Tür zu den Spielsälen. Im gleichen Moment wurden die verdeckenden Vorhänge davor beiseite geschoben, und Emil Louba trat ein.

»Gut, daß du kommst«, unterbrach der beleibte Herr seinen Redefluß.

»Ah, da Costa – mein Freund da Costa! Schau mal einer an ...«, ließ sich Louba mit einer geradezu katzenschnurrenden Sanftmut vernehmen.

»Hat sich was von wegen Freund – dein Ruin werde ich sein!« brüllte da Costa aufgeregt. Gegen den großen, breitschultrigen Louba erschien er recht klein, und als der andere ihn grinsend von oben herab betrachtete und nur ein wenig mit seinem schwarzen Schnurrbart zuckte, schrie da Costa in einem neuen Wutanfall: »Schon wieder hast du dich in meine Angelegenheiten eingemischt! Wann wirst du das endlich unterlassen?«

»In der Liebe und im Geschäft ist alles fair, mein Bester verstanden? Deswegen können wir trotzdem gute Freunde bleiben ... Aber komm, wir stören den Betrieb.«

Er packte da Costas Arm und versuchte, ihn außer Sicht und Hörweite der gaffenden Menge zu zerren. Da Costa fiel jedoch nicht auf sein freundliches Lächeln herein und schrie energisch:

»Ich will den Betrieb stören! Das Mädchen da hat einen Vertrag mit mir ... Ich zahle ihr dreimal soviel Gage, wie sie wert ist ..., ich habe sie ausgebildet, und mir verdankt sie alles ...!«

»Sie lügen!« kreischte das Mädchen in kräftigem Diskant dazwischen. »Sie haben mir überhaupt nichts zu sagen – ich kann hingehen, wohin ich will, und ...«

»Und die Dame zieht eben Malta diesem erbärmlichen Tripolis vor«, schaltete sich Louba wieder ein. »Das ist es.«

»Wenn das alles wäre – aber es ist noch lange nicht alles, du hast bei mir noch viel mehr auf dem Kerbholz!« explodierte da Costa. »Habe ich irgendwo eine gute Sache eingefädelt, dann kommst sofort du und machst mir Konkurrenz. Oder du machst mir meine besten Künstler abspenstig, oder ...«

»Oder ich beweise auf andere Art, daß ich der Tüchtigere von uns beiden bin«, sekundierte ihm Louba grinsend. »Geschäft ist ein feines Spiel, da Costa – wenn man zu spielen versteht. Und jetzt komm! Du hast den Betrieb lange genug gestört.«

Seine Finger gruben sich noch ein wenig tiefer in da Costas fetten Arm, und er zerrte ihn wieder ein oder zwei Schritte nach der vorhangverhängten Tür.

»Undankbares Frauenzimmer! Du kommst sofort mit nach Tripolis zurück oder bezahlst mir den Kontraktbruch«, drohte da Costa, indem er sich losriß und auf die Frau zusprang.

Er fuchtelte ihr mit der Faust vor dem Gesicht herum, aber sie war seinen Beschimpfungen durchaus gewachsen – in einem halben Dutzend Sprachen schrie sie ihn an, bis Louba dazwischentrat.

»Ruhig jetzt und weitergearbeitet!« kommandierte er und schob sie zur Bühne.

Er gab den Musikern ein Zeichen, winkte zwei Kellnern, und als ob es überhaupt keine Unterbrechung gegeben hätte, spielte die Kapelle weiter. Das Mädchen zauberte sofort ein verführerisches Lächeln auf ihr Gesicht und begann mit mehr heiserer als dunkler Stimme den neuesten Schlager der Saison. Gleichzeitig packten die zwei Kellner da Costa und zerrten ihn quer durch den Saal auf die Straße, wo sie sich noch einige Zeit mit ihm herumbalgten.

Louba verbeugte sich vor den Gästen; sein glattes, schwarzes Haar schimmerte in der Saalbeleuchtung.

»Bitte tausendmal um Entschuldigung« meinte er geschmeidig. »Wenn man ein so erstklassiges Etablissement hat wie ich, muß man eben mit dem Neid der Konkurrenz rechnen.«

Er wollte gerade wieder hinter der Portiere verschwinden, als Hurley Brown auf ihn zutrat.

»Ah, Captain Brown!« Louba verneigte sich mit spöttischer Übertreibung. »Reizend von Ihnen! Welch seltenes Vergnügen ... Ihr junger Freund, Leutnant Weldrake, ist ein häufigerer Gast.«

»Das ist vorbei«, lautete die grimmige Antwort.

»Wirklich?« Louba grinste. »Nun, wir werden ja sehen. Wenn er, bevor er geht, seinen Verpflichtungen nachkommt, kann mir das ja gleich sein ... Verläßt er uns tatsächlich?«

»Er hat uns schon verlassen. Genau wie Sie uns verlassen werden, Louba, und wenn ich Ihnen dazu einen Stein an den Hals hängen und Sie ins Meer werfen müßte.«

»Was soll das heißen ›Er hat uns schon verlassen?‹ Es ist kaum eine Stunde her, seit ich ihn an seine Verpflichtungen mir gegenüber erinnert habe – mit Vorhaltungen wie britischer Offiziers ›Ehrenmann‹ und so weiter.«

»Louba«, sagte Hurley Brown heiser. »Ich weiß wirklich nicht, warum ich Ihnen keine Ohrfeige gebe.«

»Vielleicht weil Sie wissen, daß Sie hinausfliegen, bevor Sie mich nur angerührt haben, werter Freund.«

»Sie ...!«

Captain Browns Arm wurde geschickt abgefangen, als er zuschlagen wollte.

»Durch Gewalt erreichen Sie wirklich nichts«, sagte Louba. »Außerdem schickt sich so was nicht, wie? – Was soll das ganze Gerede, daß der junge Mann fort ist, bedeuten?«

»Er wurde soeben ermordet.«

»Ermordet? Von wem?«

»Von Ihnen, Louba.«

»Oho ...! Ach so«, sagte Louba nach kurzem Besinnen. »So steht die Sache. Und was wollen Sie dann hier, wenn ich fragen darf?«

»Ihnen nur sagen, daß ich selbst Sie mit einem Fußtritt aus Malta hinausbefördere, falls die Behörden Sie nicht hinauswerfen. Wir haben uns ja schon früher getroffen, Louba, und ich muß sagen – je länger Sie leben, desto gemeingefährlicher werden Sie.«

»Blödsinn! Ich begegne nur immer häufiger solchen Narren wie Sie einer sind. Und was Ihre Behörde betrifft – das habe ich für sie übrig!« Er schnippte mit den Fingern. »Man kann mich doch nicht für jeden dummen Jungen verantwortlich machen!«

Grinsend verzog er das Gesicht.

»Eines Tages«, sagte Hurley Brown, »ist das Maß Ihrer Frechheiten voll.«

»Wenn das eine Drohung sein soll«, entgegnete Louba höhnisch, »kann ich nur lachen. Ich gehe meinen Weg und zertrete das, was mir im Wege ist. Oder ich gehe darüber hinweg. Die anderen können entscheiden, ob ich sie zertreten soll oder nicht.«

Captain Brown murmelte einen Fluch und ließ den Mann stehen.

Er drängte sich durch die Menge der Gäste, die gerade laut Beifall für die Sängerin klatschten.

Natürlich hatte er gleich gewußt, daß es sinnlos war, in dieses Lokal zu gehen – aber trotzdem war es schmählich, jetzt an Reggie Weldrake denken zu müssen, der steif und still auf seinem schmalen Bett lag, während Emil Louba in aller Gemütsruhe seinen schmutzigen Geschäften nachging.

Er fuhr zusammen, als eine wütende Stimme von der andern Straßenseite herüber an sein Ohr drang.

»Das wirst du mir noch büßen! Und wenn ich zwanzig Jahre warten muß!«

Es war da Costa, der mit der Faust nach dem Lokal Loubas drohte.

2

Die Aufgabe, Reggie Weldrakes Vater in Empfang zu nehmen, als er in Malta eintraf, war nicht gerade angenehm.

Der tote Offizier war unter den Mannschaften und Kameraden sehr beliebt gewesen; deshalb hörten alle mit Genugtuung, daß sein Vater erwartet wurde. McElvie drückte einen allgemeinen Wunsch aus, als er sagte, daß der alte Herr Weldrake hoffentlich ein kräftiger Mensch sei und die feste Absicht habe, mit Louba abzurechnen.

»Er kann ja aus keinem andern Grund die weite Reise gemacht haben«, bemerkte McElvie hoffnungsvoll. »Vergeßt nicht – er trägt keine Uniform und kann diesem Louba eins auswischen, daß ihm Hören und Sehen vergeht.«

Hurley Brown übernahm die Aufgabe, Mr. Weldrake senior zu begrüßen, mit einer gewissen Skepsis. Immerhin hielt auch er unwillkürlich nach einem großen und resoluten Mann, nach einer älteren und stärkeren Auflage Reggies, Ausschau. Er war sehr erstaunt, als sich ihm ein schmächtiger, verschüchterter Herr als der Vater seines toten Freundes vorstellte.

Hatte schon vorher allgemeine Entrüstung geherrscht, so waren die Leute beim Anblick des traurigen kleinen Mannes geradezu empört. Man sah ihm so deutlich an, daß sein Junge seine Welt und sein alles gewesen war und daß ihn der Tod Reggies furchtbar mitgenommen hatte.

Er klagte nicht und verlangte auch kein Mitleid. Er saß stundenlang mutterseelenallein im Zimmer des toten Offiziers herum, berührte dessen Habseligkeiten und las immer wieder seine letzten Aufzeichnungen. Eine kleine, einsame Gestalt, pilgerte er tagtäglich zu seinem Grab.

Die Sympathie, die man Reggie Weldrake entgegengebracht hatte, wurde auf seinen Vater übertragen. Der bloße Anblick des hilflosen alten Mannes war Brennstoff für das Feuer, das unter der Asche gegen Emil Louba glühte.

Da Costa entfachte die Flamme zu einer Riesenglut.

Eines Nachts traf er Weldrake, der ziel- und planlos in der Gegend umherirrte, sprach ihn an und zeigte ihm Loubas Haus.

»Wissen Sie, daß dies der Platz ist, an dem Ihr Sohn ruiniert wurde? Wissen Sie, daß der Mann, der ihn zum Selbstmord trieb, Emil Louba heißt?«

Weldrake wandte sich langsam der von roten Scheinwerfern beleuchteten Fassade des Vergnügungslokals zu.

Ohne da Costa einen weiteren Blick zu gönnen, ging er nach kurzem Zögern geradewegs auf das Lokal zu. Da Costa wußte, was für ein Empfang dem kleinen Mann bevorstehen würde, und rannte deshalb wie besessen in die Kaserne, um die Soldaten zu alarmieren.

»Mr. Weldrake ist zu Louba gegangen! Wahrscheinlich befördert ihn Louba auf die Bühne und läßt ihn für die Gäste tanzen. Los, helft ihm!«

Das genügte. Die Soldaten, die Freizeit hatten, liefen im Sturmschritt voraus – aber da Costa kam noch zeitig genug hinterher, um zu sehen, wie Weldrake mit einer Schramme quer über dem Gesicht weggeführt wurde.

Im Lokal war die Hölle los, die Kapelle spielte wie wild, wahrscheinlich, um das Durcheinander zu übertönen. Leute standen auf den Tischen, andere protestierten aufgeregt und trampelten mit den Füßen. In der Saalmitte versuchten die Kellner und einige Tänzerinnen mit vereinten Kräften, einen Haufen aufgeregter und wütender Soldaten zurückzuhalten.

»Wo ist Louba? Heraus mit ihm!« schrien sie immer wieder.

»Louba hatte überhaupt nichts mit dem alten Weldrake zu tun«, rief ein Mädchen. »Er hat ihn nicht einmal zu sehen gekriegt, weil er oben beschäftigt war.«

»Er hat den Befehl gegeben, ihn hinauszuwerfen!«

»Stimmt nicht! Der kleine Mann war unverschämt und wollte unter keinen Umständen weggehen. Wir haben ihn zuerst ganz sanft vor die Tür gesetzt, aber er kam immer wieder herein.«

»Wo ist Louba?«

Das Stimmengewirr hatte seinen Höhepunkt erreicht, als Louba auftauchte.

»Meine Herren, meine Herren, ich bitte Sie!«

Seine geschmeidigen Manieren gossen nur Öl ins Feuer.

Immer mehr Soldaten strömten in das Lokal. Da Costa, der im Hintergrund eifrig schürte, sah seine Absicht gelingen. Vorerst ließ sich Louba allerdings nicht einschüchtern und sparte nicht mit höhnischen Bemerkungen.

Als er mit der entsprechenden Betonung erklärte, daß furchtbar viel Lärm um einen degenerierten jungen Narren gemacht werde, der nicht einmal Ehre genug im Leib gehabt hätte, seine Schulden zu bezahlen – da wurde der erste Schlag ausgeteilt.

Louba schlug sofort zurück. Seine Leibgarde mischte sich in die Keilerei – die Soldaten empfingen sie mit hochgekrempelten Ärmeln.

»Wir schlagen das ganze Lokal kaputt!«

Die Drohung wurde mit Begeisterung aufgenommen und durch einen lauten Krach unterstrichen – eine Weinflasche zersplitterte an einem der glitzernden Wandspiegel.

Sofort rissen eifrige Hände jeden einigermaßen zum Werfen geeigneten Gegenstand an sich, Teller, Gabeln, Stuhlbeine – alles flog durch die Luft. Ein ohrenbetäubender Lärm ließ erkennen, daß jedes Stückchen Glas in dem Lokal im Begriff war, in Scherben zu gehen.

Von der Straße kamen immer neue Leute hereingelaufen und vermehrten das Durcheinander nach Kräften.

»Nach oben, Jungs, und schmeißt seinen Plunder aus dem Fenster!«

»Werft den Kerl samt seinem Geld ins Meer!«

Die Spieler an den Roulettetischen im ersten Stock widersetzten sich dem Eindringen der Menschenmengen. Sie hatten keine Ahnung, um was es eigentlich ging, und der Tumult wurde immer größer.

Da Costa huschte über die Bühne und erreichte mit ein paar Sprüngen den winzigen Ankleideraum, der dahinter lag. Das Zimmerchen war leer.

An den Wänden hing eine Reihe hauchdünner Chiffonkostüme, der Ankleidespiegel war mit einem Seidenvorhang drapiert – da Costa hatte ein elegantes Feuerzeug, und die Flammen züngelten im Nu an den dünnen Stoffen hoch.

Als er wieder in den Saal kam, war er fast leer; die Menge drängte sich am Treppenaufgang, um sich den übrigen im ersten Stock anzuschließen. Da Costa ließ einen Sprühregen von brennenden Streichhölzern im Saal los, besonders dort, wo sich Alkohollachen aus zerbrochenen Flaschen in den Teppich einsaugten.

Die Flammen züngelten von einem Brandherd zum andern und fraßen sich an den Vorhängen schnell in die Höhe. Schon hörte man den ersten schrillen Warnungsschrei.

Kein Mensch dachte an Löschen. Jeder rettete sich schleunigst aus dem brennenden Haus.

Da Costa erreichte als einer der ersten die Straße und lief, bis er in sicherem Abstand war.

Von dort beobachtete er, wie sich das Feuer ausbreitete vom flackernden Glühen bis zu einer mächtigen Flamme, die den Himmel blutrot beleuchtete.

Leute rannten an ihm vorbei; Offiziere und Militärpolizei in Autos sausten vorüber. Auch Captain Hurley Brown war darunter. Daß Loubas Lokal brannte, war ihm zwar einerlei, doch hatte er Sorge um seine Soldaten.

Endlich sah da Costa einen Menschen, dem er seine Freude mitteilen konnte. Es war ausgerechnet der arme Mr. Weldrake, dem er frohlockend verkündete:

»Loubas Lokal brennt ab!«

Als das Feuer schwächer wurde und ein schwarzer Rauchvorhang sich davorlegte, kehrte Hurley Brown zurück und blieb einen Augenblick bei Weldrake stehen. An ihnen vorbei zogen Mannschaften zurück in die Kaserne. Ohne Rock, mit rußverschmiertem Gesicht, trat plötzlich Louba auf sie zu.

»Das wird eine Kleinigkeit kosten, Captain Brown!« rief er drohend. »Wollen sehen, was Ihre Militärbehörde dazu sagt!«

»Falls du ein bißchen Grütze im Kopf hast, Louba, dann fährst du ab und läßt die Sache auf sich beruhen«, warf da Costa ein. »Die Militärbehörde könnte dir einige sehr unangenehme Fragen stellen.«

»Ah, du bist auch da? Ich weiß schon, daß du deine Hand im Spiel gehabt hast, da Costa! Eugénie hat dich gesehen!«

»Jetzt kommt sie gern mit mir zurück nach Tripolis, was?« höhnte da Costa.

»Vielleicht ... und vielleicht begleite ich sie sogar. Kein schlechter Gedanke! Ich habe dich aus Port Said vertrieben, und ich werde dich auch aus Tripolis hinausbefördern.«

»Nur keine Drohungen, Louba! Ich bin dir überlegen, merk dir das. Und was du mir in der Vergangenheit geschadet hast, das wirst du schon noch bereuen.«

»Ich bereue niemals«, gab Louba hochmütig zurück und kehrte ihm den Rücken zu. »Und wenn Sie denken, Captain Brown, daß dieses Feuerchen da mich aus Malta vertreibt, dann irren Sie sich!«

»Ich sagte Ihnen, Sie würden gehen, Louba – und Sie werden gehen«, versetzte Brown bestimmt. »Auch dieser Abend kommt auf Ihr Konto.«

»Es soll Ihnen noch leid tun, Captain ...«

»Das einzige, was mir leid tut, ist, daß du nicht mitsamt deiner Bude verbrannt bist«, mischte sich da Costa wieder ein.

Louba sah ihn aus den Augenwinkeln an.

»Nur die Ruhe«, murmelte er. »Ich habe Zeit ...«

Weldrake war schweigsam geblieben und hatte die Szene ohne ein äußeres Zeichen von Genugtuung betrachtet. Dies war erst ein Teil der Vergeltung, und ohne ein Wort schlüpfte er davon.

Eine Stunde danach, während Hurley Brown besorgt nach ihm Ausschau halten ließ, kniete er in der Dunkelheit am Grab seines toten Jungen.

»Keine Sorge, Reggie«, flüsterte er in beruhigendem Ton. »Du wirst gerächt. Ich denke daran. Ich vergesse es nicht. Ich bleibe nicht zu Hause, bis er gebüßt hat ... Keine Sorge, Reggie. Du wirst gerächt ...«

3

Das Zimmer unterschied sich sehr wesentlich von einer Mietwohnung, wie sie im Londoner Westend üblich ist.

Orient-Teppiche und stickereiverzierte Seidenstoffe lagen verstreut umher, arabische Sitzkissen aus Leder gab es im Überfluß. Neben einer breiten Ottomane stand ein Nargileh, dessen blaßblauer Rauch sich langsam zur Decke emporkräuselte. Die süßlich duftenden Rauchringe einer parfümierten Zigarette, die ein auf dem Fußboden kauerndes Mädchen zwischen den Fingern hielt, vermischten sich damit.

Die einzige Beleuchtung spendete eine grotesk getriebene Bronzelaterne, die an Ketten von der Decke herabhing. Ihr melancholisches, düsteres Licht fiel auf die glänzend schwarzen Haare eines Mannes, der neben der Wasserpfeife hockte. Seine westeuropäische Kleidung wurde durch einen bestickten Kaftan verdeckt. Für das Mädchen, dessen Träume von dem Zauber des Ostens durch die bizarren Effekte um sie herum in Erfüllung gegangen schienen, war er eine Gestalt von echtester Romantik. Sein gebrochenes Englisch paßte zu ihm und erhöhte den Reiz noch erheblich.

»Sie scheinen Kairo schon zu kennen?« bemerkte er eben.

»Nein, nur das wenige, was mir Jimmy von der Stadt erzählt hat. Er wußte immer so interessante Dinge.«

»Aber jetzt sind sie nicht mehr interessant?« fragte Louba.

Sie schnitt eine reizende kleine Grimasse.

»Er sprach bald nur noch über Mord und Totschlag und seinen Polizeidienst – kein Wort mehr von Romantik und Kairo und Bagdad. Lassen wir ihn aus dem Spiel! Wenn ich hier in diesem Zimmer bin, möchte ich vergessen, daß um uns herum London und England liegt. Ich möchte die langweiligen Spießbürger und ihre faden Vergnügungen vergessen und wenigstens für ein paar Stunden in einem Traum leben.«

»Es ist nett von Ihnen, zu erklären, daß ich schöne Träume für Sie mache. Sie bedauern doch unsere Zusammenkünfte nicht? Oder sind Ihnen die kleinen Unannehmlichkeiten, die Sie dabei in Kauf nehmen müssen, zuviel?«

»Mir ist alles egal, wenn ich nur ab und zu ein wenig hierher flüchten kann.«

»Schade, daß Sie dazu jedesmal entfliehen müssen«, murmelte er. »Wäre es nicht viel schöner, wenn Sie die ganze Zeit im Orient leben könnten? Wenn Sie sich nicht durch ein Zimmer mit orientalischen Teppichen und Schnitzereien täuschen lassen müßten, sondern mitten im geheimsten Herzen des Orients selbst wären? Eingetaucht in die Tiefen seiner jahrhundertealten Geheimnisse ...«

»Bitte, nicht ...! Sie machen mich ganz unglücklich! Das werde ich ja doch nie erleben – und möchte es so gerne.«

»Warum sollen Sie es nicht erleben, Kate? Nur die Fesseln der spießigen Gesellschaft, die Sie selbst verachten, halten Sie zurück!«

»Wer kommt?« unterbrach sie ihn erschrocken und hielt die Zigarette steif von sich weg.

Die Klingel hatte geläutet, und er wandte den Kopf.

»Ich erwarte niemand«, sagte er. »Miller wird schon aufpassen.«

Sein Diener Miller öffnete gerade zwei Herren, die er nicht gut von sich aus abweisen konnte, die Tür. Er bat sie, einen Moment zu warten, während er sie anmeldete.

»Wer ist da?« rief Louba, als der Diener an der Tür klopfte.

Das Mädchen sprang entsetzt auf, als es die Namen hörte.

»Papa und Jimmy! Um Gottes willen – lassen Sie mich weg! Wie komme ich hinaus?«

»Die Treppen können Sie nicht mehr benützen. Bleibt nur das Fenster. Vielleicht ist es besser, ich

empfange die Herren erst gar nicht«, beruhigte sie Louba.

»Das geht nicht! Jimmy schöpft sofort Verdacht. Wie kann man durch das Fenster entkommen?«

»Über die Feuerleiter. Allerdings wird die Alarmvorrichtung läuten ... Wenn Sie unten ankommen, müssen Sie schnell um die Hinterfront des Hauses herumlaufen, damit Sie niemand sieht. Keine Angst, es wird schon gutgehen.«

Er hatte das Fenster aufgeklinkt und zog wie besessen daran, um es zu öffnen. Alle Kraftanwendung nützte nichts, und er rannte zur Tür, vor der Miller wartete.

»Was ist mit dem Fenster los, Miller?« rief er hinaus.

»Der Riegel, Sir, der Riegel am unteren Rahmen!«

Louba lief zurück zu dem Fenster, vor dem schluchzend das Mädchen stand.

»Ist es nicht doch besser, wenn ich die Herren wegschicke?« flüsterte Louba und riß sich dabei die Finger blutig bei dem vergeblichen Versuch, den verklemmten Riegel zu lockern.

»Nein, nein!« Das Mädchen war völlig kopflos vor Aufregung. »Jimmy sah, wie wir einmal ein paar Worte miteinander wechselten – er wird etwas erraten. Ich muß fort, und wenn wir das Fenster einschlagen müssen!«

Endlich gelang es ihm, den Riegel hochzuziehen und das Fenster aufzustoßen. Ohne ein Wort des Abschieds stieg sie hastig auf den Sims und kletterte in wilder Eile die Feuerleiter hinunter. Die letzten Sprossen übersprang sie, nur einen kurzen Moment schrillte die zur Sicherung gegen Einbrecher dort angebrachte Alarmklingel, dann stand sie auf der Erde und verschwand gleich darauf in der nebligen Dunkelheit des Londoner Abends.

»Miller, lassen Sie die Leute herein«, rief Louba und öffnete die Tür.

Hastig wickelte er sich ein Taschentuch um den verletzten Finger und ging dann den Gästen entgegen.

»Entschuldigen Sie, daß ich Sie so lange warten ließ! Ich war ein wenig eingeschlafen ..., aber ich freue mich sehr, Sie zu sehen – treten Sie doch näher.«

Die Besucher schienen etwas anderes erwartet zu haben, und nach ganz kurzer Zeit verabschiedeten sie sich wieder ziemlich verlegen.

Gleich nachdem die Tür zugefallen war, verflog die Höflichkeit auf Loubas Gesicht und machte einem mürrischen Ausdruck Platz. »Miller!«

»Jawohl, Sir«, der Diener erschien sofort.

»Warum war der Fensterriegel so verklemmt? Ich habe mir einen Nagel abgebrochen, bevor ich ihn verschieben konnte.«

»Ich hatte ihn mit dem Hammer festgeschlagen, Sir. Im Hinblick auf die Feuertreppe vor dem Fenster erschien mir das sicherer.«

»Mußten Sie das so machen, daß ich fast das ganze Gebäude aus dem Fundament heben mußte, um das Fenster öffnen zu können?« fragte Louba ärgerlich.

»An einem nebligen Abend wie heute kann man die Wohnung nicht fest genug verschließen, Sir«, entgegnete Miller mit einem schwachen Versuch, die Sache auf die leichte Schulter zu nehmen. Die schlechte Laune seines Herrn wurde dadurch nicht besser.

»Was soll denn das heißen?« rief Louba mißtrauisch.

»Nichts Besonderes«, erwiderte der Diener mit dem unschuldigsten Gesicht der Welt. »Ich meinte nur, daß Sie sich vor Einbrechern schützen sollten.«

Louba knurrte ungeduldig und ging ins Zimmer zurück.

Er blickte aus dem Fenster, verfolgte mit den Augen die schwachen Konturen der Feuertreppe. Allerdings, auf diesem Weg konnte man leicht einbrechen ...

Langsam schloß er die Fensterflügel, zog die Vorhänge ganz dicht zu und ging dann zur Zimmermitte – dort blieb er stehen und kaute nachdenklich an einem Finger.

Er war ein vielgehaßter Mann. Es gab Leute ... Ach was! Verächtlich zuckte er mit den Schultern.

4

Wenige Tage nach dem Vorfall in Loubas Wohnung unterhielt sich dasselbe Mädchen leise mit einem Mann in weißem Laboratoriumskittel, der ein Reagenzglas in der Hand hielt. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen durch die Milchglasscheiben des Fensters und warfen einen hellen Fleck auf das unscheinbare, fast häßliche Gesicht des Mannes.

Er gab sich offensichtlich den Anschein, mit dem Reagenzglas beschäftigt zu sein. Das Mädchen selbst stand gegen die halboffene Tür gelehnt und flüsterte hastig.

»Verstehen Sie doch, es ist besser, wenn Sie jetzt gehen«, sagte er, ohne den Kopf zu wenden. »Wir dürfen nicht im Gespräch miteinander ertappt werden.«

»Natürlich nicht – aber ich fürchte, er hat uns schon vorher miteinander sprechen sehen.«

Ein Geräusch hinter ihr ließ sie erschrecken und sich umdrehen. Sie blickte in die ernsten, gütigen Augen gerade des Mannes, von dem sie am wenigsten hier gesehen werden wollte.

»Oh, Papa ... Ich hörte dich gar nicht kommen. Gerade wollte ich nach dir schauen«, stammelte sie. »Willst du nicht eine Tasse Tee trinken, bevor du wieder zu arbeiten anfängst?«

»Natürlich, Kate, gerne!«

Er wechselte ein paar Worte mit seinem Assistenten und ging dann mit dem Mädchen in die Wohnung hinauf.

»Ich dachte immer, du machst dir nichts aus Barry«, bemerkte er nach einer Weile, als sie am Tisch saßen.

»Zuerst war er mir auch unangenehm«, antwortete sie. »Aber ich glaube, ich habe nur seine Art mißverstanden.«

»Kann sein ... Er muß hier noch eine ganze Menge lernen, wenn er auch ein guter Arbeiter ist. Pünktlich ist er gerade nicht.«

Nachdenklich runzelte er die Stirn. Sein Zweifel an der Redlichkeit Charles Berrys wuchs ständig. Wertvolle Instrumente waren seit dem Eintritt Berrys aus dem Laboratorium verschwunden.

Am nächsten Morgen stand Kate früh auf und schrieb einen Brief, den sie dann in ihre Handtasche steckte. Beim Fortgehen traf sie die Haushälterin.

»Miss Kate, gehen Sie schon aus?« wunderte sich die Frau. »Vor dem Frühstück?«

»Ja, ich muß. Ich gehe nach Covent Garden, um Blumen einzukaufen – dann treffe ich eine Freundin. Vielleicht bleibe ich sogar über Mittag weg«, gab sie zur Antwort und huschte aus der Tür.

»Na, sie macht ja öfters so komische Sachen«, brummte die Frau und blickte ihr nach.

Am Abend brachte die Post den Brief, den das Mädchen geschrieben hatte, bevor es weggegangen war. Der Umschlag trug den Poststempel Dover.

Charles Berry kam an diesem Tag nicht zum Dienst und wurde auch nie wieder im Hause seines Arbeitgebers gesehen. Nachforschungen nach ihm hatten keinen Erfolg.

Kate war indessen längst über alle Berge. Sie hatte Charles Berry, mit dem sie sich zuletzt ganz gut verstanden hatte, fast vergessen. Bei ihr war Emil Louba, der ihren Hang zur Romantik geschickt ausgenutzt hatte und dem sie bis hierher nach Kairo gefolgt war. Sie saßen jetzt nebeneinander auf einem der flachen Dächer und blickten auf das Labyrinth der engen Straßen hinab.

»Ich kann es kaum glauben, daß das alles echt ist!« rief Kate.

»Es ist echt, ganz echt«, erwiderte er stolz. »Du hast den grauen Alltag hinter dir gelassen und beginnst jetzt zu leben. Ich wußte, daß wir eines Tages zusammen hier sein würden.«

»Wie konntest du das denn wissen ...?«

»Ich wollte dich hierherbringen, und was ich will, setze ich durch. Ich wollte dich von diesem Burschen fortholen ..., und ich habe es fertiggebracht.«

»Meinst du Jimmy?«

»Ja.«

Er stieß das Wort bösartig hervor.

»Mein Gott, du sagst das in einem Ton, als ob du ihn geradezu haßtest. Jimmy hat dir doch noch nie etwas zu Leide getan.«

Er lachte leise und zuckte mit den Schultern.

Etwas später am Abend, als es kühler geworden war, gingen sie noch ein wenig im Bazar spazieren. Kate ließ sich ganz gefangennehmen von all den Merkwürdigkeiten. Selbst der schmierigste Bettler erschien ihr romantisch und ausgesprochen orientalisch.

Besonders das Feilschen hatte es ihr angetan. Diese orientalische Methode des Kaufens und Verkaufens fand sie reizend.

Dagegen nahm sie alles übel, was irgendwie englisch aussah. Den Herrn, dem man den Engländer von weitem ansah und der sie am Ärmel zupfte, als Louba einen Augenblick mit einem Händler in dessen hintere Verkaufsräume verschwand, bedachte sie mit einem sehr unfreundlichen Blick.

»Verzeihen Sie, brauchen Sie vielleicht irgendwelche Hilfe?« fragte der Mann etwas verlegen und zugleich eifrig. »Sie scheinen ganz allein hier zu sein – nur mit Louba. Wir sind weit entfernt von England, und ...«

»Wir sind zwar weit genug von England entfernt, aber das ist noch lange kein Grund zur Aufdringlichkeit«, versetzte Kate zornig. »Ich kenne Sie ja gar nicht.«

»Das stimmt. Dafür kenne ich Louba, und Sie sehen nicht gerade so aus, als ob er die richtige Gesellschaft für Sie wäre.«

»Ich kenne ihn gut genug, um seine – Freundschaft zu schätzen«, sagte sie und wandte sich empört ab.

»Natürlich, ich bin ein Fremder für Sie«, entgegnete er ruhig. »Und ich kann Sie nicht darum bitten, mir zu vertrauen. Dennoch möchte ich Ihnen raten – fahren Sie so schnell wie möglich nach Hause. Ganz egal, was Sie dort erwartet; verlassen Sie Louba, solange Sie noch was vom Leben erwarten.«

Bevor sie antworten konnte, trat er schnell einen Schritt zurück, versteckte sich hinter einem Stapel von Teppichen und war im nächsten Augenblick in einer der schmalen Gassen, die vom Hauptbazar abzweigten, verschwunden.

Loubas Anblick hatte ihn verscheucht. Der war eben mit dem Ladeninhaber vor die Tür getreten und schaute einem Kunden nach, der mit einem Gegenstand unter dem Arm durch das Menschengewühl rannte.

»Interessant«, bemerkte Louba, als er wieder bei Kate war. »Für einen wertlosen Plunder hat der Mann da einen lächerlich hohen Preis gezahlt und macht sich jetzt davon, als hätte er Angst, daß ihm jemand seinen Schatz abjagt.«

»Was war es denn?« fragte Kate.

»Ein Kästchen, mit Glasperlen und farbigem Glas verziert.«

Seine Brauen zogen sich zusammen. Falls etwas zu gewinnen war, dann sah er es nicht gerne, wenn ein anderer der Gewinner war.

»Hm«, sagte er nach einer Weile. »Ich hätte gerne gewußt, was diese Sache zu bedeuten hat.«

Kate war auf dem Heimweg bei weitem nicht so aufgeräumt wie vorher beim Aufbruch. Der Zwischenfall mit dem englischen Herrn hatte den Glanz ihres romantischen Abenteuers erheblich getrübt.

Die Sonne ging unter, als sie den niedrigen Hügel hinaufstiegen; beim Zurückschauen sah die Stadt schmutzig und öde aus.

Sie schmiegte sich enger an Louba.

Mit noch größerer Begierde als sonst lauschte sie seinen extravaganten Komplimenten und hielt nun desto leidenschaftlicher an ihrem romantischen Traum fest, weil ein kühler Hauch der Wirklichkeit sie gestreift hatte.

Sie lächelte, als sie den eingezäunten Garten des Hauses auf dem Hügel erreichten. Dann blieb sie plötzlich erschrocken stehen – drei Schritte vor ihr ging Charles Berry vorbei und sah sie an.

Sie schauderte und lehnte sich an Louba, als sie den Haß in den Augen Berrys gewahrte. Hatte er die Zurücksetzung nicht vergessen? – War er ihr bis hierher gefolgt?

Es fröstelte sie.

»Gehen wir hinein, komm«, sagte sie zu Louba. »Mir ist kalt.«

5

»Liebe Kate, ich weiß mir kein größeres Vergnügen, als dich mit meinen vielen Fehlern zu verschonen! Wenn es mir nicht gelingt – rege dich nicht darüber auf. Ich bitte dich inständig!«

Abgestumpft und fast gleichgültig schaute sie ihn an. Sein hämisches Lächeln, sein frecher Blick, selbst die offene Verachtung in seinen Augen konnten sie längst nicht mehr aufregen.

Mit halboffenem Mund wartete sie auf die Fortsetzung seiner Rede. Der Spott in seinem Ton, seine gehobene Laune bedeuteten nichts Gutes. Das wußte sie aus bitterer Erfahrung.

»Ich habe das Mißgeschick, dir schon seit einiger Zeit zu mißfallen«, fuhr er endlich fort. »Das quält mich..., und ich will unbedingt dein Glück vor meinem eigenen berücksichtigen.«

Er zündete sich sorgfältig eine Zigarre an und warf das Streichholz in den dunklen Garten hinaus.

Im Zimmer war kein Licht. Sie standen sich in dem matten gelben Schein gegenüber, der durch die Glasscheibe der Tür fiel.

Sie war eben aus den hellerleuchteten Räumen geflohen, in denen Louba sein altes Geschäft betrieb – sich auf Kosten anderer Leute zu bereichern. In diesem kleinen Zimmer auf der Rückseite des Lokals saß sie abends gewöhnlich stundenlang.

»Hast du vorhin wirklich den jungen Amerikaner beim Spiel betrogen?« fragte sie.

»Sei nicht so zimperlich, liebste Kate«, versetzte er höhnisch. »Dein Verhalten war – zum mindesten unbesonnen und hätte zweifellos Folgen gehabt, wenn ich nicht so geschickt reagiert hätte. Im übrigen – sei lieber ruhig... Du bist mir nicht einmal im Geschäft eine Hilfe! Dabei habe ich dich aus lauter Rücksicht auf deine gute Erziehung nicht einmal gebeten, im Kabarett als Tänzerin aufzutreten. Ich habe nicht mehr und nicht weniger von dir verlangt, als daß du an den Spieltischen präsidierst und möglichst hübsch aussiehst.«

Gelangweilt zog er die Schultern in die Höhe.

»Vielleicht kannst du tatsächlich nichts dafür, daß du nicht mehr hübsch bist – aber das ist noch lange kein Grund, meine Kundschaft mit deinem unfreundlichen Gesicht anzuöden.«

»Nun, und weiter...?« fragte sie. Es war ihr klar, daß dies alles nur die Einleitung war.

»Da ich dich nicht mehr glücklich machen kann, habe ich beschlossen, dich an jemand abzutreten, der es bestimmt fertigbringt.«

»Abtreten... mich...?« Sie lehnte sich weit vor. Ihr weißes Gesicht zeichnete sich im Lichtschimmer, der durch die Tür fiel, scharf gegen die Dunkelheit des Zimmers ab.

Er hob die Hand.

»Nur keine Mißverständnisse, Kate! Ich spreche von einem Gatten für dich, und ich werde höchstpersönlich dafür sorgen, daß die Ehe glücklich wird.«

Sie griff sich an den Hals, konnte aber keine Worte hervorbringen.

»Keine Angst, keine Angst – ein alter Freund von dir ... Charles Berry ist der Glückliche. Du liebst ihn doch, wie?« fragte Louba im sanftesten Tonfall und mit verstecktem Spott.

»Ich soll Charles Berry heiraten?« Sie rang nach Atem. »Niemals!«

»Doch, liebe Kate. Du heiratest ihn bestimmt – weil ich es will!«

»Und ich will es nicht!«

»Das sagst du mir, sozusagen deinem Vormund? Wie könnte ich je wieder nach England zurückkehren, wenn ich dich unbeschützt hier lassen müßte? Glaubst du, ich hätte kein Gewissen?«

Die Situation bereitete ihm ein köstliches Vergnügen. Aber bevor er fortfahren konnte, wurde die Tür hinter ihnen aufgerissen, und ein Mann stürzte herein.

»Louba, sind Sie hier?« fragte eine heisere Stimme.

»Ja. Wer sind Sie?«

»Vacilesco. – Verstecken Sie etwas für mich, Louba! Nur so lange, bis ich meine Verfolger los bin...«

Er brach ab und lauschte. Vom Gang her hörte man Schritte.

»Sie sind mir schon auf den Fersen! Hier, verstecken Sie dies – ich beteilige Sie am Erlös, Louba!«

Er drückte Louba etwas in die Hand, sprang auf das niedrige Fensterbrett, von dort in den Garten und rannte in Richtung der Gartenmauer davon.

Louba konnte den Gegenstand eben noch blitzschnell unter dem nächsten Kissen verstecken, als die Tür von neuem aufflog.

»Was ist denn schon wieder los? Wer seid Ihr?« herrschte er die Eindringlinge an und drehte den Lichtschalter.

Kate erblickte drei ziemlich finstere Gesellen, von denen der eine hastig hervorstieß:

»Hier kam jemand herein... Wo ist er?«

Louba zeigte wortlos nach dem Garten, und ohne auf weitere Erklärungen zu warten, schwangen sich die Männer durch das Fenster und waren gleich darauf in der Dunkelheit verschwunden.

»Du bleibst hier und gibst auf das Ding acht!« befahl Louba der zitternden Frau. Dann folgte er den Männern. Aus Teilhaberschaften hatte er sich noch nie viel gemacht ...

Vorsichtig eilte er dem Laut der Schritte nach, die er deutlich vor sich auf dem kiesbestreuten Gartenweg hörte.

Kurz vor der hohen Mauer, die den parkartigen Garten des Hauses umgab, erreichten die Verfolger ihr Opfer. Louba kauerte sich in den Schatten eines Gebüsches.

Er sah die miteinander ringenden Gestalten, hörte das Schurren der Füße, das Keuchen ... Dann plötzlich ein halberstickter Schrei und – Stille...

Scharf spähend unterschied er, wie die drei sich an dem am Boden liegenden Mann zu schaffen machten, nach kurzer Zeit aufstanden, einen Moment beratschlagten und dann in der dem Loubaschen Hause entgegengesetzten Richtung davonliefen.

Nach ein oder zwei Minuten schlich er zu der stillen, an der Erde liegenden Gestalt und untersuchte sie kurz.

Mit leisen Schritten kehrte er dann zum Haus zurück.

Kate saß noch so da, wie er sie verlassen hatte.

»Was ist passiert?« fragte sie schnell, durch die vielsagende Art, mit der er seine Hände und seine Kleider auf Blutflecken untersuchte, erschreckt.

»Ich fürchte, die Burschen haben Vacilesco erstochen. Aber das geht uns nichts an – verstehst du? Wir wissen von nichts!« entgegnete er drohend. »Daß du mir ja keinen Fehler machst, Kate!«

Er schloß die Fenster und zog die Vorhänge zu, bevor er seine Beute unter dem Kissen hervorholte und untersuchte.

Es war ein mit bunten Glasperlen aller Art verziertes Holzkästchen. In der Mitte einiger zu Ornamenten verschlungener Perlenreihen trug es jeweils ein paar Simili-Edelsteine.

Erwartungsvoll klappte er den Deckel auf und war enttäuscht, als er es leer fand.

»Vacilesco ist anscheinend zu spät damit fortgerannt«, brummte er zynisch. »Sonderbar...«

Das Kästchen war innen mit weißem Seidenstoff ausgeschlagen, nur der Boden war wie auf der Außenseite mit Glasperlen und farbigem Glas belegt. Als er seine Finger darübergleiten ließ, entdeckte er zufällig eine Feder, durch die der falsche Boden sich öffnen ließ.

Einen Moment grinste er vergnügt, aber schon der nächste Blick zeigte ihm, daß auch der Raum darunter leer war.

Stirnrunzelnd überlegte er eine Weile... Dann zuckte er gleichgültig mit den Schultern.

»Na, Vacilesco hat dafür gezahlt – nicht ich!«

Er stellte das Kästchen auf den Tisch und nahm sich eine Zigarre.

»Du wolltest mir vorhin etwas mitteilen«, sagte Kate und beobachtete ihn scharf. »Was soll das heißen: ich soll Charles Berry heiraten?«

»Genau das soll es heißen, und nichts anderes. Wir trennen uns, du und ich; aber zuerst verheirate ich dich. Der zweite Stock von Braymore House in London, wo du so angenehme Stunden verbracht hast, gehört noch mir – ich werde bald dorthin zurückkehren. Aus Gründen, die du nicht erraten kannst, ist es mir lieb, dich als Frau Berry hierzulassen.«

»Ist das dein Ernst...? Das ist doch selbst für dich fast zu schmutzig und gemein!« stieß sie hervor.

»Schmutzig? Gemein? So eine Undankbarkeit! Denk nur daran, wie ich dich hätte sitzenlassen können! Ja...«

Er brach plötzlich ab, als seine Augen zufällig auf das Kästchen fielen.

»Jetzt weiß ich es wieder!« rief er triumphierend. »Ich habe das Ding schon einmal gesehen. Ja, ja – es war...«

»Ich will nichts davon hören!« schrie sie. »Bleib bitte bei unserer Unterhaltung!«

»Oh, ich sah das Kästchen zu einer Zeit, an die du dich sehr gerne erinnerst«, spottete er. »Entsinnst du dich nicht, daß wir während unserer, ach so schönen, Flitterwochen einmal zusammen im Bazar waren und beobachteten, wie jemand einen unerhörten Preis für ein Kästchen zahlte...?«

»Sei ruhig!« Sie hielt verzweifelt die Hände vors Gesicht.

Er lachte.

»Wie schade, daß solche Zeiten nicht ewig dauern, Kate, wie?«

»Ich erinnere mich eben an einen Mann, der mich warnte«, erwiderte sie bitter. »An jenem Tag ... ich schlug seine Warnung in den Wind.« Sie wandte ihr Gesicht ab.

»An jenem Tag? Ich wüßte nicht, wer damals mit dir gesprochen hätte... Aber das ist ja auch gleichgültig. Ich muß zurück zu meinen Gästen – meinen Opfern, wenn du das lieber hörst.«

Wieder fiel sein Blick auf das Kästchen.

»Ich will es als Andenken an dich aufheben, o geliebte Kate ... als Andenken an unsere bezaubernde Idylle.«

Er ging grinsend zur Tür, konnte sich aber einen letzten Hieb nicht versagen.

»Du brauchst natürlich kein solches Andenken! Das Kompliment kann ich mir schon machen, daß du mich bestimmt nie vergißt.« Lachend schlug er die Tür hinter sich zu.

6

»Erkennen Sie mich nicht mehr, Miller?«

Die Jahre waren nicht spurlos an Charles Berry vorübergegangen, aber trotzdem war Miller gleich über ihn im Bilde. Er hatte noch eine ganz persönliche Erinnerung an Mr. Berry, weil er einmal von Louba angefahren worden war, als er etwas über den Zweck von Berrys Besuchen hatte herausbekommen wollen.

»Wie geht es Ihnen, Miller?« fuhr Berry fort und streckte ihm leutselig die Hand entgegen.

»Danke, Sir. Und Ihnen?« fragte Miller zurück.

Es war offenkundig, daß sich Berry auf freundschaftlichen Fuß mit ihm stellen wollte.

Sie hatten sich eben vor Braymore House getroffen. Es war ein kalter, feuchter Abend.

»Bin gerade nach England zurückgekehrt«, sagte Berry. »Haben Sie etwas Besonderes vor?«

»Ich bringe Herrn Louba die Nachmittagspost in den Elect Club.«

»Hm – ist er dort?«

»Ja. Wollen Sie ihn sprechen?«

»Deswegen bin ich nach England zurückgekommen. Wahrscheinlich werde ich ihm aus verschiedenen Gründen die Hölle heiß machen. Hören Sie mal, wollen wir nicht ein Gläschen zusammen trinken – oder haben Sie's eilig?«

»Auf fünf Minuten kommt es mir nicht an.«

Sie gingen nebeneinander her. Der naßkalte Wind pfiff ihnen um die Ohren.

»Was haben Sie gegen Herrn Louba?« fragte Miller neugierig.

»Höchst einfach – er zahlt mir nicht, was er mir schuldet. Wie steht es nach Ihrer Meinung mit seinen Finanzen? Ist etwas faul?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Wissen Sie etwas?«

Sie schauten einander unsicher an.

»Reden wir nicht lange darum herum«, sagte Berry. »Es ist das vernünftigste, wir schenken einander gleich reinen Wein ein. Louba ist im Rückstand mit seinen Zahlungen an mich, und ich frage mich, ob ihm das Geld ausgeht. Wie steht es bei Ihnen?«

»Meinen Lohn hat er auch noch nicht bezahlt«, brummte Miller.

»Oho...!«

Berry begann zu grübeln. Dann wandte er plötzlich den Kopf und machte Miller auf einen kleinen Mann aufmerksam, der ihnen schon seit einiger Zeit gefolgt war.

»Kennen Sie den Burschen da?« fragte er. »Er kommt mir irgendwie bekannt vor...«

»Wie er heißt, weiß ich nicht, ich habe ihn hier schon öfters herumlungern sehen.«

An der Ecke war ein kleines Restaurant, und als sie es sich an einem der Tische bequem gemacht hatten, wurde Berry vertraulich.

»Offen gesagt – ich habe schon mit Louba gesprochen«, erklärte er.

»Was, seit Ihrer Rückkehr?«

»Ja. Sie waren gerade nicht da. Louba sagte mir, er sei pleite und wolle versuchen, aus dem Land zu verschwinden und dazu so viel Geld wie nur möglich zusammenzukratzen.«

Miller pfiff leise durch die Zähne.

»Feine Kiste! Und wie steht's mit meinem Lohn?«

Berry zuckte die Schultern.

»Erwarten Sie nicht, daß Louba sich darum kümmert!«

»Ich verstehe«, nickte Miller. »Er will mich hereinlegen...«

Berry lachte.

»Warum sollte er Sie besser behandeln als andere, Miller?« meinte er und sah dann plötzlich auf.

Der kleine Mann, den sie auf der Straße beobachtet hatten, betrat das Lokal und nahm an einem Nachbartisch Platz. Berrys unhöfliches Anstarren beantwortete er mit einem arglosen Blinzeln.

»Was will der Bursche nur?« murmelte Berry. Obwohl der Mann völlig harmlos aussah, war er ihm unbehaglich.

»Nach all den Jahren, die ich ihm gedient habe!« funkte Miller dazwischen, dessen Gedanken immer noch bei Louba und seinem persönlichen Groll gegen ihn waren. »Aber ich hatte schon die ganze Zeit über Verdacht...«

»Warum?«

»Ich weiß, daß seine Geschäfte ziemlich schlecht gehen und daß er eine Menge Geld verloren hat. Außerdem entdeckte ich vor einigen Tagen beim Aufräumen einen Paß... Ausgestellt auf einen falschen Namen, aber mit seiner Fotografie darauf.«

»Aha! Er will sich also tatsächlich aus dem Staub machen.«

Berry stürzte sein Glas hinunter und setzte es heftig auf den Tisch.

Miller folgte seinem Beispiel, und Berry bestellte für jeden noch einen Doppelten.

Je mehr sie tranken, desto schändlicher fühlte sich Miller behandelt, und Berry pflichtete ihm eifrig bei. Er war sehr zufrieden mit dem augenblicklichen Geisteszustand des Dieners. Als er einmal zufällig aufsah, entdeckte er, daß ihnen der kleine Mann mit geradezu unverfrorener Neugierde zuhörte.

»Freundchen«, sagte Berry vernehmlich. »Erzählen wir uns etwas, was Sie interessiert?«

»Entschuldigen Sie vielmals«, entgegnete der kleine Mann. »Aber ich hörte zufällig, daß Sie von Herrn Louba sprachen.«

»Freund von Ihnen?«

»Um Gottes willen, nein, nein! Aber ich interessiere mich sehr für ihn.«

»Ach, warum denn?«

Der kleine Mann zog seinen Stuhl an ihren Tisch.

»Ich habe festgestellt, daß da Costa eine Wohnung im Braymore House hat, die über der Loubas liegt.«

»Das stimmt«, erklärte Miller. »Aber deswegen ist er noch lange kein Freund Loubas.«

»Ich weiß, ich weiß«, gab der kleine Mann zurück. »Deshalb hoffe ich ja auch so stark...«

»Was haben Sie eigentlich mit Louba zu tun?« fragte nun Berry.

»Oh, nicht viel«, erwiderte der kleine Mann sanft. »Ich traf ihn vor Jahren – es ist schon lange her. Ich habe inzwischen nie die Hoffnung verloren, daß... Besonders hoffe ich auf da Costa. Sie hatten wieder Streit miteinander. Daß sie Konkurrenten sind, wissen Sie ja. Da Costa vergißt nicht so leicht!«

»Was, zum Teufel, hat denn das alles mit uns zu tun?«

»Oh, verzeihen Sie, vielleicht gar nichts. Ich interessiere mich eben für alles, was Louba betrifft. Es hilft mir... Nicht, daß ich je die Hoffnung verlöre«, flüsterte er und stand auf. »Ich habe davon seit Jahren gezehrt. Und ich kann warten...«

Er machte eine linkische Verbeugung und ging.

Berry tippte sich an die Stirn und wandte sich wieder an Miller.

»Total verrückt«, sagte er. »Aber nun hören Sie mal, Miller – können wir nicht verhindern, daß dieser Louba sein ganzes Geld zusammenrafft und sich aus dem Staub macht?«

»Ich wüßte nicht wie!«

»Hm – wir können nicht verhindern, daß er ausreißt, aber wir könnten uns wenigstens vorher einen Teil seiner Beute sichern. Sie sind doch mit ihm in derselben Wohnung...«

Miller setzte sein Glas so hastig ab, daß ein Teil des Whiskys auf die marmorne Tischplatte überschwappte.

»Was soll das heißen? Halten Sie mich für einen Dieb?«

»Dann würde ich mich überhaupt nicht mit Ihnen unterhalten«, antwortete Berry mit etwas übertriebener Großspurigkeit.

»Was soll dann diese Andeutung, daß ich in derselben Wohnung mit Louba bin?«

»Nun, Sie könnten immerhin dafür sorgen, daß er nicht allein von dem Geld profitiert, das er von anderen ergaunert hat«, erklärte Berry mit gespielter Entrüstung. »Diesem Kerl das Geld wegzunehmen, das ihm überhaupt nicht gehört, ist geradezu eine gute Tat! Ich sage Ihnen, ich würde mir nichts daraus machen, einen Schurken wie Louba auch einmal hereinzulegen.«

»Hm, in der Theorie sieht das ganz gut aus«, brummte Miller. »Da stimme ich Ihnen bei. Aber wenn es zur Praxis kommt...« Er schüttelte den Kopf. »Ich will das Risiko nicht übernehmen, einem Richter den Unterschied zwischen Recht und Unrecht klarzumachen.«

»Nur keine Sorge, das eigentliche Risiko übernehme ich schon selbst«, versprach Berry. »Sie haben nichts zu tun, als die Augen offenzuhalten – sofort wenn eine größere Summe im Haus ist, sagen Sie es mir. Das Ding drehe ich dann allein, wenn nur Sie die Gelegenheit ausbaldowern. Und wir teilen fifty-fifty, als ob Sie genausoviel Risiko übernommen hätten. Na, was halten Sie davon?«

Miller sagte eine ganze Weile überhaupt nichts. Eigentlich war er viel zu furchtsam, um den Vorschlag überhaupt ernsthaft zu diskutieren. – Aber er fuhr fort zu trinken, und je mehr er trank, desto mehr verdüsterte sich sein Gesicht, denn die Ungerechtigkeit seines Herrn wuchs in seinen Augen kongenial zu der Menge des vertilgten Whiskys.

Charles Berry verlor nicht die Geduld und ließ ein frisches Glas nach dem anderen auffahren.

7

»Was wünschen Sie, Mr. Louba?«

»Könnte ich Sie kurz sprechen, Miss Martin? Ich möchte Ihnen gerne etwas Wichtiges sagen.«

Miss Beryl Martin, die an dem von Menschen dicht umdrängten Spieltisch stand, nickte mit dem Kopf und ging mit Louba zu einer Fensternische.

»Spielen Sie heute abend nicht?« murmelte er.

Sie schüttelte mit ziemlich gedrücktem Gesichtsausdruck den Kopf.

»Mister Louba, würden Sie mir jetzt einmal genau sagen, wieviel ich Ihnen eigentlich noch schulde. Ich muß jetzt unbedingt aufhören zu spielen. Das, was ich verloren habe, kann ich doch nie mehr zurückgewinnen, und ich muß jetzt irgendwie wenigstens die Schulden bei Ihnen loswerden. Sie sagen mir dauernd, daß es gar nicht so viel ist – wollen Sie mir nicht reinen Wein einschenken?«

»Genau über diesen Punkt wollte ich gerade mit Ihnen sprechen«, entgegnete er. »Hier können wir schlecht miteinander reden... Kommen Sie.«

Sie folgte ihm in ein kleines Zimmer im Parterre, dessen Fenster zum Hof hinaus lagen.

Das Haus, in dem sie sich befanden, gehörte Sir Harry Marshley, aber Louba schien sich darin völlig ungeniert zu bewegen.

»Glauben Sie mir, Miss Martin, ich erwähne diese Angelegenheit nicht gerne«, sagte Louba. »Und bevor ich Ihnen ernstlich Sorgen mache, würde ich lieber selber einen Verlust in Kauf nehmen... Aber ich hoffe auf etwas anderes.«

Vor seinem kühnen Blick wich sie instinktiv zurück.

»Ich möchte natürlich keinesfalls, daß Sie einen Verlust erleiden, Mister Louba«, antwortete sie hastig. »Sie haben doch sämtliche Schuldscheine, die ich unterschrieben habe, in Händen?«

»Ich glaube schon«, erwiderte er anscheinend gleichgültig.

»Bitte sagen Sie mir jetzt klipp und klar, wieviel alles zusammen beträgt!«

»Fünfzigtausend Pfund.«

»Was...?«

Sie war so erschrocken, daß sie kaum sprechen konnte.

»Das kann doch nicht sein...!! Fünfzigtausend ...!« stammelte sie mit kreidebleichem Gesicht.

»Es ist so. Soll ich Ihnen die Schuldscheine zeigen? Aber regen Sie sich doch nicht so auf!«

»Aber soviel bekomme ich im Leben nicht zusammen! Und meine Mutter hat nichts außer einer Rente – es würde sie umbringen, wenn sie wüßte, daß ich solche Unsummen verspielt habe.«

Er zog achselzuckend ein Bündel Schuldscheine mit ihrer Unterschrift hervor und gab es ihr zum Durchblättern.

»Miss Martin, ich hätte diese Zettel alle verbrannt, wenn meine eigene finanzielle Lage etwas besser wäre«, murmelte er. »Aber ich habe selbst schwere Verluste erlitten und sehe mich gezwungen, alle meine Außenstände einzutreiben.«

»Das heißt – Sie können nicht warten?«

»Ich fürchte – nein. Da ich London verlassen will, brauche ich vorher selbst Geld, um meine Verpflichtungen zu regeln.«

»Natürlich, das Geld steht Ihnen ja zu. Aber ich...«

Sie biß sich auf die Lippen.

»Oh, auf einen oder zwei Tage kommt es nicht an«, versetzte er ruhig.

»Ich weiß ja gar keinen Weg, wie ich bezahlen soll!« rief sie verzweifelt. »In so kurzer Zeit ist es mir ganz unmöglich...«

»Und dabei könnten Sie mich ganz leicht bezahlen«, unterbrach er sie und zog seinen Stuhl näher zu ihr heran. »Hundertfach, wenn Sie nur wollen.«

»Was meinen Sie damit?« sagte sie und lehnte sich ängstlich so weit zurück, wie es ihre Stuhllehne erlaubte.

Er ergriff plötzlich ihre Hand, die sie ihm sofort wieder entzog.

»Wenn Sie meine Frau wären, Beryl, gäbe es keine Schulden mehr für Sie. Und ich selbst würde bald wieder reich sein. Hätte ich Sie an meiner Seite, es gäbe wahrhaftig nichts, was ich nicht tun könnte... Verstehen Sie mich, Beryl? Verstehen Sie, was ich Ihnen anbiete?«

»Aber ich bin verlobt – das wissen Sie doch!« rief sie erschrocken und zeigte ihm den Ring an ihrer linken Hand.

Er zog die Lippen geringschätzig hoch.

»Der arme Teufel! Ich werde Sie schon lehren, ihn zu vergessen.«

»Aber ich will ihn gar nicht vergessen, Mr. Louba. Ich werde ihn heiraten.«

»Kaum, kaum«, entgegnete er nachlässig.

»Mr. Louba, ich verbitte mir Ihr Benehmen. Diese Angelegenheit hat mit meinen Schulden überhaupt nichts zu tun.«

»Hm, ich glaube, Sie täuschen sich sehr: wenn Sie meine Frau werden, dann sind Ihre Schulden ohne weiteres meine Schulden, und ich verbrenne die Schuldscheine an unserem Hochzeitstag – der stattfindet, noch bevor ich London verlasse. Wenn Sie dagegen darauf bestehen, diesen Leamington zu heiraten... Nun, seine zukünftige Frau bedeutet mir nicht das Geringste, und ich müßte dann auf prompter Zahlung bestehen. Es tut mir leid, aber da Sie selbst nicht genügend Geld haben, wäre ich in diesem Fall gezwungen, Ihre Frau Mutter aufzusuchen.«

»Um Gottes willen...! Eine solche Nachricht könnte sie nie verwinden!«

»Es liegt an Ihnen...« Er sah sie vielsagend an.

Sie drehte angeekelt den Kopf weg. Ihr Widerwille gegen ihn wurde immer stärker.

In diesem Moment fuhr sie plötzlich aus ihrem Stuhl hoch.

»Wer ist das?« rief sie erschrocken.

»Wer? Wo?«

»Jemand war am Fenster und preßte sein Gesicht an die Scheibe ...«

Er sprang auf und schaute zum Fenster hinaus.

»Kein Mensch zu sehen«, erklärte er dann.

Sie hatte sich von ihrem Schrecken wieder erholt. »Vielleicht war es einer der Diener – er schaute durch die Lücke im Vorhang herein. Sicher war es nur ein Zufall.«

»Möglich. Trotzdem kann ich Menschen nicht leiden, die durch Fensterscheiben in anderer Leute Zimmer schauen.«

Er zog die Vorhänge ganz zu, so daß keine Öffnung mehr zwischen ihnen blieb.

»Hatte der Bursche etwa einen Schnurrbart und ein ziemlich rotes Gesicht?«

»Ich glaube nicht. Aber ich kann es nicht genau sagen.«

»Schade – hätte gerne gewußt, wer sich so für mich interessiert«, bemerkte er finster.

Es entstand eine kurze Pause, in der er nachdenklich zu Boden starrte, bis Beryl die unterbrochene Unterhaltung wieder aufnahm.

»Ein bis zwei Wochen Aufschub können Sie mir doch sicher gewähren?« fragte sie bittend.

»Unmöglich. Ich gehe morgen früh zu Ihrer Mutter. Außerdem, was würden Ihnen da auch Tage nützen? Woher wollen Sie denn das Geld bekommen?«

»Ich ... könnte es eventuell besorgen«, murmelte sie.

»Meinen Sie etwa von Leamington? Wollen Sie ihm Ihre Liebe dadurch beweisen, daß Sie ihn ruinieren? Sie glauben doch nicht im Ernst, daß er fünfzigtausend Pfund auftreiben kann.«

Sie ballte ihre Hände.

»Sie haben recht«, murmelte sie.

»Warum sollten Sie sich auch an ihn wenden? Glauben Sie nicht, daß ich Sie glücklicher machen kann als er?«

Er hatte ihre Hände gepackt und brachte sein dunkles Gesicht nahe an das ihrige.

»Es sieht nur so aus, als ob ich grausam wäre, Beryl«, flüsterte er ihr zu. »Dabei will ich Sie doch nur glücklich machen ...«

»Wenn Sie das wirklich wollten, dann würden Sie mich nicht so drängen!« rief sie heftig. »Es ist Ihnen ja schon zuviel, wenn ich Sie bitte, noch auf das Geld zu warten.«

»Ohne das Geld könnte ich auskommen, Beryl, das ist richtig – aber nicht ohne Sie!«

»Sie müssen, denn ich denke nicht daran, Sie zu heiraten!«

»Dann kann ich Ihnen auch keinen weiteren Zahlungsaufschub geben«, erwiderte er kalt.

»Und Sie ... Sie geben vor, Sie wollten mich glücklich machen!«

»Und Sie geben vor, Ihre Mutter zu lieben ...? Und wollen sie nicht einmal vor einem solchen Schrecken bewahren.«

Sie saß da wie gelähmt und starte auf den Teppich.

»Schließlich ist alles Ihr eigener Fehler«, bemerkte er nach einiger Zeit lässig. »Wollen Sie nun auch noch Ihre Mutter tödlich erschrecken oder diesen Leamington ruinieren? Schließlich waren Sie es ja allein, die diese Torheit begangen hat – Sie sollten auch diejenige sein, die dafür bezahlt.«

»Ja«, sagte sie plötzlich fast tonlos und stand auf. »Ich müßte dafür zahlen – und ich werde dafür zahlen.«

Sie hob die Hand, um ihn fortzuschieben, als er triumphierend auf sie zutrat.

»Du wirst mir noch dankbar sein ... Eines Tages, wenn du das Glück kennengelernt hast, das du bei mir finden wirst.«

Sie gab keine Antwort, sondern wich nur noch weiter vor ihm zurück.

»Ich muß jetzt gehen«, sagte sie mit kraftloser Stimme.

8

Geduldig wartete Frank Leamington vor dem Tor des Marshleyschen Hauses auf seine Braut, Miss Beryl Martin.

Sir Harry kam eben herausgeschlendert – ein kahlköpfiger, vertrockneter Mensch, der leicht schielte.

»Hallo, Leamington, immer noch da? Haben Sie sich gut amüsiert?«

»Natürlich, ausgezeichnet.«

»Warum spielen Sie eigentlich nie? Meine Frau sagt mir, daß Sie sich niemals im Spielsaal sehen lassen. Beryl ist doch dort ständiger Gast!«

Frank hielt mit Mühe die Worte zurück, die ihm auf der Zunge lagen, und er erwiderte nur:

»Ich könnte es mir gar nicht leisten, so hoch zu spielen – und bei Beryl steht es meiner Meinung nach eigentlich genauso.«

Sir Harry rümpfte hämisch seine ziemlich rote Nase.

»Beryl muß ja schließlich am besten wissen, was sie tut«, sagte er. »Außerdem hat ihr Vater ihr einiges hinterlassen, mein Lieber.«

»Er hinterließ ihr sehr wenig«, entgegnete Frank mit Nachdruck.

Sir Harry zuckte lediglich gleichgültig seine mageren Schultern.

In diesem Augenblick sah Frank Beryl aus der Haustür kommen. Neben ihr ging ein großer, eleganter Mann, der sie so vertraulich am Arm gefaßt hielt, daß Frank wütend wurde.

Am Fuß der Treppe machten sie halt und unterhielten sich einen Augenblick leise miteinander. Dann verabschiedete sich das Mädchen mit einem Nicken und kam eilig auf Frank zu.

»Es tut mir so leid, daß du warten mußtest«, sagte sie schnell.

Sie sah sehr erschöpft aus. Er verstaute sie besorgt in seinem Wagen, setzte sich neben sie und begann erst dann zu reden.

»Beryl«, sprudelte er heraus, »ich mache mir solche Sorgen. Ganz bestimmt will ich dir keine Vorhaltungen machen, aber dieses verwünschte Kartenspiel richtet dich noch zugrunde, Liebling. Du weißt doch, daß das Haus dieses Marshley weiter nichts als eine Spielhölle ist. Marshley ist ja völlig pleite und weiter nichts als ein Aushängeschild ... Hinter der ganzen Sache steht niemand anders als Louba!«

»Ich weiß – ich weiß, Frank«, sagte sie.

Er wollte ihre Hand nehmen, aber sie entzog sie ihm sanft.

»Frank, ich muß es dir ja doch sagen – nimm dies zurück.«

Er fühlte etwas auf seiner Handfläche, und noch bevor er es richtig angeschaut hatte, wußte er schon, daß es ihr Verlobungsring war.

»Beryl!«

»Es tut mir leid ... wirklich leid. Ach, frag mich nicht, Frank – ich werde Emil Louba heiraten. Nein, nein, frag nicht warum ... Lieber, guter Frank, bitte.«

Er saß wie gelähmt da, völlig unfähig, einen Gedanken zu fassen.

»Dieser – Kerl!« stieß er endlich hervor. »Du bist verrückt, Beryl!« Du darfst es nicht tun! Bei Gott, eher bringe ich uns um. Darum also hat man dich hierhergelockt – Louba will dich haben. Vorher mußte er dich aber ganz gefügig machen. Ich kann mir alles denken – er hat dich im Spiel betrogen, und jetzt stellt er dich vor die Alternative: entweder heiraten oder zahlen.«

»Ich muß doch an Mutter denken«, flüsterte sie mit kaum hörbarer Stimme. »Frank, Frank, ich war ja so dumm!«

Sie verbarg das Gesicht in den Händen und weinte hilflos. Er konnte nur untätig und verzweifelt danebensitzen.

Nach einer Weile richtete sie sich auf.

»Fahr mich nach Hause«, sagte sie schwach. »Sprich nicht mehr darüber ... Es hat ja alles keinen Sinn mehr.«

Schweigend und mit verbissenem Gesicht fuhr er los und hielt nach kurzer Zeit vor der Tür des Häuschens auf dem Edwards Square, wo sie mit ihrer kranken Mutter wohnte.

»Gute Nacht, Frank«, sagte sie und küßte ihn.

Bevor er sie festhalten konnte, war sie schon aus seinen Armen geglitten und im Hauseingang verschwunden.

Einen Augenblick starrte er die Tür an, dann startete er entschlossen den Wagen.

Nach einer halben Stunde hielt er vor einer dunklen Fassade – Braymore House. Er kannte den Grundriß dieses Gebäudes wie seine Hosentasche. Als erfolgreicher Architekt war er beim Bau dieses Blocks sehr teurer Mietwohnungen beteiligt gewesen. Das Gebäude hatte sechs Stockwerke, und die nach den städtischen Vorschriften angebrachte Feuertreppe wirkte nicht gerade verschönernd.

Der ganze Komplex lag im Dunkeln. Nur im zweiten Stock zog sich ein breiter weißer Lichtstreifen hin.

Er wußte, das war Loubas Wohnung. Jetzt bei dem Levantiner einzudringen war unmöglich, denn die große Eingangstür war um diese Zeit schon fest verschlossen.

Er überlegte einen Augenblick. Dann ging er durch das Hoftor in den Garten hinter dem Haus und erreichte auf einem Seitenpfad die eiserne Leiter, die zur Plattform der Feuertreppe führte. Sorgfältig untersuchte er die Aufstiegsmöglichkeiten.

Nachdem er seine Erkundigungen beendet hatte, ging er zu seinem Wagen zurück.

Morgen wollte er sich das Gebäude noch einmal genau bei Tag ansehen.

Dünner Nebel stieg vom Regents Park auf, als er seine eigene Wohnung in Gate Gardens erreichte. Um so besser, dachte er.

9

Sehr zufrieden mit den Ereignissen dieses Abends kehrte Louba nach Braymore House zurück. Es war das erste Mal, daß er allen Ernstes daran dachte, eine Frau zu heiraten. Aber Beryl Martin war es wert – ganz abgesehen von dem guten Geschäft, das er sich von dieser Ehe erhoffte.

»Ich brauche Sie nicht mehr, Miller«, sagte er aufgeräumt, als er in die Wohnung kam. Er zündete sich eine Zigarre an und lehnte sich an den Kamin, wo er paffend die Situation überdachte.

Mit seinen Finanzen war es eine Zeitlang nicht zum besten gestanden, aber die Krise schien jetzt überwunden zu sein.

Nach einer Weile wurde er sich der Stille in dem halbdunklen Raum bewußt. Er hatte plötzlich ein unbestimmtes Gefühl der Unsicherheit und schaute unruhig im Zimmer umher. Stirnrunzelnd entsann er sich Beryls Behauptung, daß sie in Marshleys Haus ein Gesicht vor dem Fenster gesehen habe.

Ärgerlich über seine eigene Nervosität ging er mit ein paar langen Schritten zu dem hinter ihm liegenden Fenster, dessen bis zum Boden reichende Vorhänge er beiseite schob, um sich zu vergewissern, daß das Fenster geschlossen war.

Mit einem unartikulierten Laut prallte er zurück – hinter dem Vorhang stand ein Mann.

»Da Costa!«

»Na, und?« fragte da Costa zurück und fuhr mit der Hand vielsagend nach der hinteren Hosentasche.

»Nicht schlecht, nicht schlecht«, rief Louba schnell gefaßt und bedeutete ihm durch eine Bewegung, die Waffe stecken zu lassen.

»Dürfte ich Sie höflichst fragen, was Sie hier in meiner Behausung suchen?«

»Oh, ich wollte nur warten, bis Sie ins Bett gehen, Louba.«

»Und was dann?« fragte Louba so scharf, daß da Costa zu lachen begann.

»Keine Angst. Ich hatte nicht die Absicht, Sie zu ermorden.«

»Aha! Sie wollten also nur stehlen?«

»Um genau zu sein – momentan wollte ich warten, bis Sie sich schlafen gelegt hatten, und mich dann durchs Fenster auf den Heimweg machen.«

»Sie sind mir der richtige Dieb. Ich weiß längst, daß Sie um meine Wohnung herumspionieren, und diesmal scheinen Sie meine Abwesenheit gut ausgenützt zu haben.«

Da Costa zuckte die Schultern.

»Ich hatte in Ihrem Zimmer geschäftlich zu tun«, meinte er. »Warum stören Sie mich eigentlich?«

Louba packte ihn heftig beim Arm und riß ihn herum, bis das Licht voll in sein Gesicht fiel.

»Du hast gefunden, was du hier suchtest«, knurrte er, »sonst wärst du nicht so frech und unverschämt!«

»Und wenn ich dir etwas weggenommen hätte, würdest du es doch nie bei mir finden«, lachte da Costa.

Louba schüttelte ihn.

»Was hast du genommen? Los – 'raus damit!«

»Gibst du mir vielleicht das wieder, was du mir während eines langen Zeitraums auf die verschiedenste Weise abgeknöpft hast?« fragte da Costa zurück. Plötzlich lächelte er. »Natürlich mußt du es mir wieder geben – es bleibt dir gar nichts anderes übrig!«

Louba betrachtete ihn düster von oben bis unten.

»Du kommst aus diesem Zimmer nicht heraus, bevor du nicht hergibst, was du geklaut hast«, sagte er.

»Wie du meinst«, stimmte da Costa ganz gemütlich zu. »Bitte – durchsuche mich.« Er hob einladend beide Arme hoch.

Mißtrauisch sah ihn Louba an und ließ dann mit einer Geschicklichkeit, die langjährige Übung bewies, seine Hände durch die Taschen des anderen gleiten.

Da Costa verfolgte die vergeblichen Bemühungen seines Rivalen mit heller Freude. Louba nahm seine Sache genau, aber schließlich mußte er doch einsehen, daß selbst in den Schuhen da Costas nichts versteckt war.

»Entweder du rückst jetzt mit der Sprache heraus, oder ich ziehe andere Saiten auf«, drohte Louba wütend und sprang unvermittelt auf da Costa los.

Er packte ihn am Kragen, stieß ihn zurück, so daß sein Oberkörper auf der Brüstung des offenen Fensters lag, und drückte ihm unbarmherzig den Hals zusammen.

»Also ... wie steht es?« murmelte Louba. »Was hast du weggenommen – oder soll ich dich hinunterwerfen?«

»Laß los«, keuchte da Costa, »nichts habe ich genommen laß los, laß los, oder ...« Durch eine geschickte Wendung bekam er seinen Hals frei, duckte sich zusammen und versetzte Louba mit dem Kopf einen solchen Stoß vor den Magen, daß dieser rückwärts taumelte, über einen Stuhl stürzte und polternd mit dem Kopf am Boden aufschlug.

»So«, sagte da Costa atemlos, »merk dir das! Wenn du noch einmal handgreiflich wirst, dann hat dein letztes Stündchen geschlagen.«

Louba raffte sich mühsam auf.

»Du Hund ...!«

»Und wenn ich auch noch nicht habe, was ich hier suche«, unterbrach ihn da Costa, »so weiß ich jetzt wenigstens, wo ich danach schauen muß.«

»Ich werde die Polizei anrufen«, knirschte Louba und griff nach dem Telefonhörer.

»Ruf sie nur«, spottete da Costa. »Fragt sich nur, für wen von uns beiden das unangenehmer wäre. Die Polizei könnte zum Beispiel fragen, wo du das Etwas herhast, das ich suche, Louba. Denk drüber nach. Gute Nacht.«

Er drehte sich um, kletterte gewandt durchs Fenster und stieg kaltblütig auf den eisernen Stufen der Feuerleiter zu seiner eigenen Wohnung hinauf, die ja direkt über der Loubas lag.

Louba runzelte die Stirn. Was hatte der Kerl nur in seinem Zimmer gesucht? Er prüfte sorgfältig alles nach – seinen Schreibtisch, seine Wertgegenstände, aber nichts fehlte.

In einer alten Truhe hatte er verschiedene Andenken und Raritäten von relativ geringem Wert. Als er den Deckel öffnete, sah er sofort, daß da Costa hier herumgewühlt hatte.

Ganz oben lag aufgeklappt das glasperlenverzierte Kästchen, das ihm seinerzeit in Kates Gegenwart in die Hände gefallen war. Er berührte die Feder am Boden des Kästchens und betrachtete den leeren Raum darunter.

Plötzlich begann er übers ganze Gesicht zu grinsen. War es möglich, daß da Costa glaubte, er, Louba, hätte einen solchen Gegenstand in Händen, ohne das einfache Geheimnis der verborgenen Feder entdeckt zu haben? Glaubte da Costa wirklich, daß der Schatz, den das Kästchen wahrscheinlich einmal enthalten hatte, immer noch darin war?

Diese gute Gelegenheit konnte er sich nicht entgehen lassen, da Costa zu ärgern.

Er legte das Kästchen wieder in die Truhe zurück. In den falschen Boden aber steckte er einen Zettel, auf den er eine Bemerkung für da Costa kritzelte:

Hätte ich gewußt, was Sie wollten, dann hätte ich Sie höflichst um die Annahme eines solch kleinen Beweises meiner Hochachtung für Sie gebeten.

»So ein Dummkopf«, murmelte er dann vor sich hin, als er in sein Schlafzimmer ging. »Nicht nötig, das Fenster zu schließen, wenn das alles ist, was er will!«

10

Am nächsten Vormittag ging Frank Leamington zu Beryl. Er hatte immer noch die Hoffnung, daß sie vielleicht doch ihren Entschluß geändert hätte.

Beryl führte ihn in ein Zimmer, wo sie ungestört miteinander sprechen konnten.

»Frank, du hättest nicht mehr kommen sollen. Wirklich ... Es hat doch keinen Sinn.« Niedergeschlagen sank sie auf einen Stuhl.

»O nein, Beryl, so schnell gebe ich nicht auf. Selbst wenn du unsere Verlobung löst – solange ich lebe, wirst du diesen Mann bestimmt nicht heiraten!«

Sie schaute ihn besorgt an.

»Frank«, fragte sie, »was hast du vor?«

»Nichts wird mich dazu bewegen, zuzuschauen, wie du Louba heiratest. Du weißt nicht, wer er ist!«

»Ich will es auch gar nicht wissen –. ich werde ihn heiraten ...«

»Du tust es nur, weil du ihm Geld schuldest, nicht wahr?«

Sie preßte die Lippen zusammen.

»Gut, du brauchst mir nicht zu antworten, ich kann raten. Aber trotzdem ... Hättest du nicht zu mir kommen können, Beryl?«

»Nein, Frank. Ich darf für meine Dummheiten weder dich noch Mutter strafen ... Was ich mir eingebrockt habe, muß ich wohl selber auslöffeln ... Und ich glaube auch gar nicht, daß du die Summe bezahlen könntest, selbst wenn ich damit einverstanden wäre. Und wenn du es könntest, wärst du für dein ganzes Leben ruiniert. Noch schlimmer ist es, an Mutter zu denken – du weißt, wie furchtbar ihr jede Aufregung schadet ... Und Louba will nicht warten, nicht einen Tag lang. Außerdem, Frank, habe ich mein Versprechen gegeben.«

»Ist das dein letztes Wort?« fragte er. »Ist es damit aus zwischen uns?«

»Ja«, flüsterte sie schwach. »Du wirst vergessen, Frank ... In kurzer Zeit ... Vielleicht mit jemand anders glücklich werden.«

Er lachte rauh.

»Kümmere dich nicht darum, was aus mir wird, Beryl. Eines verspreche ich dir – du wirst diese Kreatur nicht heiraten. Wenn du kein Ende machen willst, dann mache ich ein Ende.«

»Frank, was willst du tun?« rief sie und rannte ihm nach, als er zur Tür ging. »Du willst doch nicht etwa zu Louba?«

»Dorthin gehe ich!«

»Frank?« Sie starrte entsetzt auf sein kalkweißes Gesicht. »Du willst ihn doch nicht ... Du willst ihn doch nicht ...«

»Ich will ihn umbringen!« schrie er heftig, »und ich werde es tun, verlaß dich darauf. Bevor ich zusehe, wie du diesen unsauberen Halunken heiratest, bringe ich ihn um.«

Er stürzte aus dem Zimmer, während sie die Hände vors Gesicht schlug und weinend auf einen Stuhl sank.

Leamington ging geradewegs zum Braymore House. Kurz bevor er sein Ziel erreicht hatte, begegnete ihm ein Taxi, hinter dessen Glasscheiben er Emil Louba erkannte. Frank zögerte einen Moment und setzte dann seinen Weg fort.

In Braymore House angekommen, läutete er beim Hausmeister, den er noch aus der Zeit her kannte, in der er als Architekt beim Bau dieses Häuserblocks mitgearbeitet hatte. Der Mann begrüßte ihn sehr freundlich, und Frank trug ihm sein Anliegen vor, als ob es die selbstverständlichste Sache von der Welt wäre.

»Es handelt sich um die Feuertreppe, die ich bei diesem Gebäude hier angelegt habe und die ich

jetzt auch an einem Haus anbringen will, das ich gerade in Arbeit habe«, sagte er. »Ich hätte mich gern noch einmal davon überzeugt, wie hier die Leitungen gelegt sind, die den Einbrecheralarm auslösen. Kann ich mir die Sache schnell ansehen?«

»Aber selbstverständlich, Mr. Leamington. Sie wissen doch, wie die Vorrichtung funktioniert?«

»Ja, ich weiß. Die Klingel läutet, wenn jemand die kleine eiserne Leiter herunterzieht, um zur Plattform hinaufzukommen, an der die eigentliche Nottreppe beginnt. Dürfte ich mir jetzt schnell anschauen, wie ich damals die Drähte verlegt habe?«

»Kommen Sie, Sir ... Oder, wissen Sie was, untersuchen Sie das, was Sie wissen wollen, doch allein und in Ruhe. Ich habe gerade viel zu tun, und Sie kennen sich hier ja gut aus.«

Der Portier war stolz darauf, dem bekannten jungen Architekten eine kleine Gefälligkeit erweisen zu können. Leamington drückte ihm ein beachtliches Trinkgeld in die Hand und schlenderte mit freundlichem Kopfnicken in den Hof.

An der Feuerleiter angekommen, prüfte er mit anscheinend angespannter Aufmerksamkeit eine ganze Zeitlang die Lage der Drähte und das Funktionieren des Mechanismus. Aus den Augenwinkeln überzeugte er sich dabei, daß ihn niemand beobachtete. Aber selbst wenn ihm jemand zugesehen hätte, würde der Betreffende kaum gemerkt haben, was das Hantieren Franks mit dem Taschenmesser in Wirklichkeit bezweckte.

Der Schnitt durch einen der Leitungsdrähte, die die Verbindung zu der Alarmklingel herstellten, war im Bruchteil einer Sekunde ausgeführt ...

11

Hurley Brown streckte seine Beine so aus, daß sie mehr von der Wärme abbekamen, die der offene Kamin im Rauchzimmer ausstrahlte; gedankenvoll betrachtete er seine elegant polierten Schuhe.

»Ihre Ansichten sind von Grund auf unmoralisch, Louba, das heißt, daß Ihr Sinn für Recht und Unrecht von normalen Gepflogenheiten in jeder Beziehung abweicht.«

Emil Louba kicherte. Seine große, breitschultrige Figur, sein massiver Körperbau, verbunden mit den groben Gesichtszügen, boten einen erstaunlichen Kontrast zu der eleganten, sportlichen Erscheinung seines Gegenübers. Beide Männer hatten sich seit der Zeit, in der sie sich zum erstenmal begegnet waren, kaum verändert – nur daß ihnen damals der gesellschaftliche Kodex eines englischen Clubs noch keine solche Zurückhaltung auferlegt hatte.

Für Louba war es ein Triumph, in demselben Club zu verkehren wie dieser Mann, der ihn einst so verächtlich behandelt hatte. Außerdem freute er sich darüber, daß ihre gemeinsame Bekanntschaft mit Dr. John Warden den Captain zu einer Zuvorkommenheit verpflichtete, die sehr verschieden von seinem Louba gegenüber früher zur Schau getragenen Benehmen war.

»Ansichtssache«, antwortete Louba und paffte ruhig an seiner Zigarre. »Stimmt, ich habe Menschen ruiniert, weil das der einzige Weg war, um reich zu werden. Um Geld zu bekommen, ist es notwendig, zu verletzen. Ich brauche Geld deshalb verletze ich. Verstehen Sie, bester Captain?«

»Ich verstehe«, sagte Captain Brown ohne Überzeugung.

Es war ein nebliger Samstagnachmittag im Dezember, und im Rauchzimmer des Elect Club befand sich niemand außer den beiden und Dr. Warden, dem berühmten Arzt, der wegen einer Operation in der Stadt aufgehalten worden war. Der Doktor klebte eben einen Brief zu, den er gerade beendigt hatte, übergab ihn einem Clubdiener zum Einwerfen und schlenderte dann zu ihnen, beim Näherkommen seine Pfeife stopfend.

»Wären Sie doch schon vorher dagewesen, Dr. Warden. Der Mann hier hat soeben seine Lebensanschauung entwickelt.« »Die Ihnen natürlich unangenehm war, Captain«, antwortete der Doktor schmunzelnd. »Ich habe nie so richtig herausbekommen, ob nun Louba wirklich der schlechte Kerl ist, der er zu sein vorgibt, oder ob seine Ansichten nur dazu da sind, bei anderen Leuten Anstoß zu erregen.«

»Na, um mich zu schockieren, bedarf es allerhand«, meinte Hurley Brown trocken. »Selbst Scotland Yard und die kriminalistische Arbeit haben das nicht fertiggebracht.«

Louba grinste.

»Dennoch könnte ich Ihnen Dinge erzählen, Dinge ... Ich habe mein Geld in der Levante gemacht, wie Sie vielleicht wissen«, sagte er unverfroren, mit einem Seitenblick auf Browns unbewegliches Gesicht. »Ja – ich könnte Ihnen Dinge erzählen!«

»Lieber nicht«, brummte der Doktor gemütlich. »Erzählen Sie uns statt dessen was Nettes. Ich habe drei Stunden lang Chloroform und alle möglichen Antiseptika eingeatmet und möchte etwas zur Beruhigung hören.«

Louba verzog das Gesicht.

»Entsetzlich«, sagte er. »Doktor, das erinnert mich an meine Schmerzen. Hier ...« Er zeigte auf eine Stelle oberhalb der Leistengegend. »Sie müssen mich nächstens einmal untersuchen – leider habe ich Angst davor. Wenn es etwas Schlimmes ist, möchte ich es gar nicht wissen!«

Dr. Warden lachte gutmütig.

»Ich komme heute noch bei Ihnen vorbei, Louba. Habe zufälligerweise sowieso nichts anderes vor. Wahrscheinlich werden Sie lediglich zu fett! – Bleiben Sie übers Wochenende in der Stadt, Brown?«

Hurley Brown nickte.

»Wir sind gerade mit der Aufklärung des Juwelendiebstahls vom Berkeley Square beschäftigt, und

ich werde in der Angelegenheit heute nacht wahrscheinlich eine Verhaftung vornehmen müssen. Genial angelegt, die ganze Sache ... muß ein schlauer Kopf gewesen sein – aber das haben Sie ja sicher alles in der Zeitung gelesen.«

Louba schaute auf die Uhr und erhob sich gemächlich.

»Ich erwarte Sie gegen 7 Uhr, Doktor.«

»In Ordnung, werde um diese Zeit bei Ihnen sein.«

Als Louba gegangen war, schaute Hurley Brown den Arzt an und verzog ein wenig das Gesicht.

»Ich kann den Menschen nicht ausstehen, John!«

»Nicht?« sagte der Doktor lässig. »Ich glaube, daß er gar nicht so schlimm ist, wie er tut. Vor allem ist er ungewöhnlich reich und ungewöhnlich orientalisch. Seine Mutter war eine Türkin, der Vater Malteser und wiederum der Sohn eines Griechen und einer Frau aus Smyrna.«

»Kennen Sie ihn eigentlich schon lange?« fragte Brown.

»Na, eine ganze Reihe von Jahren. Er ist wirklich gar nicht so schlimm. Und einmal hat er mir sogar sehr beigestanden, als ich in einer äußerst kritischen Lage war – das vergesse ich ihm nie.«

»Wissen Sie, daß Louba heiratet?«

Der Doktor blinzelte erstaunt. »Im Ernst?«

»Ja, er heiratet Beryl Martin, ein wirklich hübsches Mädel.«

»Ist Miss Martin nicht mit dem jungen Leamington verlobt?«

»Der Meinung war ich auch, Doktor. Aber anscheinend ist die Verlobung gelöst worden. Louba heiratet auf Grund einer Sondererlaubnis schon am nächsten Mittwoch, und anschließend will das glückliche Paar die Flitterwochen in Paris verbringen.«

Der Arzt kratzte sich gedankenvoll am Kinn.

»Sonderbar«, meinte er schließlich. »Hätte nie gedacht, daß Louba jemals heiratet.«

12

Um 6 Uhr zog Dr. Warden in seiner Wohnung in der Devonshire Street seinen Smoking an, da er sich mit einem alten Kollegen zum Abendessen verabredet hatte. Vorher wollte er aber noch den Besuch bei Louba erledigen. Unwillkürlich mußte er lächeln, als er sich Louba als Heiratskandidaten vorstellte. Trotz der vielen Fehler des Mannes hatte er ihm immer eine gewisse Zuneigung bewahrt.

Ein Taxi brachte ihn zum Braymore House. Als er dort ausstieg, fragte ihn der Portier sofort, ob er nicht Herr Doktor Warden wäre.

Der Doktor lächelte. »Sie haben ein gutes Gedächtnis für Gesichter, so häufig war ich doch noch gar nicht hier.«

»Das stimmt«, antwortete der Mann geschmeichelt. »Erst heute morgen kam ein Herr zu mir, auf dessen Namen ich mich gleich wieder besinnen konnte, obgleich ich ihn seit dem Bau dieses Hauses nicht mehr gesehen hatte. Sicher kennen Sie ihn – Mr. Leamington, der Architekt.«

»Leamington?« interessierte sich der Doktor. »Was wollte er?«

»Oh, er wollte sich nur einmal ansehen, wie verschiedene Leitungen hier gelegt sind. Ich zeigte es ihm selbstverständlich gerne.«

Der Doktor nickte und fuhr dann mit dem Lift bis zu Loubas Wohnung. Er drückte auf den Klingelknopf, und die Tür wurde sofort geöffnet.

»Herr Dr. Warden? Bitte treten Sie näher.«

Auch der Diener mit dem hageren Gesicht erkannte ihn sofort wieder. Zur Überraschung des Doktors hatte er den Mantel an, und Miller erklärte auf seine Frage, daß er heute abend frei habe und eben weggehen wolle.

»Ich wollte nur noch warten, bis der andere Herr fort ist«, sagte er.

»Hat Ihr Herr Besuch?«

Miller zog die Brauen in die Höhe.

»Hm, Besuch ... Hören Sie sie nicht?«

Der Doktor hörte jetzt allerdings ganz deutlich Loubas hartes Organ und die heisere Stimme seines Besuchers, die ohne weiteres durch die zwei schweren Türen, die zwischen dem Vorplatz und Loubas Wohnzimmer lagen, drangen.

»So geht das schon seit einer Viertelstunde«, sagte Miller. Er warf einen finsteren Blick auf die Wanduhr. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, einen Moment hier auf dem Vorplatz zu bleiben, Herr Doktor? Meine Braut wartet unten auf mich.« Miller war etwas verlegen. »Ich möchte sie nicht gerne noch länger stehen lassen und werde mich mit ihr auf später verabreden. Entschuldigen Sie mich zehn Minuten, Sir.«

Es war jetzt drei Minuten nach sieben Uhr, und Dr. Warden überlegte einen Augenblick, da er um halb acht seinen Kollegen treffen wollte.

»Hören Sie nur!« sagte Miller ängstlich.

Die Stimmen der beiden Männer wurden immer lauter.

Der Doktor lauschte: »Sie wird tun, was ich will!« schrie Louba.

»Gehen Sie; Miller«, sagte Dr. Warden. »Aber bleiben Sie bitte nicht länger als eine Viertelstunde fort.«

Miller schlüpfte hocherfreut aus der Tür. Nach genau vierzehn Minuten war er wieder zurück. Der Doktor saß an einem Tischchen und las. Der Lärm der Streitenden hatte aufgehört.

»Sagen Sie Mr. Louba bitte, daß ich nicht länger warten kann«, brummte Warden und faltete seine Zeitung zusammen. »Der Besucher ist sicher fortgegangen, seit fünf Minuten habe ich keinen Ton mehr gehört.«

Der Diener ging zur Wohnzimmertür, und Warden hörte, wie er anklopfte. Niemand antwortete. Miller zuckte die Schultern und drehte sich um.

Dr. Warden trat ungeduldig neben ihn und rief: »Louba!«

Keine Antwort.

»Bestimmt ist er im Schlafzimmer«, erklärte Miller. »Wahrscheinlich hat er gerade einfach keine Lust, Sie zu empfangen. Solche Launen hat er öfters.«

»Ich habe den Besucher gar nicht fortgehen sehen«, sagte der Doktor.

»Einen Augenblick, Sir.« Miller sauste den Korridor entlang bis zur Küche; ein schmaler Gang führte dort bis zu einer Tür, die sperrangelweit aufstand. Sie führte auf eine steinerne Treppe, den Lieferantenaufgang des Hauses.

»Er muß diesen Weg benützt haben. Dort kam er auch herauf. Und das ist mir schon aufgefallen.«

»Wie sah er denn ungefähr aus?«

»Ungefähr fünfunddreißig, nicht gerade elegant angezogen, machte aber einen ganz guten Eindruck ... Nur schien er mir etwas angetrunken zu sein. Ich sah ihn nur ganz flüchtig, denn Mr. Louba hatte ihn anscheinend erwartet und führte ihn sofort in die Bibliothek.«

Der Doktor schaute auf seine Uhr. »Ich muß gehen. Falls mich Mr. Louba noch sprechen will, können Sie mich telefonisch im Elect Club erreichen.«

Als Warden in den Club kam, fand er dort die Nachricht vor, daß sein Kollege abgesagt hatte.

Er schlenderte in den Speisesaal und traf dort Hurley Brown. Der Captain begrüßte ihn erfreut.

»Setzen Sie sich doch zu mir. Ich langweile mich gräßlich. Na, wie geht's, Louba?«

Warden lächelte.

»Nun, ich war bei ihm, aber unser Freund hatte mit irgend jemand Streit und konnte oder wollte mich nicht empfangen.«

»Wissen Sie, ich kann einfach die Zeit nicht vergessen, in der ich mit meinem Regiment in Malta lag«, entgegnete der Captain. »Louba betätigte sich damals unter anderem als Geldverleiher und machte fast die ganze Offiziersmesse bankrott. Mir wird regelmäßig ganz übel, wenn ich ihn hier im Club sehe – noch dazu als Mitglied. Und wenn ich erst daran denke, daß er Franks Braut heiratet!«

Der Doktor stieß ihn an, und Brown schaute auf. Frank Leamington war eben eingetreten.

Er war totenblaß und schien ihre Anwesenheit nicht zu bemerken. Aufgeregt schritt er quer durch das Zimmer zu den Bücherregalen, die die eine Wand des Raumes einnahmen. Er zog eines der Nachschlagewerke heraus, blätterte hastig darin und ging, nachdem er anscheinend das Gesuchte gefunden hatte, wieder hinaus.

Hurley Brown stand auf und betrachtete das Buch. Es war ein Fahrplan.

»Möchte nur wissen, wo Frank hin will«, murmelte er.

Um neun Uhr dreißig brach Hurley Brown auf. Der Doktor verabschiedete sich von ihm und sagte, daß er noch einmal bei Louba vorbeischauen wolle. »Vielleicht hat er sich inzwischen von seinem Wutanfall erholt«, brummte er.

In Braymore House ließ sich Warden vom Portier in den zweiten Stock hinauffahren. Der Portier begleitete ihn bis zur Wohnungstür und verließ ihn erst, als er auf die Klingel gedrückt hatte. Im dritten Stockwerk mußte jemand auf den Aufzugsknopf gedrückt haben, denn auf der Schalttafel leuchtete das betreffende rote Lämpchen auf. Der Portier fuhr hinauf, war aber sofort wieder zurück, da im dritten Stock kein Mensch zu sehen war.

»Macht niemand auf, Sir?«

»Nein, und mir fällt gerade ein, daß der Diener ja höchstwahrscheinlich ausgegangen ist«, meinte Dr. Warden.

»Wahrscheinlich hat er den Lieferantenausgang benutzt«, sagte der Portier. »Das tun die Leute hier im Haus sehr häufig.«

Dr. Warden ließ sich wieder hinunterfahren und blieb vor der Portierloge einen Moment stehen, um auf die Uhr zu sehen.

»Drei Viertel zehn«, sagte er. »Ihre Uhr scheint stehengeblieben zu sein.«

Der Portier nickte mit dem Kopf.

»Ja, heute mittag war etwas los mit ihr.«

Dr. Warden trat in die naßkalte, neblige Nacht hinaus. Als er auf sein wartendes Taxi zuschritt, streifte ihn ein junger Mann. Das trübe Licht einer Straßenlaterne beleuchtete eine Sekunde lang sein Gesicht.

Es war Frank Leamington!

Der Doktor blieb stehen und sah sich um. Kein Zweifel – es war Leamington. Warden erschrak furchtbar, als ihm plötzlich ein Gedanke kam.

Der Mann da mußte Louba tödlich hassen! Warum war er hier? Angenommen, daß er sich an Louba rächen wollte ...? Ein unsinniges Unternehmen, aber in seiner Situation ... Der Doktor machte einen Schritt in der Richtung, in der Frank verschwunden war, zuckte dann aber schließlich doch die Schultern und zündete seine Pfeife an. Wahrscheinlich weiter nichts als ein zufälliges Zusammentreffen, versuchte er sich zu beruhigen.

Im Club saß Hurley Brown schon wieder vor dem Kaminfeuer.

»Für Sie ist eine Nachricht da«, sagte er zu Warden.

Der Kellner reichte ihm einen Zettel, und Dr. Warden las laut vor:

›Eingelaufen 9 Uhr 50.

Mr. Louba bittet Herrn Dr. Warden auf morgen früh elf Uhr zu sich.‹

»Merkwürdig! Er muß mich, gleich nachdem ich Braymore House verlassen habe, angerufen haben.«

»Soll sich zum Teufel scheren!« knurrte Hurley Brown.

Rauchend saßen sie sich ziemlich schläfrig gegenüber.

Um Viertel nach zehn sprang der Doktor endlich auf.

»Kommen Sie, Brown, gehen wir. Die Clubdiener wollen auch mal schlafen.«

Sie ließen sich gerade in die Mäntel helfen, als ein Anruf für Dr. Warden kam.

Warden meldete sich und hörte die Stimme Millers, der anscheinend furchtbar aufgeregt war.

»Was ist los?« fragte der Doktor.

»Mr. Louba ... ich glaube ... ich glaube ... er ist tot.«

13

Mit der langsam niederfallenden Dunkelheit des düsteren Wintertages wuchsen Beryl Martins Befürchtungen immer mehr.

Unentwegt dachte sie an das Gesicht Franks, an den furchtbaren Entschluß, den sie in seinen Augen gelesen hatte.

Sie schob die Vorhänge zur Seite und schaute in den dichten Nebel hinaus. Wie leicht mußte es in einer solchen Nacht sein, ein verzweifeltes Vorhaben auszuführen ... Sie wanderte von Zimmer zu Zimmer – hin und her – hin und her ...

Als die Unruhe schließlich unerträglich wurde, zog sie sich kurzentschlossen an und rannte, ohne auf die Fragen ihrer Mutter zu antworten, aus dem Haus.

Ein Taxi brachte sie in für ihre Ungeduld viel zu langsamer Fahrt nach Braymore House.

Dort kam ihr die Nutzlosigkeit ihres Beginnens erst so richtig zum Bewußtsein. Grau und im Nebel kaum erkennbar lag die Fassade des Hauses vor ihr. Kaum anzunehmen, daß sie Frank wirklich abfassen konnte, wenn er hier war.

Dennoch stand sie wie festgebannt auf dem menschenleeren Gehsteig und beobachtete die Fenster, hinter denen sie Loubas Wohnung vermutete.

Plötzlich berührte eine Hand ihren Arm, und sie unterdrückte einen Aufschrei.

»Oh ...! Wer sind Sie?« stieß sie erschrocken hervor und atmete erst wieder freier auf, als sie sah, daß kein Polizist neben ihr stand.

»Sie warten schon so lange – sicher frieren Sie«, sagte eine sanfte Stimme an ihrer Seite, und sie bemerkte einen kleinen Mann mit hagerem, gutmütigem Gesicht im Schein der nächsten Straßenlaterne.

»Woher wissen Sie, daß ich warte?« rief sie.

»Weil ich auch warte«, erwiderte er.

»Sie ...? Worauf?«

»Sie beobachten doch auch Loubas Fenster, nicht wahr?«

»Wie ... nein ... Ich beobachte überhaupt kein Fenster. Ich ... ich ...?« Sie war ganz verwirrt.

Wer konnte das nur sein? Polizei? Nein, ausgeschlossen.

»Warum sind Sie hier?« fragte sie mutig. »Erwarten Sie, daß etwas passiert?«

»Oh, ich weiß nicht. In der letzten Zeit bin ich in sehr guter Stimmung. Ich habe lange, sehr lange warten müssen, doch jetzt, glaube ich, ist die Wartezeit vorüber.«

»Wie lange warten Sie schon«

»Jahre ... viele Jahre.«

»Jahre? Ich meine, wie lange warten Sie schon hier draußen?«

»Nun, seitdem es dunkel wurde.«

»Und sahen Sie jemand hineingehen?« flüsterte sie atemlos.

»Sie meinen durch das Fenster?« Er lächelte. »Gewiß, ich habe jemand gesehen ... Auch früher wurde dieses Fenster schon einmal benutzt. Ich entsinne mich, vor Jahren ...«

»Wer stieg durch das Fenster?«

»Ein Mann ... ein Mann, auf den ich große Hoffnung setze ... Er ist auch wieder herausgekommen, und ich weiß nicht genau –«

»Wie lange ist das her? Seit wann ist er wieder draußen?«

»Oh, schon eine ganze Weile.« Er betrachtete aufmerksam ihr ängstliches Gesicht. »Es war nicht der, an den Sie denken.«

»Was meinen Sie? Woher wissen Sie das?« rief sie.

»Sind nicht Sie die junge Dame, die Louba zur Heirat zwingen wollte?«

»Das wissen Sie?« Sie konnte vor Staunen nicht weiterreden.

»Ich schaute gestern abend durch das Fenster«, entgegnete er ruhig. »Ich hörte zwar kein Wort ... aber ich kenne Louba gut genug. Ich sah die Papiere und Ihr Gesicht ...«, schloß er nachdenklich.

»Wer sind Sie?«

»Mein Name ist Weldrake. Ich bin niemand von Bedeutung ... aber ich hatte einmal einen Sohn. Er sah nicht so aus wie ich – er war ein großer, strammer Junge –«

»Worauf hoffen Sie?« unterbrach sie ihn.

»Ich versprach meinem Jungen, daß er gerächt würde. Ich versprach ihm, nicht zu Hause zu bleiben, bis dies geschehen sei. Und so warte ich, warte schon sehr lange ... In jedem Jahr bekommt Louba neue Feinde. Es kann jetzt nicht mehr lange dauern. Vielleicht, daß er schon morgen früh ...«

Beryl schauderte unwillkürlich. Der Mann war ihr unheimlich. Was wußte er nur von Frank? In welchem Verdacht hatte er ihn?

»Ich glaube, es ist besser, ich gehe«, sagte sie und versuchte krampfhaft, ihrer Stimme einen tapferen Klang zu geben.

Der kleine Mann sah ihr mit einem seltsamen Lächeln nach, als sie eilig die Straße überquerte, drehte sich dann selbst auf dem Absatz um und verschwand im Nebel.

Beryl war nur bis zur nächsten Ecke gegangen. Angestrengt beobachtete sie von dort aus weiter das düstere Haus. Durchdrungen von dem brennenden Wunsch, zu wissen, was in Loubas Wohnung vorging ... Hätte sie es gewußt, wäre sie entsetzt davongerannt.

Emil Louba lag ausgestreckt auf seinem Bett – tot! Und neben dem Bett stand Frank Leamington mit geballten Fäusten und schaute auf die Leiche.

Er hatte geschworen, Louba eher zu töten, als mit anzusehen, wie er Beryl heiratete; aber jetzt, nachdem der Verhaßte tot war, malte sich Entsetzen auf seinem Gesicht.

Dann riß er sich zusammen. Der Mann hatte unter allen Umständen den Tod verdient. Beryl war gerettet, und er wollte hier sein Geschäft beenden.

Er lauschte angestrengt ... Kein Laut aus der übrigen Wohnung.

Die Schublade des Schreibtisches stand offen, und er begann fieberhaft nach den Schuldscheinen zu suchen. Nichts zu finden. Hastig durchwühlte er Schubfächer, Kästen, den Bücherschrank und Aktenordner. Auch dies war ergebnislos.

Die Stille in dem Zimmer war beklemmend. Er warf noch einen Blick auf die Leiche und lief dann, plötzlich von Panik ergriffen, zum Fenster. Geräuschlos stieg er die Feuerleiter hinunter.

Der Nebel war noch dichter geworden. Man konnte kaum mehr die Hand vor den Augen sehen, und Frank tastete sich vorsichtig durch den dunklen Hofeingang. Da berührte er auf einmal mit der vorgestreckten Hand eine Gestalt und schrak zurück.

»Wer ist da?« rief er.

»Frank!«

»Du, Beryl? Schnell – komm!«

Er packte ihre Hand und rannte mit ihr die Straße entlang.

»Was tust du hier, Beryl?« fragte er nach einer Weile und blieb keuchend stehen.

»Ich hatte so Angst, Frank. Dauernd fühlte ich, daß heute irgend etwas passiert ... Ich mußte etwas unternehmen. Gerade wollte ich in Loubas Wohnung gehen. Ist er da? – Louba – ist er zu Hause?«

»Ja – er ist zu Hause.«

»Und du hast ihn gesehen, Frank? Du hast dich mit ihm gestritten? Du hast ...« Sie wagte nicht, den Satz zu vollenden.

»Du mußt nach Hause, Beryl«, flüsterte er heiser. »Hat dich jemand gesehen?«

»Ich weiß nicht ... ein kleiner Mann ... Sag mir doch, was du getan hast, Frank.« Sie schluchzte und klammerte sich an seinem Mantel fest. »Sag es mir, ich muß es wissen, Frank!«

»Gar nichts habe ich gemacht, Beryl ... Deine Schuldscheine konnte ich nicht finden. Wie hoch war die Summe? Er hatte die Scheine doch in seinem Besitz – du hast sie mit eigenen Augen gesehen?«

»Ja. Fünfzigtausend Pfund. Mach dir doch keine Sorgen um die Scheine oder um mich! Es geht um dich, Frank! Was ist vorgefallen?«

»Möglich, daß es nichts schadet, wenn man sie findet wenigstens soweit es dich betrifft. Niemand könnte dich bezichtigen ... und er hat, soviel ich weiß, keine Erben.« Nachdenklich schaute er nach Braymore House zurück.

»Wie konntest du nach diesen Scheinen suchen, wenn er da war ... oder ist er ... ist er ...« Sie konnte kaum mehr sprechen vor Aufregung.

Er sah sie ernst an.

»Beryl«, sagte er und beugte sich ganz nah zu ihr herunter. »Ich habe Louba gesehen ... Stelle keine Fragen! Aber ich schwöre dir – ich habe ihm nichts getan. Glaub mir das, Beryl, und geh jetzt nach Hause.«

Sie glaubte ihm ja so gerne und wollte auch gar keine Fragen mehr stellen. Erschöpft lehnte sie sich an ihn.

»Willst du mich denn nicht nach Hause bringen?« fragte sie.

»Nein, Beryl. Entschuldige bitte. Ich ...«

»Was willst du denn noch hier?«

»Ich muß noch mit einem Freund sprechen ... Entschuldige ...«

Er drehte sich unvermittelt um und rannte hastig davon.

An der nächsten Seitenstraße, in die er einbiegen wollte, zerrte jemand an seinem Ärmel. Entsetzt fuhr er zusammen.

Ein unscheinbarer kleiner Mann stand vor ihm und flüsterte:

»Wie geht es Louba?«

»Was, zum Teufel, wollen Sie?« knurrte Frank.

»Ich sah Sie in das Haus gehen – und wieder herauskommen. Ist Louba etwas zugestoßen?«

»Was reden Sie denn? Nein!« Frank rieselte es kalt über den Rücken. »Ich kenne Louba gar nicht.«

»Natürlich nicht, Sie haben ganz recht, nichts darüber zu sagen«, entgegnete der andere mit einer Bereitwilligkeit, die Franks überanstrengten Nerven drohender vorkam als alles andere. »Sie müssen wissen, er hat meinen einzigen Sohn umgebracht. Ich habe gewartet, daß er dafür büßt ... Und ich glaube – ich kann endlich beruhigt nach Hause gehen.«

Das letzte sagte er mit einem so seltsamen Lächeln, daß Frank völlig den Kopf verlor. Er hatte nur noch den einen Wunsch, fort von diesem Mann, fort aus der Nähe von Loubas Wohnung zu kommen.

»Sie sind wahnsinnig!« stieß er mühsam hervor und rannte blindlings weiter durch den Nebel.

14

Dr. Warden hatte Hurley Brown den Inhalt des Telefongesprächs mitgeteilt, und innerhalb von zehn Minuten waren die beiden in Braymore House. Im Treppenhaus trafen sie auf zwei Polizisten, die sich mit dem Hausmeister und dem leichenblassen, zitternden Miller unterhielten.

»Gott sei Dank, daß Sie kommen, Herr Doktor«, rief der Diener. »Als ich nach Hause kam, klopfte ich noch einmal bei Mr. Louba, um ihn zu fragen, ob er noch etwas von mir brauche. Er antwortete nicht, und ich dachte, er wäre vielleicht ausgegangen. Zufälligerweise drückte ich dann aber doch auf die Türklinke – die Tür gab nach, ich ging in das Zimmer, knipste das Licht an, und sah über der Lehne eines Stuhls den Morgenrock Mr. Loubas – er war voller roter Flecken. Erschrocken rannte ich in das Schlafzimmer. Auf dem Bett lag der Herr ... voller Blut ... Ich war so entsetzt, daß ich sofort zum Portier rannte und die Polizei anrief.«

»Das war ganz in Ordnung. Beruhigen Sie sich jetzt«, sagte Hurley Brown zu dem verstörten Miller. »Einer von Ihnen«, wandte er sich dann an die Beamten, »kommt mit hinauf, der andere bleibt am besten hier. Ich bin Kommissar Brown von Scotland Yard.«

Während sie im Aufzug hinauffuhren, fragte Hurley Brown den Diener, wann er in die Wohnung zurückgekehrt sei.

»Um halb elf, Sir. Es schlug gerade halb auf der Uhr, als ich zur Türe hereinkam.«

»Um neun Uhr fünfzig war er bestimmt noch am Leben. Um halb elf hörten Sie keinen Laut mehr ...«, murmelte Brown nachdenklich, als sie die Wohnung betraten.

Gleich darauf standen sie in dem großen, luxuriös ausgestatteten Herrenzimmer. Tiefe Ledersessel standen umher, der Boden war mit einem prachtvollen türkischen Teppich bedeckt, der ein Vermögen gekostet haben mußte.

»Hier, Herr Kommissar!« Der Polizist deutete auf einen Morgenrock, der über einem Stuhl hing. Brown hielt das Kleidungsstück hoch – Miller hatte recht gehabt, die Vorderseite und die Ärmel waren voller nasser roter Flecken.

»Nicht anrühren«, sagte Brown und legte ihn vorsichtig wieder über den Stuhl. »Vorsichtig, Doktor. Auf dem Fußboden ist noch mehr Blut.«

An der einen Wand war ein großer Kamin. Der Rost war leer bis auf einige schwarze Aschenhäufchen. Links davon befand sich eine Tür, auf die Miller mit zitternden Händen deutete.

»Dort ist das Schlafzimmer«, sagte er.

Hurley Brown stieß die angelehnte Tür auf und ging hinein.

Die Deckenbeleuchtung brannte noch. Auf dem Bett lag lang ausgestreckt Louba. Der Doktor schritt auf ihn zu, aber er brauchte ihn nicht sehr genau zu untersuchen, der Kopf des Mannes war schrecklich zugerichtet. »Das Fenster ist offen«, sagte Hurley Brown. Er durchquerte das Zimmer und blickte hinaus. »Aha, eine Feuerleiter ... Sergeant, gehen Sie hinunter zu Ihrem Kameraden und sagen Sie ihm, er soll den Garten sorgfältig absuchen. Der Mann, der den Mord beging, nahm sicher diesen Weg. Nur so konnte er ungesehen in die Wohnung gelangen – ohne am Portier vorbei zu müssen und ohne einen Wohnungsschlüssel zu benötigen.«

Er ging zum Telefon und wählte eine Nummer. Gleich darauf kehrte er in das Schlafzimmer zurück.

»Ich habe eben Scotland Yard angerufen und lasse einen unserer besten Männer kommen – Inspektor Trainor. Diesen Fall möchte ich nicht gerne selbst bearbeiten. Seit meiner Militärzeit auf Malta habe ich ein Vorurteil gegen Louba ... Besser, jemand anders nimmt die Sache in die Hand. – Sie sahen niemand, als Sie das letztemal hier waren, Doktor?«

Dr. Warden erinnerte sich der flüchtigen Begegnung im Nebel, schüttelte aber den Kopf.

»Niemand außer dem Portier.«

»Wie lange ist Louba schon tot, Warden?«

Der Doktor schaute die Leiche nachdenklich an.

»Seit einer Stunde – vielleicht sogar weniger als eine Stunde«, sagte er. »Er wurde mit einem sehr schweren Gegenstand niedergeschlagen.«

»Vielleicht finden wir das Ding«, brummte Brown.

Sie brauchten nicht lange zu suchen.

Ein schwerer Silberleuchter lag in der Ecke des Speisezimmers. Er war verbogen und blutbefleckt – ohne Zweifel die Mordwaffe.

Bald danach kam Inspektor Trainor an, ein kleiner, drahtiger Mann mit energischem Gesicht, der sofort die weitere Untersuchung in die Hand nahm. Wie ein gut dressierter Hund ging er von Zimmer zu Zimmer, betrachtete genauestens jedes Möbelstück, zog die Vorhänge zurück und kletterte schließlich durch das offenstehende Fenster hinaus und die Feuerleiter hinunter.

»Nichts zu finden«, murmelte er nach seiner Rückkehr. Er betrachtete den Toten und biß sich auf die Lippen.

»Auf diesem Bett wurde er nicht ermordet«, erklärte er dann bestimmt. »Die Blutflecken führen ganz deutlich vom Wohnzimmer hier herein. Jemand muß ihn getragen oder geschleift haben, und dieser Jemand war ein ziemlich starker Mann ... Noch etwas Merkwürdiges – haben Sie bemerkt, Herr Kommissar, daß der Ermordete keine Krawatte umhat? Sie liegt im Wohnzimmer im Papierkorb.«

»Habe nichts gesehen«, sagte Brown kurz.

»Auch das Telefon ist ziemlich wichtig«, fuhr Trainor fort. »Es müßte Fingerabdrücke aufweisen. Wer hat es zuletzt angefaßt?«

»Ich fürchte, das war ich«, entgegnete Hurley Brown. »Warum?«

»Weil das Telefon nach der Ermordung Loubas vom Schreibtisch heruntergenommen wurde. Die Schnur, die ziemlich lang ist, muß dem Mann, der den Körper transportierte, im Weg gewesen sein. Louba wurde rechts vom Schreibtisch niedergeschlagen ... Die Blutspur führte ohne Unterbrechung zwischen dem Schreibtisch und dem Fenster durch – hätte die Telefonschnur dort gelegen, müßte man an ihr bestimmt auch Blut sehen, da sie wegen ihrer Länge auf dem Teppich mehrere Schleifen bildet.«

»Dieser Schluß scheint mir etwas voreilig zu sein«, meinte der Doktor ziemlich skeptisch. »Halten Sie ihn nicht auch für etwas zu konstruiert? Übrigens, warum wurde dem Toten wohl der Morgenrock ausgezogen?«

Trainor antwortete nicht. Er betrachtete gerade eine große Truhe, die in einer Ecke stand. Neben ihr lagen ein Stück Seidentapete und ein golddurchwirktes orientalisches Gewand am Boden.

»Was ist das?« fragte er Miller. »Lag das immer so herum?«

»Nein, Herr Inspektor«, erwiderte Miller. »Die Tapete lag sonst immer über dem Deckel der Truhe, damit die Politur nicht beschädigt wird, und das Gewand lag, soviel ich weiß, in der Truhe drin.«

»War sie immer verschlossen?« fragte Trainor und versuchte vergeblich, den schweren Deckel hochzuheben. »Wo ist das Schloß?«

»Es ist nur ein Schnappschloß da, Sir, das durch eine Feder geöffnet wird. Sehen Sie, so ...«

Miller drückte eine der Holzverzierungen, die an der Truhe angebracht waren, zur Seite, und hob den Deckel an.

Im Innern lag ein Durcheinander von Raritäten, dazwischen ein Stück Tapete und ein Streifen feiner Stickerei. »Das lag immer obenauf!« rief Miller. »Jemand hat alles durcheinandergebracht.«

»Und das Gewand? Sind Sie sicher, daß es auch in der Truhe war?«

»In der letzten Zeit war es ganz bestimmt dort. Früher zog es der Herr manchmal an, aber jetzt habe ich es beim Aufräumen schon lange nicht mehr gesehen.«

»Sie könnten nicht genau angeben, was alles in der Truhe aufbewahrt wurde?« fragte Hurley Brown.

»Nein, Sir, ich habe ein paar von diesen Sachen schon gesehen, aber ich weiß nicht, ob etwas fehlt.«

»Schade«, murmelte Trainor und kramte in der Truhe herum. »Einige dieser Sachen scheinen ziemlich wertvoll zu sein. Falls es sich um einen Diebstahl handelt und falls wir die fehlenden Stücke feststellen könnten ... hm.«

Er blickte im Zimmer umher.

»Was halten Sie davon, Mr. Brown?« fragte er dann und deutete auf einen kleinen Schreibtisch am Fenster. »Rühren Sie es nicht an«, setzte er hinzu. »Vielleicht findet man einen Fingerabdruck.«

Auf der grünen Schreibunterlage lag ein Blatt von Loubas vornehmem Briefpapier, ein einzelner Buchstabe stand darauf – der Buchstabe R.

»Derjenige, der das schrieb, wurde unterbrochen«, sagte Trainor. »Schauen Sie nur, wie zittrig die Schrift ist und wie unvermittelt sie abbricht.«

»Haben Sie eine Vermutung?« fragte Brown.

Aber Trainor war nicht dazu aufgelegt, seine Theorie, wenn er eine hatte, zu entwickeln.

»Es ist möglich, daß der Betreffende sich nach dem Tod Loubas hinsetzte, um irgendeine Botschaft aufzuschreiben, und daß ihm dann doch die Nerven versagten. Daß die Niederschrift nach der Mordtat erfolgte, halte ich durch die Aufregung des Schreibers für bewiesen.«

»Louba kann es wohl nicht selbst noch geschrieben haben?«

Dr. Warden schüttelte entschieden verneinend den Kopf.

»Ganz ausgeschlossen«, sagte er mit Nachdruck. »Der Tod muß nach dem Schlag so gut wie sofort eingetreten sein.«

Trainor untersuchte den Schreibtisch ein zweites Mal und zog den dazugehörigen Stuhl heran.

»Er saß hier und hatte anscheinend den Morgenrock angezogen. Das erscheint ganz plausibel, denn es ist eine kühle Nacht, und er hatte kein Feuer.«

»Das erinnert mich daran, daß ich etwas auf dem Kaminrost bemerkte, als ich hereinkam«, entgegnete Brown, und Trainor machte sich sofort auf die Suche.

»Tatsächlich«, frohlockte er. »Ein verkohltes Stück Papier ... Moment...«

Behutsam schob der Inspektor ein Blatt Papier, das er von Loubas Schreibtisch nahm, unter das Häufchen halbverbrannter Asche und trug es, wie es war, auf den Tisch. Ein anscheinend von einem Notizblock abgerissenes Blatt war noch deutlich zu erkennen. Es war zwar völlig verkohlt, gegen das stumpfe Schwarz des verbrannten Papiers hoben sich aber deutlich mehrere Reihen hellerer Schriftzüge ab.

»Man kann es noch lesen«, sagte Trainor. »Nur hier ist eine Ecke abgerissen, falls sie nicht im Feuer ganz zerfallen ist.«

Er untersuchte die übrige Asche sorgfältig.

»Ich glaube, daß die Ecke schon vorher abgerissen wurde wahrscheinlich stand die Adresse darauf.«

»Die Adresse?« wiederholte Hurley Brown nachdenklich. »Sie meinen den Absender – die Adresse des Briefschreibers?«

»Ganz richtig. Würden Sie sich bitte notieren, was ich entziffere?« sagte Trainor und beugte sich über das halbverkohlte Papier.

»›Nur Du bist imstande, mich zu retten. Du weißt, was ich für ein Leben führe mit ... ‹ Jemand, dessen Namen ich nicht lesen kann. ... ›und Du weißt auch, was Du mir schuldig bist, Emil, Du weißt ... ‹« Die Unterschrift lautet ... Ich kann es nicht genau lesen – es sieht aus wie ein K, es kann aber auch ein R sein oder ein B. Ich würde eine Menge Geld drum geben, wenn ich die Adresse hätte.«

15

Trainor wollte gerade weiterreden, als ein so schrilles Klingeln durch das Haus schallte, daß alle erschrocken auffuhren.

»Was war das?« fragte Hurley Brown schnell.

»Die Einbrecherglocke, Sir«, keuchte Miller und deutete durch die offene Tür nach dem Schlafzimmerfenster.

Wieder schrillte die Klingel.

»Die Einbrecherglocke? Was meinen Sie damit?«

»Sie ist an der Feuerleiter angebracht ... Eine Alarmvorrichtung zum Schutz gegen Einbrecher. Wenn jemand das untere Stück der Leiter herunterzieht, was er tun muß, wenn er heraufklettern will, wird ein Kontakt hergestellt und der Alarm ausgelöst.«

Trainor rannte ins Schlafzimmer, riß die Balkontür auf und blickte von dem kleinen eisernen Balkon aus in den Hof hinunter. Undeutlich sah er eine Gestalt, die eben von den letzten Stufen der Leiter heruntersprang, einen Moment strauchelte und im nächsten Augenblick in der Dunkelheit verschwunden war.

Die andern waren ihm ins Schlafzimmer gefolgt. Trainor drehte sich um, und sie standen sich ratlos gegenüber.

»Merkwürdig, daß die Glocke nicht ging, als ich vorhin hinunterstieg«, murmelte er kopfschüttelnd.

Die Lösung des Rätsels brachte der Portier, der in diesem Augenblick ins Zimmer gestürzt kam.

»Ich habe vor zehn Minuten das untere Ende der Feuerleiter mit der Taschenlampe untersucht, Sir, weil ich daran dachte, daß vielleicht jemand auf diesem Weg in das Haus eingedrungen sein könnte. Zufällig leuchtete ich dabei an die Stelle, an der die Leitungen für die Alarmvorrichtung ein Stück weit offen liegen. Ein Draht war zerschnitten ...«

»Und Sie haben die Leitung gleich wieder geflickt?« nickte Trainor.

»Ich hielt das in Anbetracht der Umstände für besser«, antwortete der Portier. »Natürlich wollte ich es Ihnen noch melden.«

»Damit ist der Fall erledigt«, seufzte Brown. »Natürlich war der Draht noch zerschnitten, als Trainor das erste Mal hinunterstieg, und der Portier hat ihn geflickt, kurz bevor der Fremde hier heraufwollte. – Ich glaube nicht, Doktor, daß man uns hier jetzt noch weiter benötigt. Wir überlassen den Fall Inspektor Trainor. Rufen Sie den Polizeiarzt an, Inspektor?«

»Er ist krank«, antwortete der Beamte. »Statt dessen kommt Dr. Lane vom Paddington-Distrikt. – Was meinen Sie – ich halte Miller am besten unter Beobachtung?« fragte er mit gedämpfter Stimme Hurley Brown.

»Auf jeden Fall, Inspektor. Ich glaube zwar nicht, daß er etwas mit dem Morde zu tun hat, aber Sie könnten ihn immerhin beobachten lassen. Prüfen Sie auch genau nach, was er gestern abend gemacht hat und wo er sich aufhielt.«

Die beiden Herren verabschiedeten sich und überließen Trainor seiner Arbeit.

Dieser holte vor allen Dingen aus dem immer noch zitternden Miller eine möglichst genaue Beschreibung des Besuchers, der am Abend über den Lieferantenaufgang gekommen war, heraus. Die Morgenblätter des nächsten Tages, die die Geschichte des Verbrechens ihren Lesern auftischten, brachten die Personenbeschreibung des Verdächtigen folgendermaßen:

Unter Mordverdacht gesucht: Ein Mann, genannt ›Charlie‹, etwa 1,70 Meter groß, schmächtig. Er trug einen dunkelbraunen Anzug und einen beigen Mantel, dazu einen braunen Hut, schwarze Lackschuhe, gelbe Handschuhe und einen grauen Seidenschal. Alter ungefähr 32. Die Hautfarbe ist dunkel, der Mann geht etwas vornübergebeugt und hat eine heisere Stimme.

Um drei Uhr morgens kamen noch weitere Beamte der Mordkommission, die Inspektor Trainor halfen. Um fünf Uhr erschien der übermüdete Distriktsarzt, der nach kurzer Untersuchung die Überführung des Toten ins Leichenhaus anordnete.

Trainor, der die ganze Nacht damit beschäftigt gewesen war, die Papiere des Ermordeten zu sichten, übergab nun die Aufsicht einem Unterbeamten und fuhr in die Edwards Street 903. Er läutete an der Haustür, und gleich darauf öffnete ihm eine müde aussehende junge Dame.

»Sind Sie Miss Martin?« fragte Inspektor Trainor.

»Ja«, antwortete Beryl.

»Ich bin Polizeiinspektor und möchte mit Ihnen sprechen hier – ist mein Ausweis.«

Es kam ihm so vor, als hielte sich die junge Dame nur mit Mühe aufrecht.

»Kommen Sie herein«, sagte Beryl schwach.

Sie drehte jetzt erst das Licht in der Diele an, und er bemerkte, daß sie einen weitärmeligen Morgenrock trug. Anscheinend war sie eben aus dem Bett aufgestanden ... Aber sie mußte vollkommen wach gewesen sein, als er geläutet hatte. Die Schnelligkeit, mit der sie auf sein Klingeln hin die Tür geöffnet hatte, sprach dafür.

»Ich fürchte, ich habe eine schlechte Nachricht für Sie, Miss Martin«, sagte er, als sie ihn in das kleine Wohnzimmer geführt hatte.

»Betrifft es Mr. Louba?« fragte sie schnell.

Er nickte ernst.

»Ist er ...?«

»Er ist tot«, antwortete der Detektiv sachlich. »Ermordet.«

Sie stand von dem Stuhl auf, den sie sich an den Tisch herangezogen hatte, und starrte ihn stumm an.

»Tot!« wiederholte sie und legte die Hand vor die Augen. »Ist das wirklich wahr?«

»Es tut mir leid, Miss, aber es ist so, wie ich sage. Wann sahen Sie Mr. Louba das letzte Mal? Soviel ich weiß, sind Sie mit ihm verlobt?«

Sie stand da wie gelähmt. Erst nach einer Weile antwortete sie ihm mit gepreßter Stimme.

»Tot? Sind Sie sicher? Ja, ich bin mit Mr. Louba verlobt – das heißt, ich war es.«

»Kennen Sie diese Scheine?« Er nahm ein kleines Bündel Papiere aus der Tasche und legte sie auf den Tisch.

Sie nickte.

»Es sind Schuldscheine über eine sehr große Summe, Miss Martin. Würden Sie mir sagen, wie sie in Mr. Loubas Hände kamen?«

»Ich habe das Geld beim Bridgespielen verloren, und Mr. Louba legte es für mich aus«, erklärte sie stockend.

»War das, bevor Sie verlobt waren?«

Sie nickte wieder.

»Diese Schuldscheine sind doch der eigentliche Grund, warum Sie Loubas Antrag annahmen, wie?« fragte Trainor.

»Ja, ich glaube, so ähnlich war es wohl.«

»Wann hatten Sie die entscheidende Unterredung mit Mr. Louba, Miss Martin?«

Sie fuhr sich mit zitternder Hand über die Lippen.

»Gestern abend«, entgegnete sie, und der Schweiß trat ihr auf die Stirn.

»Sie waren vorher mit einem anderen Herrn verlobt, nicht wahr?«

»Nein, nein ... das stimmt nicht«, erwiderte sie mit verzweifeltem Trotz.

»Ich dachte immer, Sie wären mit Mr. Leamington verlobt gewesen?«

»Wir waren befreundet und standen uns sehr nahe«, sagte sie. »Aber wir waren nicht – wir waren nicht verlobt.«

»Wann verlobten Sie sich mit Mr. Louba?«

»Ich sagte es Ihnen doch schon, gestern abend!«

»Wann sahen Sie Mr. Leamington das letzte Mal?«

Eine lange Pause, in der Beryl krampfhaft nach einer Antwort suchte.

»Ebenfalls gestern abend«, sagte sie dann. »Er fuhr mich nach Hause.«

»Wußte Mr. Leamington, daß Sie Louba heiraten wollten?«

»Ja.«

»War er überrascht?«

Beryl schaute hilflos im Raum umher, als ob sie diesem Kreuzverhör entfliehen wolle.

»Ja, er war überrascht«, flüsterte sie.

»Sagten Sie ihm auch den Grund? Ich meine, erwähnten Sie die Schuldscheine?«

Er tippte auf das Bündel Papiere.

»Ich weiß es nicht mehr«, antwortete sie hastig. »Ich weiß es wirklich nicht mehr.«

»Hm, wurde Mr. Leamington nicht wütend? Sagte er etwas gegen Louba?«

»Kein einziges Wort, er war ganz ruhig«, beteuerte sie heftig.

»Das soll ich Ihnen glauben, Miss Martin?« Trainor ließ die Augen nicht von ihrem Gesicht. »Sahen Sie Mr. Leamington nicht noch einmal später – in der vergangenen Nacht?«

»Nein, nein! Ich schwöre Ihnen, daß ich ihn kein einziges Mal mehr sah.«

»Wie lange sind Sie schon zu Hause?«

»Seit zehn Uhr.«

»Stimmt das auch?« fragte er geduldig. »Der Polizist, der in Ihrer Straße Streifendienst hat, sagt, er hätte Sie viel später nach Hause kommen sehen.«

»Oh ... Es kann auch später gewesen sein«, gab sie zu. »Aber warum interessiert Sie denn das alles?« »Wo waren Sie heute abend, Miss Martin?«

»Ich war im Kino – im Apollo.«

»Allein?«

»Ja, ich gehe oft allein.«

Der Detektiv stand auf und steckte umständlich die Schuldscheine in seine Jackentasche.

»Glauben Sie nicht, es wäre besser für sie und für alle andern Beteiligten, wenn Sie mir alles erzählten, was Sie von dem Mord an Mr. Louba wissen?«

»Ich weiß nichts, gar nichts. Ich habe erst von Ihnen erfahren, was passiert ist.«

»Aber trotzdem warteten Sie auf mein Kommen«, sagte Trainor in einem Ton, der schärfer war, als er bisher geredet hatte.

»Niemanden erwartete ich«, flüsterte sie.

Ihr ängstliches Gesicht, ihre zitternden Hände sahen bejammernswert aus.

»Wenn ich Ihnen nun sage, daß Sie zwischen zehn und elf Uhr in der Nähe von Braymore House gesehen wurden, was dann? Antworten Sie, Miss Martin.«

Dies war nichts als ein Bluff Inspektor Trainors – genauso, wie der Polizeibeamte erfunden war, der sie angeblich nach Hause hatte kommen sehen. Trainor war ein erfahrener Kriminalist, und so wie die Dinge lagen, glaubte er auf der richtigen Spur zu sein.

Trotzdem überraschte ihn ihre Antwort.

»Sie sahen mich? Oh, warum ging ich nur hin ...? Warum nur ...«

»Sie gingen hin, weil Sie annahmen, daß Mr. Loubas Leben in Gefahr sei – in Gefahr durch Mr. Leamington. Und Sie wollten Mr. Leamington abfangen. Stimmt das?«

Sie gab es stumm zu.

»Und er kam?«

»Nein«, entgegnete sie mit einer letzten Willensanstrengung. Alle Kraft zusammenraffend, wiederholte sie energisch: »Er kam nicht, ich wartete bis ein Uhr, und dann ging ich nach Hause.«

Sie hielt seinem durchdringenden Blick ohne Wimpernzucken stand.

»Ich kann Sie nicht zwingen, die Wahrheit zu sagen, und ich kann Sie vorerst nichts weiter fragen«, sagte er achselzuckend und schritt zur Tür. »Aber ich fürchte, ich muß Sie bald wieder aufsuchen – vielleicht sogar sehr bald, Miss Martin.«

In seinem Ton lag etwas Drohendes, und das Mädchen verstand ihn vollkommen.

Sie ging hinter ihm her auf den Vorplatz. Dort schaute er sich, anscheinend zufällig, in seiner raschen, gründlichen Art nach allen Seiten um. Plötzlich langte er nach dem Griff eines Schirmes, der am Garderobenständer hing.

»Gehört der Schirm Ihnen?«

»Ja«, sagte sie überrascht.

»Hatten Sie ihn heute abend bei sich?«

Sie zauderte einen Moment.

»Ja«, gab sie dann zu.

»Der Vorplatz war dunkel, als Sie nach Hause kamen, nicht wahr?«

Sie nickte verwirrt.

»Bitte zeigen Sie mir die Handschuhe, die Sie bei sich hatten.«

»Dort – im Kasten am Garderobenständer. Es sind alte, graue Lederhandschuhe ...«

Er öffnete den Kasten und nahm die Handschuhe heraus. Während er sie genau betrachtete, lehnte sie sich, kalkweiß im Gesicht, an die Wand. Sie hatte im selben Moment wie Trainor gesehen, daß auf den Handschuhen eingetrocknete rote Flecken waren. Und als er den Schirm noch einmal unters Licht hielt, bemerkte sie schaudernd, daß auch der helle Griff rot gefärbt war.

»Merkwürdig«, sagte der Inspektor ruhig. »Ich werde diese Gegenstände an mich nehmen – Sie haben doch nichts dagegen?«

Sie antwortete nichts, sondern stand noch immer stumm an die Wand gelehnt – sie stand noch da, als er sie schon lange verlassen hatte.

16

In der Nähe vom Regents Park steht ein Block von Doppelhäusern, bekannt unter dem Namen Gate Gardens. Jedes Haus hat seine eigene Tür, die über Nacht geschlossen bleibt und morgens vom Hauptportier geöffnet wird. Selbstverständlich haben alle Mieter einen eigenen Schlüssel. Inspektor Trainor brachte diese Einzelheiten schnell in Erfahrung. Anschließend fuhr er nach Scotland Yard zurück, um Meldung zu erstatten.

»Eines weiß ich gewiß, Kommissar«, sagte er. »Miss Martin wußte nichts von dem Mord, bis ich es ihr erzählte.«

»Wie erklären Sie sich die Blutflecken?« fragte Brown.

»Sie muß irgendwie mit dem Mörder zusammengetroffen sein. Weder er noch sie hatten eine Ahnung, daß Blut an seinem Rock oder vielmehr an seinem Rockärmel klebte. Verstehen Sie mich richtig – die Flecken sind auf der Innenfläche des Handschuhs. Im Gespräch muß Miss Martin die Hand auf den Arm des Mannes gelegt haben, und da sie die Handschuhe trug, bemerkte sie nichts von dem Blut. Wer der Mann war...? Ich glaube, ich weiß es – ich brauche einen Haftbefehl für Frank Leamington.«

Der Kommissar biß sich nachdenklich auf die Lippen.

»Ich meine fast, das wäre etwas zu verfrüht. Vielleicht ist Leamington auch gar nicht mehr in London. Wann wollen Sie ihn aufsuchen?«

»Sobald ich in seine Wohnung hineinkann«, erwiderte Trainor.

Der Kommissar dachte nach.

»Wir werden in einer Stunde hingehen«, entschied er dann.

Trainor schüttelte zweifelnd den Kopf.

»Vielleicht ist er dann längst im Ausland!«

Trotzdem waren Hurley Brown und Inspektor Trainor erst um acht Uhr in Gate Gardens. Die Haustür stand offen, und die Detektive stiegen sofort zum dritten Stock hinauf, wo sie klingelten.

Eine ältere Frau, anscheinend Leamingtons Haushälterin, öffnete ihnen.

»Ist Mr. Leamington zu Hause?«

»Natürlich«, sagte sie zu Trainors Überraschung. »Ich habe ihm gerade eine Tasse Tee gebracht, er liegt noch im Bett.«

»Wir werden erwartet«, sagte Trainor kurz zu der erschrockenen Dame, schob sie beiseite und ging mit Brown den Korridor entlang.

Die dritte Tür links war angelehnt. Er stieß sie ganz auf und sah Frank Leamington im Bett sitzen, den Kopf in die Hände gestützt. Frank hörte die Schritte und schaute auf.

»Sie wollen mich sprechen, Brown?«

»Inspektor Trainor möchte Ihnen einige Fragen stellen, Leamington«, entgegnete Hurley Brown sachlich.

Trainor schaute sich im Zimmer um und entdeckte sofort das, was er suchte. Es war ein über eine Stuhllehne gelegtes Hemd. Er ging darauf zu, betrachtete die Manschetten und zeigte es dann ohne ein Wort seinem Vorgesetzten. Auf dem Rand der einen Manschette war ein dunkelroter Fleck.

»Wo ist Ihr Mantel, Leamington?« fragte er.

Frank deutete mit dem Kopf zur Tür. Trainor nahm den leichten grauen Mantel vom Haken und hielt ihn gegen das Licht. Am rechten Ärmel waren zwei große dunkelbraune Flecken. Auch die Vorderseite war mit Blut beschmiert.

»Leamington«, sagte Trainor, »ich glaube, ich brauche Ihnen nicht zu erklären, was ich nun tun muß.«

»Ich glaube auch nicht«, sagte Frank.

Er saß mit hochgezogenen Knien im Bett und betrachtete die Detektive fast mit einer gewissen Neugier.

»Ich verhafte Sie, Frank Leamington, wegen der vorsätzlichen Ermordung von Emil Louba – begangen in der Nacht des dritten Dezember zwischen zehn Uhr und zehn Uhr fünfundvierzig. Um zehn Uhr telefonierte Mr. Louba in den Elect Club. Um zehn Uhr fünfundvierzig war er tot.«

Kein Muskel zuckte in Leamingtons Gesicht.

»Ich habe ihn nicht ermordet«, sagte er schließlich. »Und wenn er um zehn Uhr telefonierte, dann ist das ein Wunder. Ich drang in seine Wohnung ein, um ihn zu töten – aber er war schon tot.«

»Um welche Zeit war das?«

»Um neun Uhr – eine Stunde, bevor er telefonierte«, entgegnete Frank. »Louba war um neun Uhr schon tot; er war tot, bevor Dr. Warden zum zweitenmal eintraf. Ich sah den Doktor beide Male kommen, weil ich das Haus beobachtete. Beim zweitenmal hat er mich sicher gesehen. Sagte er Ihnen das nicht?«

Hurley Brown schüttelte den Kopf.

»Miss Martin weiß auch davon«, sagte Trainor.

»Ich weiß nicht, weshalb Sie Miss Martin erwähnen«, meinte Leamington kühl. »Oder wollen Sie etwa alle meine Bekannten in diese Angelegenheit mit hineinziehen?«

»Sie war gestern abend, nachdem der Mord schon geschehen war, mit Ihnen zusammen, Frank«, erwiderte Hurley Brown ernst. »Erzählen Sie uns den Hergang der Geschichte klipp und klar – es geht immerhin um Ihr Leben.«

Frank Leamington stand auf und zog seinen Morgenrock an, bevor er antwortete. Seine Stirn war gefurcht – er dachte angestrengt nach. So schritt er im Zimmer auf und ab – eine ganze Weile, bis er sich auf den Rand des Bettes niedersetzte.

»Gut, ich werde reden. Hat Ihnen Miss Martin ihre Verlobung mit Emil Louba berichtet? Ja? Nun, das wissen Sie also. Als ich es erfuhr, war ich so wütend, daß ich ihn umbringen wollte. Dazu kam noch, daß ich wußte, was für ein gemeingefährliches Subjekt er ist – oder vielmehr war. Ich bin mit einem Mann bekannt, der im Amt für öffentliche Ordnung tätig ist. Er und seine Beamten versuchen schon seit Jahren, Louba zu Fall zu bringen. Die Polizei wußte wohl auch über diese Seite seines Charakters Bescheid, wie?«

Trainor nickte.

»Ich ging an dem Abend, nachdem ich Miss Martin gesprochen hatte, zum Braymore House. Ich wollte Louba umbringen, faßte aber nach einigem Nachdenken einen anderen Entschluß. Louba besaß eine Anzahl Schuldscheine, die von Miss Martin unterschrieben waren. Wie hoch die Summe war, auf die sie lauteten, wußte sie nicht. Louba verstand es immer wieder, sie mit dem Hinweis zu beruhigen, daß es sich nicht um einen großen Betrag handle. Ich brachte in Erfahrung, daß bei Sir Harry Marshley gar nicht Bridge, sondern Bakkarat gespielt wurde und daß Louba die Bank hielt. Dies erklärt auch, weshalb er sämtliche Schuldscheine in der Hand hatte. Vor einigen Tagen sagte Louba Miss Martin, daß sie ihm fünfzigtausend Pfund schulde und ihm das Geld sofort beschaffen müsse. Sie war völlig niedergeschlagen, da sie niemals mit einem solch hohen Betrag gerechnet hatte. Meiner Ansicht nach war der größte Teil der Schuldscheine, die er ihr zeigte, gefälscht, um sie damit zu erpressen.

Miss Martins Mutter ist schon seit langer Zeit herzkrank. Um ihr Kummer und Schande zu ersparen, blieb Miss Martin nur ein Ausweg übrig – nämlich Louba zu heiraten. Er hatte versprochen, ihr in diesem Fall die Schulden zu erlassen. Als sie mir davon erzählte, drohte ich, ihn umzubringen. Aus Angst, ich würde diesen Plan in die Tat umsetzen, lief sie am Abend ebenfalls zum Braymore House. Sie sah mich jedoch nicht hineingehen. Ich war schon gestern morgen dort gewesen und hatte in Abwesenheit des Portiers den Draht, der mit der Einbrecherglocke in Verbindung stand, durchschnitten. Gestern abend warf ich dann ein Seil über die Leiter, zog sie damit herunter und kletterte vorsichtig hinauf. Obwohl es sehr neblig war, stand zu meiner Überraschung das Fenster

offen und die Lichter brannten. Das erste, was ich sah, war Louba, der anscheinend leblos auf dem Bett lag. Vor Schreck über diese Entdeckung wollte ich gleich wieder davonlaufen, aber da fielen mir die Schuldscheine von Beryl wieder ein, und ich stieg in das Zimmer, um nach ihnen zu suchen.«

»Das Fenster war offen?« fragte Brown überrascht. »Miller erklärte, es sei geschlossen und verriegelt gewesen und unmöglich von außen aufzumachen.«

»Es stand weit offen«, entgegnete Frank. »Na, um die lange Geschichte kurz zu machen: Ich kletterte also hinein und schlich an sein Bett. Er war blutüberströmt, aber ich dachte zuerst doch, er sei noch nicht ganz tot, und fühlte deshalb vorsichtig nach seinem Herz. Dabei muß ich die Blutflecken an meinen Rockärmel gebracht haben. Ich stellte fest, daß er tot war, und ging dann in das Wohnzimmer. Dort lauschte ich an der Tür, aber es war kein Laut zu hören.«

»War die Tür offen?«

»Ja. Auch der Schlüssel steckte. Ich begann den Schreibtisch zu durchwühlen, fand aber nichts und bekam es allmählich mit der Angst zu tun; über die Feuerleiter kletterte ich wieder auf die Straße. Dort war es, wo ich plötzlich auf Beryl – Miss Martin traf. Sie war meinetwegen furchtbar aufgeregt, und ich konnte sie kaum beruhigen. Schließlich gelang es mir doch, sie davon zu überzeugen, daß ich Louba zwar gesehen, aber ihm nichts getan hatte. Dann verließ ich sie schnell, bevor sie mir weitere Fragen stellen konnte. Ich wollte allein sein und mir noch einmal alles überlegen ... Daß der Verdacht auf mich fallen würde, war klar – der durchschnittene Draht, meine Drohungen, alles deutete auf mich.«

»Warum kamen Sie in den Club? Warden und ich sahen Sie«, sagte Brown.

»Sie sahen mich? Ich habe Sie nicht bemerkt – war viel zu aufgeregt. Ich schaute die Abfahrtzeiten der Züge nach dem Festland nach, falls ich bei dem Einbruch überrascht werden sollte und ausreißen müßte. Das war es auch, was mir nachher Sorge machte. Wäre ich ausgerissen, dann hätte das ein glattes Eingeständnis meiner Schuld bedeutet. Eigentlich wäre es meine Pflicht gewesen, auf die nächste Polizeiwache zu gehen und zu sagen, was ich gesehen hatte ... Ich überlegte stundenlang, um mir darüber schlüssig zu werden. Den Doktor sah ich und hätte ihn um ein Haar angesprochen – ich wünschte, ich hätte es getan –, und dann sah ich die Polizisten kommen und nachher Sie und Warden. Ich war verzweifelt. Ich wollte wissen, was da oben vor sich ging, was Sie besprachen, wen Sie im Verdacht hatten ... und, Idiot, der ich war, versteckte ich mich noch einmal in der Nähe der Feuerleiter. Jemand kam die Leiter herunter und stieg sie wieder hinauf – das waren wohl Sie, Trainor. Dann ging ein Polizist so nahe an mir vorbei, daß er mich fast entdeckt hätte. Er ging auf die Straße hinaus, und das gab mir den Mut, etwas ganz Verrücktes zu tun – ich begann wieder die Leiter hinaufzusteigen. Als ich zur Hälfte oben war, entdeckten Sie mich, und ich sprang wieder herunter. Außerdem schrillte die Alarmglocke – was ich eigentlich hätte erwarten sollen, da ich kurz vorher aus meinem Versteck heraus den Portier beobachtet hatte, wie er mit einer Taschenlampe die Leitung untersuchte und den durchschnittenen Draht entdeckte. – So, ich denke, das wäre alles – das ist meine Geschichte.«

»Sind Sie sonst niemand in der Nähe der Feuerleiter begegnet?«

»Niemand.«

»Sahen Sie, als Sie in der Wohnung waren, einen Bogen Papier? Ein Blatt, auf dem nur ein R geschrieben stand?« fragte Hurley Brown, der zum Fenster hinaussah, ohne sich umzuwenden.

Frank schüttelte den Kopf.

»Nein, ich sah lediglich zwei umgeworfene Stühle und einen kleinen Stapel Briefe auf dem Fußboden neben dem Tisch. Das ist alles. Ich nahm zuerst an, es wären Beryls Schuldscheine, aber statt dessen waren es Briefe von einer Frau, die sich, soviel ich in der Eile daraus klug wurde, über ihren Mann beschwerte.«

»Briefe?« Brown und Trainor stießen das Wort wie aus einem Munde hervor.

»Sind Sie sicher, Mr. Leamington?« fragte Trainor hastig. »Ich fand keine Briefe. Wie waren sie unterschrieben?«

»Mit einem großen K«, entgegnete der Gefragte. »Als Absender war eine Adresse in Rumänien

angegeben, irgendein Café in Bukarest. Auf den Namen kann ich mich nicht mehr genau besinnen. Geschrieben waren sie auf sehr schlechtem Papier.«

Trainor war jetzt ehrlich in Verlegenheit. Er hatte die Briefe nicht entdeckt und auch keineswegs irgendwelche umgestürzten Stühle gesehen.

»Falls Ihre Geschichte wahr ist«, brummte er, »müßte der Mörder noch in der Wohnung gewesen sein. Sie müssen ihn gestört haben, als er etwas suchte ... Nun, Ihre Erzählung wird überprüft werden, Mr. Leamington. Übrigens möchte ich Sie gleich darauf aufmerksam machen, daß Sie mit Ihrer bis jetzt durch nichts bewiesenen Aussage kaum die Geschworenen werden überzeugen können.«

»Mich hat er überzeugt«, sagte Hurley Brown, und der Inspektor starrte ihn mit offenem Mund an.

»Ich fürchte, das wird nicht genügen, Sir«, versetzte er ein wenig förmlich, und Hurley lachte, was bei ihm sehr ungewöhnlich war.

»Wenn Mr. Leamington mir sein Ehrenwort gibt, daß er hier in London bleibt, werde ich die Verantwortung für ihn übernehmen«, sagte er. »Trainor, ich habe Ihnen diesen Fall übergeben, weil Sie der zuverlässigste und gewandteste Mann im Kriminaldienst sind, den ich kenne. Darum wäre ich auch der letzte, der Ihnen Hindernisse in den Weg legen oder Ihre Autorität untergraben würde. Nur aus einem ganz besonderen Grund, der mich in dieser Sache eine bestimmte Ansicht vertreten läßt, wünsche ich, daß Leamington vorerst noch auf freiem Fuß bleibt. Vor allen Dingen möchte ich nichts unternehmen, ohne vorher mit Dr. Warden gesprochen zu haben. Er hörte Stimmen in dem Zimmer, hörte Louba sagen ›sie muß es tun‹ oder so etwas Ähnliches. Warden ist der einzige Mensch, der uns jetzt weiterhelfen kann. Denken Sie daran, daß er bei seinem zweiten Besuch in Braymore House die Aufzugglocke aus dem dritten Stock hörte. Der Portier fuhr hinauf, sah oben aber niemand. Die darüberliegende Wohnung wird von Bennett da Costa bewohnt, der ein alter Konkurrent Loubas noch aus der Levante-Zeit her ist. Ich entdeckte diese Tatsache heute morgen. Costa ist verreist, oder soll es wenigstens sein, und zwar nach Südfrankreich. Die Wohnung ist leer, Dienerschaft ist keine da – nicht einmal eine Haushälterin. Wenn der Mörder Loubas die Feuertreppe hinabklettern konnte, konnte er sie auch hinaufklettern. Es besteht durchaus die Möglichkeit, daß der Mann, der den Mord beging, während der ganzen Zeit in der oberen Wohnung wartete.«

»Und die Fahrstuhlklingel benutzte?« fragte Trainor.

»Das kann ein Versehen gewesen sein. Die in Betracht kommende Person kann ja den Aufzugschacht hinuntergeschaut haben und dabei durch Zufall an den Knopf gekommen sein. Das Zeichen war sehr kurz.«

Es klopfte an der Tür, und Leamington hörte die Stimme seiner Haushälterin.

»Dr. Warden möchte Sie sprechen, Sir.«

Frank schaute die beiden Männer an, und Hurley Brown nickte.

»Er soll nur hereinkommen«, sagte er.

Der Doktor war sehr überrascht, die beiden Besucher vorzufinden.

»Ihr habt ihn also schon aufgespürt ...? Ich hoffte, das würde nicht so schnell gehen, Brown.«

Frank drückte dem Doktor warm die Hand.

»Fein von Ihnen, daß Sie Brown nichts von unserer Begegnung sagten«, meinte er.

»Ich sah Sie gar nicht«, entgegnete Dr. Warden ruhig. »Wenn jemand behauptet, ich hätte Sie gesehen, so ist er völlig im Irrtum. Tatsache ist«, fuhr er ganz unlogisch fort, »daß ich hierhergekommen bin, um Sie zu fragen, was Sie verflixt noch mal! – in der Nähe von Braymore House zu tun hatten – aber ich muß wohl annehmen, daß Ihnen die Frage schon vorgelegt worden ist.«

Frank wiederholte kurz seine Geschichte, und je länger er erzählte, desto ernster wurde das gütige Gesicht des Doktors.

»Nein«, sagte er, »ich kann mich genau erinnern, daß keine Möbel umgeworfen wurden.«

»Wissen Sie noch, daß die Aufzugklingel läutete?« fragte Brown, und der Doktor bejahte. »Hörten

Sie auf dem Treppenflur im nächsten Stock irgendein Geräusch?«

Dr. Warden zögerte einen Moment.

»Ich möchte es nicht beschwören, daß ich jemand hörte«, erwiderte er dann. »Die Worte des Portiers ließen vermuten, daß jemand im dritten Stock war. Tatsächlich hatte ich den Eindruck, daß sich jemand dort aufhielt. – Was wollen Sie mit Frank machen?«

»Ich verhafte ihn nicht«, war die Antwort. »Die blutbefleckten Kleidungsstücke müssen wir allerdings auf jeden Fall mitnehmen, schließlich kann man nie wissen ...«

»Gott sei Dank!« murmelte der Doktor erleichtert.

Seine Dankbarkeit war verfrüht.

17

Beryl war eben die Treppe heruntergekommen, da wurde ihr gesagt, ein Herr wolle sie sprechen.

Mit einer hilflosen, gehetzten Geste wandte sie den Kopf.

Sie war gleich nach Trainors Besuch ins Bett gegangen und war auch eingeschlafen. Aber es war ein fürchterlicher Schlaf, voll von unruhigen Träumen, gewesen. Mit entsetzlichen Kopfschmerzen wachte sie auf.

Als sie sich ihre Unterhaltung mit Frank am gestrigen Abend noch einmal ins Gedächtnis zurückrief, war sie immer noch überzeugt davon, daß er ihr die Wahrheit gesagt hatte, als er abstritt, Louba tätlich angegriffen zu haben. Sie vermutete aber auch, daß er viel genauer Bescheid über den Mord wußte, als er ihr gegenüber zugab. Bestimmt hatte er Louba tot aufgefunden, und dies war der Grund für seine Kopflosigkeit. Auch war ihm völlig klar, daß man von anderen Menschen nicht erwarten konnte, seinen Worten so zu glauben, wie sie selbst es tat. Das Herz wurde ihr schwer, als jetzt ein Besucher angekündigt wurde.

»Ich komme sofort«, sagte sie schwach, und das Mädchen ging hinaus.

Sie war froh darüber, daß ihre Mutter morgens ihr Zimmer nicht verließ, und ging nun einige Minuten auf und ab, um sich zu sammeln. Sie würde ihren ganzen Mut gebrauchen, um dem Inspektor wieder gegenüberzutreten und ihm kühn ins Gesicht zu lügen. Aber es ging um Franks Leben.

Trotzdem war ihr Gesicht verstört und von einer unheimlichen Blässe, als sie die Tür zu dem Zimmer öffnete, in dem sie den Inspektor vermutete. Zu ihrem Erstaunen sah sie statt dessen einen harmlosen kleinen Mann, der ihr furchtsam zublinzelte.

»Aber ... aber ... Sie sind doch der Mann, den ich gestern abend traf!« rief sie. Sein Anblick beunruhigte sie, obwohl sie sich selbst zugeben mußte, daß unter anderen Umständen nichts hätte harmloser aussehen können als er.

»Ganz richtig, Miss Martin«, sagte er mit einer ungeschickten Verbeugung. »Ich wollte Ihnen nur gratulieren ... Jetzt brauchen Sie Mr. Louba nicht mehr zu heiraten!«

Er strahlte sie geradezu an, sein Gesicht machte einen ganz verklärten Eindruck.

»Was für ein glücklicher Morgen!«

Wenn Loubas Tod nicht eine Gefahr für Frank bedeutete, dann hätte sie das gleiche gedacht. Als sie sich das überlegte, kam ihr der kleine Mann gar nicht mehr so verrückt vor. Jetzt nahm sie ihm seine Glückwünsche nur wegen des Spottes übel, den sie damit verbunden glaubte. Immer noch tausendmal besser, Loubas Frau zu sein, als zu wissen, daß Frank für ihre Freiheit mit dem Leben bezahlte.

»Es tut mir leid«, meinte sie. »Aber für mich ist es kein besonders glücklicher Morgen. Ich bin in allergrößter Sorge. Haben Sie irgend etwas, was ...«

»Ja, natürlich. Sie sind in Sorge um diesen jungen Mann, Mr. Leamington?«

»Oh, keineswegs – nein, nein! Warum sollte ich in Sorge um ihn sein?«

»Warum? Nun, weil Louba ermordet wurde; und da er gestern abend dort war –«

»Er war nicht dort!« unterbrach sie ihn heftig. »Er war nicht einmal in der Nähe!«

Er lächelte sie gütig an, auf eine Art, die ihn direkt sympathisch machte.

»Natürlich – Sie tun ganz recht damit, ihn zu schützen«, sagte er. »Aber ich fürchte, es ist schon bekannt, daß er dort war.«

»Wer weiß das? Wer?«

»Die Kriminalpolizei ... Wahrscheinlich hat man ihn schon heute morgen verhaftet.«

»Was sagen Sie da?« flüsterte sie zu Tode erschrocken. »Wie können Sie das behaupten?«

»Ich sah alle zu ihm hingehen: Inspektor Trainor, Mr. Brown, und auch –«

»Oh, setzen Sie sich – bitte!« stieß sie mühsam hervor und sank selbst in einen Sessel. »Sie sahen sie wirklich hingehen?«

»Ja, in aller Frühe. Aber verhaftet wurde er nicht.«

»Wissen Sie das ganz genau?« fragte sie hastig.

»Ganz genau – deshalb komme ich nämlich zu Ihnen. Man hat ihn im Augenblick nur deshalb geschont, weil er, soviel ich weiß, ein Freund von Mr. Brown ist. Aber, Miss Martin, das wird natürlich auf die Dauer nicht gehen. Im Polizeidienst geht die Pflicht über alles – auch über die Freundschaft. Aber was ich Ihnen noch sagen wollte, war ...«

Sie faßte wieder Mut.

»Bestimmt hat man ihn nicht verhaftet, weil seine Antworten den Verdacht gegen ihn beseitigten«, unterbrach sie ihn. »Er hat mit Mr. Loubas Tod nichts zu tun und hat das bewiesen.«

»Aber er kann es nicht vor Gericht beweisen, Miss Martin! Ich hörte, wie sie sich beim Fortgehen darüber unterhielten. Auch Dr. Warden war bei ihnen.

»Kennen Sie Dr. Warden?«

»Ich kenne jeden, der jemals etwas mit Louba zu tun hatte«, antwortete er sanft.

»Nun – und weiter, weiter. Was hörten Sie noch?«

»Man hat an seinem Anzug Blutflecken gefunden, und er hat daraufhin zugegeben, daß er nach Loubas Tod in der Wohnung war, das glaubten sie ihm auch, aber ...« Er schüttelte den Kopf. »Bringen Sie ihn in Sicherheit, Miss!«

Sie zuckte ängstlich zusammen.

»Wenn es notwendig wäre, daß er sich versteckt, hätten Brown und Warden ihm das sicher gesagt«, erklärte sie, obwohl sie selbst nicht recht daran glaubte.

»Ausgeschlossen, das konnten und durften sie nicht, es sind ehrliche Männer. Sie können seine Verhaftung in der Hoffnung hinauszögern, daß sich etwas entdecken läßt, das den Verdacht von ihm ablenkt – aber damit haben sie auch schon ihr möglichstes getan. Warten Sie nicht, bis es zu spät ist, Miss Martin. Wenn er tot ist, können Sie ihn nicht mehr ins Leben zurückrufen. Und da Sie fest daran glauben, daß er unschuldig ist, müssen Sie um so mehr darauf bedacht sein, ihn davor zu schützen, ins Gefängnis zu kommen.«

»Weglaufen wäre aber gleichbedeutend damit, seine Schuld einzugestehen.«

»Er soll ja nur bis zu dem Zeitpunkt verschwinden, wo seine Unschuld nachgewiesen ist. Sie halten ihn ja für unschuldig ... Selbst gesetzt den Fall, seine Unschuld kommt nie heraus, dann ist es immer noch besser für Sie, an irgendeinem erreichbaren Ort mit ihm zusammen glücklich zu sein – als daß er gehängt wird.«

»Nein, nein – reden Sie nicht so!« Sie schaute ihn entsetzt an. »Wie können Sie dieses furchtbare Wort benutzen.«

»Nun, man wird ihn ohne Zweifel hängen, wenn er für schuldig befunden wird. Und das wäre unrecht. Louba war ein gemeingefährlicher, verbrecherischer Mensch. Er hat hundertmal den Tod verdient, und es wäre eine Schande, wenn jemand seinetwegen verurteilt würde.«

»Frank könnte jetzt ja gar nicht mehr entkommen – selbst wenn er wollte«, murmelte sie. »Sobald bekannt wird, daß er geflohen ist, werden automatisch sämtliche Züge und Schiffe kontrolliert.«

»Er kann zu mir kommen«, sagte der kleine Mann freundlich. »Ich habe eine bescheidene Wohnung in Balham im obersten Stock eines Hauses. Er könnte bei mir wohnen, ohne daß jemand etwas davon merkt – abends kann er ohne weiteres auf den Dachgarten gehen, damit er an die frische Luft kommt. Übrigens bin ich überzeugt davon, daß auch noch die Möglichkeit zur Flucht auf den Kontinent bestünde, wenn sie nur sofort in Angriff genommen wird. Aber vielleicht ist es doch zu gefährlich. Er soll es lieber nicht riskieren und zu mir kommen; bei mir ist er bestimmt in Sicherheit. Niemand besucht mich – ich bin ganz allein. In dem Haus sind lauter kleine Wohnungen, und kein Mensch kennt den anderen.«

»Warum sind Sie eigentlich so besorgt um ihn?« fragte sie. »Warum wollen ausgerechnet Sie die Gefahr auf sich nehmen, ihn bei sich zu verbergen?«

»Weil ich nicht will, daß er dafür leiden muß, daß er ... Er soll nicht wegen dem Mord an Louba verurteilt werden. Louba ist es nicht wert. Wer ihn auch ermordet hat – er war ein Wohltäter der Menschheit. Und ich möchte ihm beistehen.«

»Dann hat Frank Leamington durchaus keinen Anspruch auf Ihre Dankbarkeit!« versetzte sie. »Er hat Louba nicht ermordet!«

»Dann habe ich doch viel mehr Ursache dazu, ihn davor zu bewahren, noch nach dem Tod dieses Verbrechers sein Opfer zu werden. Wollen Sie ihn nicht aufsuchen und überreden, zu mir zu kommen? Wenn Sie nicht gleich gehen, ist es zu spät. Sie werden es Ihr ganzes Leben lang bereuen und das wird nichts mehr ungeschehen machen können.«

Ja, das war richtig. Man brauchte sie wahrhaftig nicht daran zu erinnern.

Der Wunsch, Frank Leamington in Sicherheit zu wissen, ging ihr über alles. Wenn sie jetzt zögerte, so nur deswegen, weil sie wußte, daß diese Flucht vielleicht noch schlimmere Folgen haben konnte, als wenn er blieb und die Sache ausfocht.

»Ich werde ihn auf alle Fälle aufsuchen und mit ihm sprechen«, entschloß sie sich schließlich und stand auf.

»Das ist recht«, sagte er und erhob sich befriedigt. »Soll ich Ihnen gleich meine Adresse geben? Oder vielleicht entschließt er sich doch noch dazu, das Land zu verlassen ...«

»Ja – geben Sie mir Ihre Adresse ... auf jeden Fall ...«, entgegnete sie und nahm die Visitenkarte, die er ihr hinhielt.

»Sie werden keine Zeit verlieren, nicht wahr?« mahnte er sie nochmals. »Es wäre nicht recht, Miss. Und nun alles Gute – ich hoffe, daß Sie ihn dazu bewegen können fortzugehen. Und ich bin jederzeit für Sie da. Guten Morgen.«

Er machte eine unbeholfene Verbeugung und ging.

Beryl hatte sich entschlossen und ging ohne weiter zu überlegen in Leamingtons Wohnung. Sie fand ihn dort vor dem Kamin sitzen und schwermütig in das leise knisternde Feuer starren.

»Ist etwas passiert?« rief er erschrocken, als er sie sah, und sprang auf.

»Frank, du hast Louba gestern abend gesehen – tot, ermordet! An deinen Kleidern war Blut – selbst meine Handschuhe waren blutig, weil ich dich angefaßt habe. Und du hast ihnen alles gesagt?« rief sie.

»Ich habe ihnen alles gesagt«, entgegnete er ruhig. »Ich habe Louba nicht getötet, und es ist besser, die Wahrheit zu sagen. Du weißt nicht, wie leid es mir tut, Beryl, dich mit in diese Sache hineingezogen zu haben. Ich bin dir auch so dankbar dafür, daß du...«

»Es geht hier nicht um mich! Ich möchte, daß du fortgehst, Frank. Es nützt ja gar nichts, daß dir deine Freunde vielleicht glauben – andere tun es nicht, wenn du keine Beweise hast. Wenn sie den Mörder nicht finden, wirst du dafür büßen müssen. Es ist zu gefährlich, Frank. Geh jetzt noch, solange es noch nicht zu spät ist. Auch wenn sich deine Unschuld nicht herausstellt ... dann behältst du wenigstens dein Leben.«

»Ich kann nicht, Beryl. Ich habe mein Ehrenwort gegeben.«

»Oh, Frank!« Jetzt, da sie wußte, daß es fast unmöglich war, ihn in Sicherheit zu bringen, wurde ihr Wunsch, die Gefahr für ihn abzuwenden, nur noch größer. »Dein Leben kann davon abhängen ... und der kleine Mann sagte, er würde dich verstecken, falls du nicht gerne außer Landes gehen willst.«

»Was für ein kleiner Mann?« fragte er scharf

»Der, von dem ich dir gestern abend schon erzählte. Ich traf ihn vor Braymore House, und er hat mich heute morgen aufgesucht.«

»Wer ist er nur? Er sprach mich gestern abend an. Ich glaube, er wußte, daß Louba tot war.

Warum hat er dir dieses seltsame Angebot gemacht?«

»Er möchte nicht, daß irgend jemand wegen Loubas Tod in Schwierigkeiten kommt. Louba sei das nicht wert.«

»Ist das der einzige Grund? Hat er dir seine Adresse gegeben?«

»Ja – willst du hingehen, Frank?«

»Ich muß hierbleiben, wo man mich finden kann. Aber immerhin könnte sich die Polizei für die Adresse interessieren.«

»Oh, glaubst du vielleicht, daß er den Mord begangen hat?«

»Ich weiß es nicht. Ich weiß nur so viel, daß ich ihn nicht beging. Auf jeden Fall scheint er etwas damit zu tun zu haben. Wenn er unschuldig ist, kann er sich durch die Beantwortung einiger Fragen nicht im geringsten schaden.«

»Aber selbst wenn er unschuldig wäre, würde er Scherereien bekommen, weil er dich verstecken wollte.«

»Man braucht das ja gar nicht gleich anzugeben. Ich werde Hurley Brown persönlich die Sache mitteilen, und er wird dann den Mann besuchen und ganz unauffällig seine Feststellungen machen – ohne ihm zu nahe zu treten. Das heißt, falls alles in Ordnung ist. Du hast ihn nicht gefragt, was er weiß?«

»Es ist gar nicht so leicht, eine präzise Antwort von ihm zu bekommen – jedenfalls nicht, wenn man ihn über Louba ausfragt.«

»Hast du die Adresse bei dir?«

»Ach – ich glaube nicht. Es fällt mir gerade ein, daß ich sie in meine Tasche tun wollte, als ich zu dir ging, aber dann muß ich es doch vergessen haben und sie irgendwo hingelegt haben. Ich werde sie holen, Frank. Kannst du mich nicht begleiten?«

»Dafür gibt es eigentlich keinen Hinderungsgrund. Ich werde bei Mrs. Sitwell hinterlassen, wo ich hingehe, falls man mich braucht.«

Als sie gemeinsam das Haus verließen, stoppte am Randstein gerade ein Auto, und Trainor und ein Kriminalbeamter in Zivil stiegen aus.

»Bedaure, Mr. Leamington«, sagte Trainor, »aber ich muß Sie verhaften. Sie stehen unter dem dringenden Verdacht, Emil Louba ermordet zu haben.«

»Aber – aber«, stammelte Frank und wurde bleich. »Mr. Brown sagte doch...«

»Tut mir außerordentlich leid«, sagte Trainor und forderte ihn mit einer Handbewegung zum Einsteigen auf. »Aber Mr. Brown ist nicht die höchste Instanz.«

»Also gut«, sagte Frank und wandte sich an Beryl. »Sei tapfer, Beryl. Vielleicht klärt sich alles auf – hoffen wir es. Vergiß nicht festzustellen, was der kleine Mann eigentlich weiß. Wenn er vor Braymore House war, hat er möglicherweise auch den wirklichen Mörder gesehen.«

»Von wem reden Sie da?« fragte Trainor.

»Von einem Mann, den wir beide, Miss Martin und ich, gestern abend vor Braymore House sahen. Miss Martin weiß seine Adresse.«

Sie nickte. Plötzlich deutete sie zur nächsten Ecke.

»Dort – dort ist er!« rief sie. »Jetzt rennt er um die Ecke ...!«

Der Kriminalbeamte lief ihm nach, kehrte aber schon nach fünf Minuten wieder zurück. Der kleine Mann war wie vom Erdboden verschwunden.

»Nehmen Sie an, daß er irgend etwas über das Verbrechen weiß – oder etwa selbst damit zu tun hat?« fragte Trainor.

»Nein. Das kann ich keinesfalls behaupten. Ich weiß nur, daß er dort war und daß er mich in das Haus gehen sah. Da ist es doch durchaus möglich, daß er auch noch andere Leute gesehen hat.«

»Können Sie mir seine Adresse geben, Miss Martin?«

»Ich habe sie nicht bei mir, aber ich werde Sie sofort antelefonieren, wenn ich zu Hause bin«, antwortete sie. Dann winkte sie Frank noch einmal zu und biß sich auf die Lippen, als der Wagen fortfuhr.

*

Der Besuch Trainors in der winzigen Wohnung in Belham förderte jedoch nichts zutage. Niemand hatte auf sein Klingeln geöffnet, und die Tür war verschlossen. Der kleine Mann kehrte auch nicht zurück, obgleich man ihn mit einigem Interesse erwartete.

Auf den Wunsch Trainors öffnete der Hausmeister zwar die Wohnung, aber auch die Untersuchung der drei kleinen Zimmer förderte nichts zutage. Man fand keinerlei Anhaltspunkte, aus denen hervorging, was der Wohnungsinhaber eigentlich trieb. Nachforschungen ergaben nur, daß er ein ruhiger, freundlicher Mensch sei, der seine Miete prompt bezahlte.

»Wie wurden Sie eigentlich mit ihm bekannt, Miss Martin?« fragte Trainor, der sie am Abend noch einmal aufsuchte.

»Er kam heute morgen zu mir und erklärte, er würde Frank mit Freuden aus der Patsche helfen«, sagte sie.

»Hm – welcher Art sollte denn diese Hilfe sein?« forschte Trainor. »Sagte er das nicht?«

Sie hatte sich mittlerweile an das Verhörtwerden gewöhnt und behielt die Fassung.

»Nein«, erklärte sie ruhig.

Verraten wollte sie den Mann keinesfalls. Immerhin war er doch der einzige, der Frank einen Unterschlupf angeboten hatte.

»Wie erklärte er eigentlich seinen unvermittelten Besuch und sein Angebot?«

»Er hielt es für eine Schande, daß Loubas Tod einen unschuldigen Menschen ins Verderben stürzen sollte.«

»Er haßte also Louba?«

»Das sagte er nicht. Er ist ein sehr harmloser kleiner Mann, Mr. Trainor. Ich glaube keinesfalls, daß er auch seine Hand im Spiel hatte. Louba wäre doch mit ihm fertig geworden.«

»Immerhin stand er vor dem Haus ... Es kann genauso gut sein, daß er dort Schmiere stand, während sein Komplice in die Wohnung eindrang.«

»Er versuchte aber bestimmt nicht jemanden im Haus zu warnen, während ich in der Nähe war. Ganz im Gegenteil – er sprach mich an und schien es auch keineswegs eilig zu haben.«

»Warum rannte er weg, als Sie ihn heute morgen an der Straßenecke entdeckten?«

»Vielleicht deshalb, weil er sah, daß schon ein Unschuldiger verhaftet wurde.« Dies sagte sie mit einem bitteren Ton in der Stimme. »Und dann nahm er an, niemand sei seiner Haut sicher, der sich in der Mordnacht im Umkreis von einem Kilometer um Braymore House aufgehalten hatte.«

»Nun«, entgegnete Trainor und wandte sich zum Gehen, »Mr. Leamington war dem Haus näher als einen Kilometer. Das dürfen wir nicht vergessen!«

»Ich weiß«, gab sie zu. »Ich weiß, wie schwarz alles für ihn aussieht ..«

Trainor widersprach nicht.

In der Tat sah der Fall für Frank Leamington sehr schwarz aus. Er wäre der letzte gewesen, das abzulehnen.

18

Um sich die Arbeit zu erleichtern, schlug Inspektor Trainor sein Hauptquartier in Loubas Wohnung auf.

In dem großen Schlafzimmer, das von der Vorderseite bis zur Rückseite des Hauses reichte, richtete er sich auf der Couch ein Lager her.

Zwei Nächte verbrachte er dort. Und Tag und Nacht stellte er fast ununterbrochen seine Untersuchungen an. Er maß aus, kalkulierte, rekonstruierte, untersuchte jeden Zentimeter des Teppichs mit einem Vergrößerungsglas. Wo er nur den Schein eines Fingerabdruckes zu bemerken glaubte, ließ er die Stelle fotografieren.

An dem Sonntagnachmittag, der auf Franks Verhaftung folgte, saß er in Loubas geschnitztem Schreibtischstuhl und sortierte und las Briefe, die er in dem Schreibtisch gefunden hatte. Sein Assistent kehrte eben mit einem Packen Fotografien aus dem Polizeipräsidium zurück. Es waren Aufnahmen des Zimmers und Vergrößerungen solcher Gegenstände, die eine genauere Untersuchung notwendig erscheinen ließen.

»Hat man etwas auf dem Briefbogen, auf dem der Buchstabe R stand, gefunden?« war Trainors erste Frage, als der Beamte den Packen auf den Tisch legte.

»Sehr schwach den nassen Abdruck eines Handschuhfingers. Hier ist er.« Der Beamte zog eine Fotografie heraus und deutete darauf. »Die linke Ecke unten. Das ist unzweideutig ein Handschuh – und außerdem ein Lederhandschuh. Man kann die Fassung gerade noch sehen. Der Betreffende muß das Papier mit der linken Hand gehalten haben, während er schrieb.«

Trainor schüttelte den Kopf.

»Das ist allerdings ganz nutzlos und beweist nur, daß der Mörder Handschuhe trug. An einem nassen und kalten Abend wie an jenem Samstag wäre es merkwürdig gewesen, wenn er keine getragen hätte. Noch etwas?«

»Es scheint, als ob der Schreiber für die ersten beiden Zeilen eine Feder benutzt hat, die er gar nicht in die Tinte eintauchte – ohne daß er auf das Blatt sah und dies merkte«, sagte der Beamte. »Das war leicht feststellbar, denn er drückte hart auf; leider sind die Worte, die er schrieb, nicht zu entziffern. Nur aus zweien kann man etwas Ähnliches herauslesen wie ›tun‹ oder ›tin‹ und ›mica‹. Auf der fotografischen Aufnahme treten sie deutlich hervor, aber die vorhergehenden und die nachfolgenden Worte kann man nicht lesen.«

Der Inspektor untersuchte schweigend die Fotografien.

»Natürlich ist es auch möglich, daß der Bogen schon früher am Tag benutzt wurde. Ich vergaß, Miller danach zu fragen.«

Er drückte auf eine Klingel am Tisch, und der Diener trat ein.

»Nein, Sir, auf dem Schreibtisch befand sich am Nachmittag kein Bogen Briefpapier. Mr. Louba sagte mir noch morgens, ich solle Papier und Umschläge in dem kleinen Sekretär aufbewahren und beschwerte sich darüber, daß er darin nichts finden konnte. Ich öffnete ein neues Paket mit Schreibmaterial und füllte die Fächer ungefähr eine halbe Stunde, bevor Mr. Louba aus dem Club zurückkehrte. Bis zur Ankunft dieses Charlie ging ich mindestens ein dutzendmal in das Zimmer.«

»Na, da sind wir mit dem R zu Ende«, sagte Trainor. »Wie steht's mit der Truhe?«

»Fingerabdrücke an der Feder, die zum Öffnen gedrückt werden muß – rühren von Miller her ...«

»Ja, es war gedankenlos von mir, ihn dort hinlangen zu lassen«, warf Trainor ein.

»Aber an einer anderen Stelle deutliche Fingerspuren eines Fremden – schauen Sie her.«

Trainor prüfte die Fotografie mit höchstem Interesse.

»Das stimmt. Keine Handschuhe. Aber sie könnten auch von Louba sein ...« Er legte die Fotografien beiseite. »Wir werden uns später damit befassen. Der Leuchter?«

Der Beamte wies zwei weitere Abzüge vor.

»Kein Abdruck außer dem Mr. Browns – er fand ihn wohl.«

Der Inspektor sprang plötzlich auf.

»Setzen Sie sich mal auf meinen Platz«, sagte er. »Mir kommt es vor, als ob Louba am Schreibtisch saß, während er angegriffen wurde, und daß die Person, die nach ihm schlug, in der Nähe des Schreibsekretärs stand. Zweifelsohne kam der Schlag unerwartet.«

Er stellte sich an das kleine Schreibpult.

»Drehen Sie einmal den Kopf weg – so. Schauen Sie nach dem Kamin. Können Sie mich sehen?«

»Nun – ich kann gerade noch Ihre Hand sehen, die Sie nach dem Leuchter ausstrecken. Aber ich warte ja auch darauf. Nein, Inspektor, jetzt kann ich Sie nicht mehr sehen.«

Inspektor Trainor stellte den Leuchter wieder auf den Tisch.

»Louba hatte keine Ahnung, was ihm bevorstand. Der Schlag muß von der Stelle, an der ich jetzt stehe, geführt worden sein. Wahrscheinlich kam der Mörder durch diese Tür ... Louba muß in Richtung des Kamins geschaut haben. Behalten Sie einmal diese Stellung bei, Sergeant.«

Der Detektiv ging auf den Fußspitzen über den Teppich. Plötzlich legte er seinem Untergebenen die Hand auf die Schulter, und der Mann fuhr in die Höhe.

»Sie hörten mich nicht kommen, was ...?«

Er klingelte Miller.

»Miller, war diese Tür in der Mordnacht verschlossen?«

»Ich weiß nicht, Sir.«

»Von der Küche führen zwei Türen in das Speisezimmer, in das man durch diese Tür gelangt«, er deutete hinter sich in die Richtung, aus der er sich eben dem Sergeant genähert hatte. »Waren die Türen von der Küche in das Speisezimmer verschlossen?«

»Ich glaube nicht. Aber jeder, der auf diesem Weg hereingekommen wäre, hätte an Dr. Warden vorbeigemußt.«

»Sie vergessen den Dienstboteneingang«, entgegnete Trainor bedeutsam. »Zum Beispiel wäre es leicht möglich gewesen, daß Sie zurückgekommen wären, ohne daß Sie jemand gehört hätte. Sie sind ja auf dem gleichen Weg auch fortgegangen.«

Miller trat verlegen von einem Bein aufs andere.

»Ich bin ja gar nicht zurückgekommen – das heißt, als ich das zweitemal weggegangen war«, murrte er etwas nervös. »Ich habe mich doch mit meiner Braut getroffen.«

Trainor betrachtete ihn mit einem kalten, abschätzenden Blick.

»Wie ist der Name dieser Dame und ihre Adresse?«

Miller zögerte einen Augenblick.

»Miss Mary Cardew, Brierly Gardens hundertsechsundneunzig«, sagte er dann. »Sie arbeitet im Haushalt. Wahrscheinlich ist es ihr nicht sehr angenehm, wenn Sie Fragen an sie stellen.«

»Und für Sie könnte es unangenehm werden, wenn sie Ihre Darstellung nicht bestätigt.«

Miss Cardew war ein hübsches Mädchen, das einen ehrlichen Eindruck machte, und Trainor war schon vor der Unterredung mit ihr überzeugt, daß sie keine Ausflüchte gebrauchen werde. Sie hatte sich mit ihrem Bräutigam auf neun Uhr verabredet und kaum zwanzig Meter vom Haus entfernt gewartet.

»Wie lange waren Sie zusammen?«

»Er blieb kaum länger als eine Minute«, sagte das Mädchen. »Er schien mir sehr aufgeregt, und ich war ärgerlich darüber, daß ich warten mußte.«

»Sind Sie sicher, daß es nur eine Minute war?«

»Ein bis zwei Minuten, nicht länger. Er hatte es sehr eilig zurückzugehen.«

Der Detektiv biß sich auf die Lippen.

»Was für einen Eindruck machte er auf Sie, als Sie ihn um neun Uhr trafen – war er da aufgeregt oder ganz normal?«

»Er war ein bißchen aufgeregt. Er erzählte mir, daß mit Mr. Louba immer schwerer auszukommen sei, und er fragte mich auch, ob wir nicht in einem Monat heiraten könnten. Wir wollten das kleine Gasthaus, das er in Bath gekauft hat, gemeinsam führen.«

Trainor ging zurück nach Braymore House. Er wollte jetzt eine ganz bestimmte Theorie praktisch ausprobieren.

Wieder fragte er Miller:

»Sie waren eine Viertelstunde weg. Mit Miss Cardew waren Sie höchstens fünf Minuten von diesen fünfzehn zusammen. Etwa drei Minuten brauchten Sie, um zu ihr zu gelangen und hierher zurückzukommen. Wie erklären Sie die fehlenden sieben Minuten?«

»Ich traf den Diener aus dem ersten Stock und sprach mit ihm.«

»Worüber sprachen Sie mit ihm?«

»Über einen Herrn, einen gemeinsamen Bekannten.«

Die Antwort war so unwahrscheinlich, daß Trainor schon zu der Annahme neigte, Miller fange an zu erfinden. Jedoch der Diener aus dem ersten Stock bestätigte Millers Angaben.

Miller hatte in den vierzehn Jahren, die er bei Louba angestellt war, Geld zusammengespart. Die meisten Leute, die den Finanzmann aufsuchten, hatten ihm freiwillig Trinkgelder gegeben; und außerdem war sein Lohn reichlich bemessen gewesen. Ohne Zögern legte er sein Bankguthaben vor, und Trainor untersuchte es sorgfältig. Eine größere Summe war niemals eingezahlt worden. Stets waren kleinere Beträge in das Bankkonto geflossen, was man ohne weiteres feststellen konnte.

»Hm«, machte Trainor, als er zu Ende war.

Der Diener verfolgte die ganze Zeit über Trainors Untersuchung mit ängstlichem Gesichtsaasdruck, und als er ihm das Buch zurückgab, atmete er sichtlich erleichtert auf.

»Ist Mr. Leamington verhaftet worden, Sir?« fragte er.

Trainor nickte.

»Ich kann mir nicht denken, daß er der Täter gewesen ist, Mr. Trainor.«

»Er war nach seinen eigenen Angaben gestern abend in diesem Zimmer«, erwiderte Trainor, und Miller zog überrascht die Augenbrauen in die Höhe.

»Hier drin? Wie hat er denn das gemacht?«

»Er ist durch das Fenster hereingekommen. Es ist gewaltsam von außen geöffnet worden.«

Der Detektiv wußte ganz genau, daß die sehr sorgfältige Untersuchung kein Zeichen dafür ergeben hatte, daß das Fenster mit Gewalt aufgebrochen worden war.

Miller schüttelte energisch den Kopf.

»Das ist einfach unmöglich«, sagte er. »Ich sagte das schon gestern abend dem Sergeanten. Die Fenster waren zugeriegelt – mit zwei feststellbaren Riegeln, die am unteren Rahmen angebracht sind.«

Trainor brummte ungeduldig.

»Das haben Sie mir noch gar nicht mitgeteilt, Sergeant. Ich sah nur den gewöhnlichen Fensterriegel, und den konnte man leicht zurückschieben.«

Miller ging in das Schlafzimmer voraus und deutete auf zwei kleine, ziemlich versteckt angebrachte Riegel am Fensterrahmen, je einen auf jeder Seite. Mit Schrauben konnte man beide so feststellen, daß man sie nur zurückschieben konnte, wenn man vorher die Schrauben herausgedreht hatte. Trainor untersuchte die Stellen genau und stellte fest, daß jemand beide Schrauben ganz entfernt hatte.

»Ich habe sie selbst festgemacht, kurz bevor Mr. Louba nach Hause kam. Das tat ich immer«, erklärte Miller. »Wenigstens schließe ich das Fenster immer, bevor er hereinkommt, nur ziehe ich bei

Tag die Schrauben nicht an. Die Schrauben machte ich immer erst fest, wenn er nachts endgültig nach Hause kam. Aber an dem Mordtag verschraubte ich das Fenster früher als gewöhnlich – ich tat es, während Mr. Louba im Bad war, und kurz bevor dieser Charlie eintraf. Es war so neblig draußen, daß ich mir sagte, Mr. Louba würde das Fenster doch nicht mehr öffnen. Ich zog die Schrauben auch besonders stark an, weil ich in diesen nebligen Nächten selbst immer Angst vor Einbrechern habe.«

Eine sofortige Untersuchung des Zimmers förderte keine Spur von den Schrauben zutage, bis Trainor das Laken wegzog, das über das blutbefleckte Bett ausgebreitet war. Mitten auf der seidenen Bettdecke lagen die Schrauben.

»Sie müssen unter dem Körper gelegen haben«, murmelte Trainor. »Ich war nicht da, als die Leiche weggebracht wurde. Haben Sie sie denn gesehen, Sergeant?«

»Nein, Inspektor. Tut mir leid – ich habe tatsächlich gar nicht darauf geachtet.«

Der Inspektor nahm die Schrauben mit in das andere Zimmer und legte sie auf ein Stück Schreibpapier. Sie waren nicht sehr groß.

»An denen werden wir keine Fingerabdrücke feststellen können«, ärgerte sich Trainor. »Trugen Sie Handschuhe, als Sie gestern abend ausgingen, Miller?«

»Ja.«

»Bringen Sie sie einmal her.«

Die Handschuhe waren aus grobem Leder.

»Ein Fremder kann die Schrauben doch eigentlich kaum entdeckt haben. Wie sie anzubringen waren, wußte doch sicher nur jemand, der mit der Wohnung vertraut ist, nicht wahr?«

»Ja, das stimmt schon«, gab der andere zu. »Mr. Louba vergaß sie für gewöhnlich. Vor einigen Jahren hatte ich wegen der Schrauben sogar Unannehmlichkeiten. Mr. Louba wollte eine Frau möglichst rasch durch das Fenster herauslassen, und ich hatte die Schrauben so fest angezogen, daß er einen Riegel nicht aufbrachte. Es war an einem ebensolchen Abend wie gestern.«

»Eine Frau?«

»Ja, Herr Inspektor. Einer seiner Freunde kam zu Besuch. Ich weiß nicht mehr genau, wer es war, aber jedenfalls wollte er die Dame so schnell wie möglich aus der Wohnung heraushaben.«

Leider konnte sich Miller nicht mehr an Einzelheiten erinnern, nur noch daran, daß sich Louba bei dem Versuch, das Fenster zu öffnen, die Hand verletzt hatte. Von dem Mädchen wußte er nicht mehr, als daß sie noch sehr jung und eine gute Freundin Mr. Loubas war. Sie besaß einen eigenen Schlüssel und pflegte zu kommen, wenn Miller Ausgang hatte.

»Sie ist die einzige seiner Freundinnen, von der ich weiß, daß er sich mit ihr besondere Mühe gab. Er pflegte alle seine Seidenstoffe und seine Raritäten herauszukramen, um sie ihr zu zeigen. Jedes Mal, wenn er sie erwartete, lag der ganze fremdartige Kram herum. Ich glaube, sie interessierte sich sehr für den Orient. An jenem Abend gab es allerhand Aufregung mit ihr ... Schließlich kletterte sie die Feuerleiter hinunter.«

»Hatte Mr. Louba sehr viele Damenbekanntschaften?«

»Hm – ein paar«, entgegnete Miller lakonisch.

Trainor legte die Schrauben vorsichtig in sein Etui.

»Wußte ›Charlie‹, wie man die Fenster öffnet und schließt?« fragte er.

»Möglich. Manchmal kommt es mir überhaupt so vor, als ob er früher schon einmal hier gewesen wäre. Tatsächlich habe ich ihn sogar schon mit der Geschichte verknüpft, die ich Ihnen eben erzählte. Eigentlich merkwürdig – ich entsinne mich seiner nicht besonders gut.«

»Die Dinge, an die Sie sich nicht erinnern können, würden gedruckt einen ganzen Bücherschrank füllen«, entgegnete Trainor gereizt.

19

Millionen Menschen lasen an jenem Morgen interessiert und mit angenehmem Nervenkitzel in der Zeitung den Bericht über die Mordaffäre Louba. Ein Mann aber las ihn mit zitternden Händen und aschgrauem Gesicht.

Charles Berry war ein von der Natur nicht gerade bevorzugter Mann von fünfunddreißig Jahren. Seine Gesichtszüge waren nicht sehr vertrauenserweckend, und seine niedrige Stirn, das eckige, schwere Kinn und die breite Nase verstärkten diesen Eindruck. Buschige schwarze Augenbrauen, die über den kleinen, eng beieinander stehenden Augen zusammenliefen, machten ihn auch nicht liebenswerter.

Zusammengekauert saß er gerade in einem Sessel im obersten Stockwerk des Wilberbaun Temperance Hotels, biß an seinen Nägeln und studierte die Zeitung, die er ausgebreitet vor sich liegen hatte.

»Genannt ›Charlie‹«, murmelte er.

Dann stand er auf, ging sichtlich verstört durch das Zimmer und stieß eine Tür auf.

»Louba ist tot«, flüsterte er heiser.

Eine Frau saß dort am Fenster, die Arme auf den breiten Sims aufgestützt. Trotz ihres verlebten Gesichts konnte man sie noch hübsch nennen, wenn sie auch viel zuviel Puder aufgetragen hatte und die Lippen übertrieben rot geschminkt waren. Sie drehte sich nach Charles um und schaute ihn gleichgültig an.

»Wahrscheinlich lügst du«, sagte sie. »Falls er aber wirklich tot ist, dann hoffe ich, er ist in der Hölle.«

Mit einem Sprung war er bei ihr, packte ihren Arm und riß sie hoch.

»Das hoffst du, so, so!« schrie er sie wütend an und schüttelte sie grob hin und her. »Ohne ihn können wir nicht leben! Was willst du denn jetzt anfangen? Bei deiner Häßlichkeit zahlt dir kein Mensch mehr etwas dafür, wenn du in der Bojida singst ...«

»Ich werde arbeiten«, sagte sie.

»Ja, höchstwahrscheinlich! Das sieht dir gerade ähnlich! Schau her – lies das da.«

Er stopfte ihr die Zeitung in die Hand und starrte sie an.

»Das geht auf dich. Hast du ihn getötet, wie?« fragte sie.

Noch wütender geworden, brüllte er sie an und schüttelte sie, bis sie die Augen schloß und schwer atmend zurücksank.

»Frag mich das noch einmal, du idiotisches Frauenzimmer! Frag mich das noch einmal, und ich zeige dir, was ich tun werde. Ich vergifte dich – hörst du? Charlie Berry hat seinen alten Beruf noch nicht vergessen.«

»Oh, ich wünsche mir nichts sehnlicher als das«, stöhnte sie und hielt sich krampfhaft aufrecht. »Ich weiß nicht, wie ich es all diese Jahre ausgehalten habe. Und jetzt gibt es keinen Ausweg mehr, nachdem er tot ist.«

»Es gibt keinen Ausweg!« erklärte er. »Auch für mich gibt es keinen ... Habe ich dich nicht geheiratet? Habe ich dich nicht aus dem Schmutz gezogen und eine anständige Frau aus dir gemacht?«

»Hättest du es doch unterlassen«, sagte sie bitter und lehnte sich wieder auf das Fensterbrett.

Er stierte sie an.

»Jetzt ist die Gelegenheit günstig, wenn du etwas verdienen willst«, höhnte er. »Wenn du entfliehen willst, dann geh hin und erzähle einer gewissen Person, was du bist und was du gewesen bist.«

»Du weißt, daß ich das nicht kann – und du weißt auch, daß du vor Angst sterben würdest, wenn ich es täte«, entgegnete sie achselzuckend. »Ich bin an dich gefesselt. Nichts auf der Welt kann uns trennen.«

Er hatte mittlerweile die Zeitung wieder aufgehoben.

»Die Polizei wird ganz London nach mir durchstöbern. Er hatte deine Briefe, und sie werden sie schon gefunden haben.«

Eine Sekunde lang war ein Schimmer von Hoffnung in den Augen der Frau sichtbar.

»Er zeigte sie mir«, fuhr Berry fort. »Warf sie mir ins Gesicht und lachte mich aus. Ich konnte das Geld nur bekommen, indem ich darum bat wie ein Bettler. Er sagte, du müßtest nach Rumänien zurück.«

»Ich gehe nicht, niemals«, sagte sie heftig. »Du kannst mich töten, aber ich gehe nicht. Wenn du nur noch für fünf Pfennige Anstand hast, dann kannst du mich nicht in dieses Höllenleben nach Rumänien zurückschicken.«

Charles Berry stocherte nachdenklich in den Zähnen herum. Sein Mut kehrte langsam wieder zurück.

»Es ist nur gut, daß ich das Geld habe«, sagte er dann. »Aber auf jeden Fall werden wir uns davonmachen müssen. Das halbe Hotel wird mich nach der Beschreibung erkennen.«

»Wo können wir hin?«

»Nach Deptford. Ich kenne dort einen Mann, der mir zwei Zimmer vermieten wird. Am gescheitesten wäre es gewesen, sofort dort hinzuziehen... Habe es dir ja gleich gesagt.«

»Und wann wollen wir gehen?« fragte sie mißtrauisch.

»Jetzt. Gegen elf Uhr fährt ein Zug. Dem Portier hier erklärte ich sowieso, daß wir nur ein paar Tage bleiben würden. Pack den Koffer, los.«

Er überließ ihr das Zusammenraffen der wenigen Habseligkeiten und vertiefte sich wieder in seine Zeitung. Bald wünschte er, er hätte es nicht getan. Je öfter er den Bericht las, desto eindringlicher kam ihm der Gedanke an die Gefahr, in der er selbst schwebte.

Seine Frau schleppte einen Koffer in das Zimmer, der für sie viel zu schwer war. Sie hatte ihren Mantel schon angezogen und trug einen Hut mit schwarzem Schleier.

Ein Taxi brachte das Paar nach dem Great-Northern-Bahnhof. Von dort fuhren sie mit der Untergrundbahn bis Ferringdon Street, wo sie in den Zug nach New Cross umstiegen.

In Deptford angekommen, gingen sie sofort in die Linie Kirk Street, wo die Bekannten Berrys wohnten. Es war eine armselige Straße, mit alten, baufälligen Häusern, in denen oft bis zu fünf Familien zusammengepfercht waren.

»Hier ist es – wir sind da.«

Berry klopfte an einer Haustür. Sie wurde gleich danach von einem unrasierten Mann in einer zerrissenen Strickjacke geöffnet.

»Hallo, Charlie. Was hast du denn wieder ausgefressen?«

Der Mann hielt eine Zeitung in der Hand und klopfte mit seiner schmutzigen Tatze bedeutungsvoll darauf.

»Laß uns erst mal herein. Ich erzähle dir die Sache dann schon noch«, flehte ihn Berry an. Der Mann machte zögernd Platz und ließ sie eintreten.

»Entweder du bleibst hier im Haus und läßt dich vor niemand sehen oder du kannst überhaupt nicht hierbleiben«, knurrte er. »Du und deine Frau. Ich will keine Unannehmlichkeiten haben.«

Er nahm der Frau den Koffer aus der Hand, und sie war sehr dankbar, daß er ihn die Stufen der steilen Treppe emportrug. Es war nur ein einziges Zimmer frei, das zwar ziemlich geräumig, aber auch außerordentlich vernachlässigt und schmutzig war.

Berry ließ seine Frau dort allein, während er mit seinem Gastgeber eine erregte Debatte führte.

Unterdessen betrachtete sie völlig gleichgültig das elende Zimmer, die schmutzigen Abfälle und die Kehrichthaufen im Hof. Selbst die rumänische Hauptstadt war noch ein Paradies gegen dies hier, aber trotzdem fühlte sie sich hier wohler – soweit ihr das noch möglich war. In Bukarest hatte sie die wohl schlimmste Zeit ihres Lebens hinter sich gebracht.

Sie hatte aufgehört, sich selbst leid zu tun. Siebenundzwanzig Jahre war sie inzwischen geworden, aber manchmal fühlte sie sich wie hundert. Wenn ... Doch es hatte ja keinen Wert, die Zeit, in der es noch ein ›Wenn‹ gegeben hatte, war vorüber.

Kurz darauf hörte sie die Schritte ihres Mannes auf der Treppe. Er kam herein und schloß die Tür hinter sich. Wenn sein Gesicht am Morgen grau ausgesehen hatte, so war es jetzt kalkweiß. Er zitterte an allen Gliedern, und die Zeitung, die er in der Hand hielt, raschelte hörbar.

»Kate, um Himmels willen, weißt du, wer die Untersuchung des Falles in die Hand genommen hat?« In seiner Angst konnte er plötzlich fast freundlich mit ihr reden.

»Die Untersuchung in der Mordsache Louba?«

»Ja, ja. Oh, warum bin ich nur nach London zurückgekommen«, stöhnte er. »Warum nur? Ich hätte in jeder beliebigen Stadt bleiben und mir schlecht und recht meinen Lebensunterhalt verdienen können. Du nur bist schuld daran, nur du allein! Warum hast du mich hierher zurückgeschleift?« schrie er wie ein Verrückter und kam mit geballten Fäusten auf sie zu.

Sie wich vor ihm in eine Ecke zurück, aber er rührte sie nicht an. Kraftlos ließ er plötzlich die Hände heruntersinken und blieb keuchend stehen.

»Wer leitet denn die Untersuchung?« fragte sie.

»Hurley Brown – kein anderer! Hurley Brown!«

Einen Augenblick lang schaute sie ihn verständnislos an. Dann schluchzte sie auf und warf sich über das Bett. Dort lag sie und weinte, während er sie wortlos anstarrte.

20

Für einen Londoner war Dr. Warden geradezu ein Frühaufsteher. Aber er hatte auch eine große ärztliche Praxis und war ein gewissenhafter Arbeiter.

Im Augenblick saß er gerade bei seinem Frühstück und überflog die Zeitungsspalten, die von der Mordtat berichteten. Im Innersten war er froh, daß sein Name nicht genannt wurde. Zwar mußte Dr. Warden bei der gerichtlichen Untersuchung seine Aussage noch zu Protokoll geben, aber er freute sich doch über die Atempause bis dahin. Er machte sich nun einmal nichts daraus, von neugierigen Reportern ausgefragt zu werden.

Als das Mädchen einige Zeit darauf einen Besucher ankündigte, war er schon in seinem Laboratorium mit einigen Versuchen beschäftigt.

»Führen Sie den Herrn herein, Mary.«

Es war Miller, Loubas Diener.

»Guten Morgen, Miller. Ich kann mir schon denken, warum Sie kommen. Das Ganze ist eine sehr heikle Angelegenheit, und es tut mir sehr leid um Sie. Ich vermute, Sie stehen auch unter Verdacht. Na, das passiert bei einem solchen Fall vielen, also machen Sie sich nichts daraus«, setzte er hinzu, als er die Bestürzung in dem Gesicht des Mannes bemerkte. »Haben Sie irgend etwas Neues zu berichten?«

»Nein, Herr Doktor, nur daß die Polizei diesen Charlie bis zu einem Hotel verfolgt hat. Aber als sie hinkamen, war er schon weg.«

»Das habe ich schon gelesen«, entgegnete der Doktor. »Man nimmt an, daß er noch in London ist.«

»Herr Doktor ...« Miller stockte. »Dürfte ich Ihnen etwas erzählen? Sie entsinnen sich doch noch genau daran, daß ich Sie einige Zeit allein ließ, um meiner Braut mitzuteilen, daß ich unsere Verabredung verschieben müßte?«

»Ja«, sagte der Doktor. »Sie blieben eine Viertelstunde weg. Wenn Sie wollten, hätten Sie genügend Zeit gehabt, die Feuerleiter hinaufzusteigen«, meinte er scherzhaft.

»Um Gottes willen, setzen Sie ihnen nur nicht diese Idee in den Kopf!« rief Miller nervös.

Dr. Warden lachte.

»Ich habe ja nur einen Scherz gemacht – vielleicht ein etwas unangenehmer Scherz, wie? Na ja, Spaß muß sein. Also, was wollen Sie denn nun eigentlich?«

Miller holte tief Luft.

»Herr Doktor, wissen Sie auch, daß das Haus beobachtet wurde?«

»Ich habe gehört, daß ein Mann namens Weldrake dort gesehen wurde, ein Mann, den niemand kennt und den man auch nicht finden kann«, entgegnete der Doktor.

»Nein, den meine ich nicht. Es ist jemand, der uns beiden gut bekannt ist.«

»Meinen Sie Mr. Leamington? Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein, Herr Doktor, nicht Mr. Leamington. Aber der letzte Mensch auf Gottes Erdboden, den ich zu sehen erwartet hätte – Mr. Hurley Brown.«

»Was!«

»Ja, Mr. Hurley Brown. Ich sah ihn ganz deutlich.«

»Aber das ist ja fast unmöglich, Miller. Ich war doch mit dem Captain zusammen in meinem Club ... Er war dort, als ich hinkam, und ich ging auch von Louba wieder direkt dorthin zurück.«

»Keine Ahnung, Herr Doktor, wie das möglich ist«, meinte Miller verstört. »Aber es war Mr. Brown. Er stand hinter dem Gartentor von Braymore House, als ich fortging.«

»Allein?«

»Ja, Herr Doktor. Ich sprach mit dem Diener von der Wohnung unter uns, und auch er sagt, daß er einen Mann an der Tür hat stehen sehen – und dieser Mann sei Mr. Brown gewesen. Der Diener kennt ihn genau und hat ihn sogar auch aus noch viel kürzerer Entfernung gesehen als ich.«

»Warum nennt die Polizei den nächtlichen Besucher eigentlich Charlie?«

»So nannte ihn Mr. Louba in meinem Beisein. ›Kommen Sie herein, Charlie‹, sagte er. Ich erzählte das schon Inspektor Trainor. Der Diener hat übrigens sowohl Mr. Brown als auch Charlie beobachtet. Er sah, wie der Captain diesem Charlie aufmerksam mit Blicken folgte. Meine Meinung ist, Herr Doktor« – Millers hageres Gesicht zuckte vor Aufregung, als er seine große Theorie erklärte –, »daß man zwei und zwei zusammenzählen soll. Wenn jemand weiß, wer den Mord wirklich begangen hat, dann ist dieser Jemand Mr. Hurley Brown.«

Dr. Warden sah den Mann sprachlos an.

»Davon bin ich felsenfest überzeugt, Herr Doktor – Mr. Brown weiß über diesen Mord mehr als...«

»Was fällt Ihnen ein, Miller!« polterte der Doktor ärgerlich los. »Wie können Sie es wagen, einen solchen Verdacht überhaupt nur auszusprechen – Mr. Hurley Brown! Ein Polizeikommissar! Das ist doch eine Ungeheuerlichkeit! Genausogut könnten Sie mich beschuldigen – ich war doch allein in der Wohnung, wenigstens eine Viertelstunde lang. Mr. Brown! Na, wissen Sie ...«

»Es tut mir ja leid, Herr Doktor«, murmelte der Mann niedergeschlagen. »Ich wollte ganz bestimmt auch nichts Böses anrichten. Aber gestern war er den ganzen Tag in der Wohnung und suchte nach etwas. Er ließ das Unterste zuoberst kehren.«

»Aber natürlich! Das ist doch seine Pflicht, Miller! Was soll er denn als Polizeibeamter sonst tun – er muß doch nach Spuren suchen.«

Miller ließ beschämt den Kopf hängen.

Immer noch konnte er sich nicht zum Gehen entschließen, obgleich er doch anscheinend alles gesagt hatte, was er hatte sagen wollen.

»Alle möglichen Leute besuchten Mr. Louba seinerzeit«, brummte er schließlich noch.

»Wen meinen Sie denn jetzt wieder?«

»Beispielsweise Sir Harry Marshley, auch Lady Marshley. Und wenn ich richtig darüber nachdenke, dann kommt es mir so vor, als ob dieser Charlie ihn ebenfalls öfters besucht hätte. Ich kann mich zwar nicht genau auf ihn besinnen, aber die Art, wie er ging, kam mir so bekannt vor.«

Der Doktor sah den Diener mit einem scharfen Blick an.

»Es kommt mir so vor, als ob Sie etwas wüßten, was Sie mir ganz gerne mitteilten«, meinte er. »Wollen Sie es mir nicht endlich sagen – oder, noch besser, es gleich der Polizei mitteilen?«

Leider wurde Miller beim Erwähnen der Polizei wieder außerordentlich nervös. Er murmelte noch etwas, entschuldigte sich dann hastig und eilte davon.

21

Dr. Warden ging wieder an seine Versuche. Als sie beendet waren, legte er seinen weißen Labormantel ab und suchte sein Konsultationszimmer auf. Nach einigen Stunden angestrengter Arbeit rief ihn Brown an und berichtete ihm die letzte Entwicklung der Dinge.

An diesem Nachmittag aß er im Club.

Hurley Brown war zwar nicht da, aber er hörte von einem der Diener, daß Frank Leamington im Haftprüfungsverfahren dem Polizeigericht in der Bow Street vorgeführt worden war und daß er jetzt unter Mordverdacht in Untersuchungshaft saß.

Dr. Warden hatte an diesem Nachmittag nichts mehr in seiner Praxis zu tun. Nach dem Essen fuhr er zum Edwards Square. Er hatte den Fuß eben auf die Treppe von Nummer 903 gesetzt, als sich die Tür öffnete und Sir Harry Marshley herauskam. Auf Sir Harrys Gesicht lag ein Ausdruck ausgesprochenen Trübsinns.

»Guten Tag, Doktor«, knurrte er. »Hoffentlich haben Sie mehr Erfolg mit der jungen Dame als ich. Ich habe niemals eine krassere Undankbarkeit angetroffen.«

Dr. Warden kannte Marshley nur oberflächlich. Er war einmal in seiner Sprechstunde gewesen.

»Mir ist gar nicht bekannt, daß Miss Martin einen besonderen Grund dazu hätte, Ihnen dankbar zu sein, Sir Harry«, sagte er trocken. »Aber es interessiert mich sehr, warum sie undankbar sein soll?«

»Ich bat sie, meinen Namen unerwähnt zu lassen, und sie weigerte sich ganz entschieden«, sagte Sir Harry bitter. »Dabei setzte ich ihr doch so schön auseinander, daß sie es ›ihrer Mutter zuliebe‹ tun solle.«

»Oh, ich bin sicher, daß Ihre Fürsorge bei Miss Martin auf größtes Verständnis gestoßen ist«, entgegnete der Doktor spöttisch. »Um was handelt es sich eigentlich, Marshley?«

Der Mann mit dem trübsinnigen Gesicht zuckte die Schultern.

»Ich bin ruiniert«, erklärte er düster. »Die Polizei drang gestern abend bei mir ein und machte eine Art Razzia. Das allein ist schon katastrophal genug. Aber wenn Sie noch dazu bedenken, Doktor, daß jetzt meine Geldquelle endgültig und für immer verstopft ist, dann können Sie sich vorstellen, wie ich mich fühle.«

»Louba hat Sie also finanziert?«

»Natürlich hat er mich finanziert«, erwiderte der andere, ärgerlich darüber, daß eine solche Frage überhaupt noch gestellt wurde. »Sie nehmen doch nicht etwa an, daß ich Geld für ein großes Haus und eine Menge Angestellter übrig habe? Meine Frau befindet sich in heller Aufregung. Seit gestern abend weint sie unaufhörlich. Es ist ein schwerer Schlag für mich.«

Er ging zu seinem wartenden Auto, und Dr. Warden klopfte an die Tür.

Das Mädchen, das ihm öffnete, erklärte, Miss Martin empfange keine Besucher. Trotzdem sandte er ihr seine Karte, und nach wenigen Minuten kam Beryl selbst. Sie sah übermüdet und sehr blaß aus.

»Ich habe Mutter alles erzählt«, sagte sie. »Wäre ich nur vernünftig genug gewesen, es ihr schon, vorher zu sagen ich hätte mir viel Kopfzerbrechen erspart. – Sie waren nicht bei der Verhandlung?«

»Nein«, erwiderte der Doktor. »Waren Sie dort?«

»Ja«, anwortete sie. »Es war eigentlich nur eine Formsache – die Verhaftung betreffend.«

»Das ist mir durchaus klar«, sagte Dr. Warden rasch. »Ich bin eigentlich nur gekommen, weil ich Sie fragen wollte, ob ich Ihnen irgendwie behilflich sein kann. Glücklicherweise besitzt Frank genug Geld für seine Verteidigung. Soviel ich höre, hat er Sir Carthew Barnet als Anwalt gewählt. Aber wie steht es mit Ihnen?«

Sie lächelte flüchtig.

»Danke, Herr Doktor, wir kommen schon aus mit unserem Geld. Aber es ist sehr freundlich von

Ihnen, danach zu fragen. Allerdings – wenn ich die Schuldscheine zahlen will, und ich glaube, ich bin moralisch dazu verpflichtet, dann sind wir natürlich ruiniert.«

»Hat Sie Louba eigentlich jemals näher ins Vertrauen gezogen? Hat er Ihnen jemals etwas aus seiner Vergangenheit erzählt?«

»Nur einmal«, sagte sie nach einem Augenblick des Nachdenkens. »Sie dürfen nicht vergessen, daß ich ihn erst vor einem Monat kennenlernte.«

»Sprach er jemals von irgend jemand, den wir beide kennen?«

Sie sah ihn schnell an und nickte.

»Ja, ich erinnere mich, daß er sagte, hier in London sei ein Mann, der ihn hasse – der einzige Mann, der ihm jemals über gewesen sei. Das sind seine eigenen Worte. Alle Einzelheiten der Geschichte kenne ich nicht, aber anscheinend war Mr. Louba vor vielen Jahren einmal Geldverleiher. Und als solcher hatte er die Schuld daran, daß ein junger Mann so in Schwierigkeiten geriet, daß er sich erschoß. Der junge Mann war Soldat, und irgend jemand n seinem Regiment machte sich an die Arbeit und hätte Louba fast zu Fall gebracht er erreichte sogar, daß Louba von der Insel ausgewiesen wurde. In erinnere mich noch daran, obwohl er mir nie sagte, um welche Insel es sich handelte.«

»Es war Malta«, entgegnete der Doktor nachdenklich. »Hat er den Namen des Mannes, der ihn haßte, etwa nicht erwähnt? Sie wissen ihn doch – nicht wahr – Miss Martin?«

Sie schaute zu Boden.

»Ich möchte den Namen nicht nennen«, sagte sie leise. »Es wäre im Augenblick bestimmt nicht angebracht.«

»War es Hurley Brown?«

Sie sah ihn ernst an.

»Ich frage Sie ganz im Vertrauen«, sagte er. »Und ich versichere Ihnen, daß ich jedes Wort, das wir miteinander sprechen, ganz für mich behalten werde.«

»Sie haben recht – es war Mr. Brown«, anwortete sie. »Aber das Ganze muß schon sehr lange her sein. Noch bevor Captain Hurley Brown in den Polizeidienst übertrat.«

»Tatsächlich verhält es sich so, daß er bald nach diesem Vorfall zuerst als Polizeibeamter in Malaya tätig war«, verbesserte sie der Doktor. »Dann nahm er seinen Abschied und kam vor zehn Jahren nach England zurück, um hier einen kleinen Landbesitz zu bewirtschaften. Irgend etwas passierte damals, und er kehrte nach Indien zurück, trat in den dortigen Polizeidienst ein und wurde schließlich von Scotland Yard nach England zurückberufen.«

»Mr. Louba hat mir nichts weiter erzählt«, sagte das Mädchen. »Nur das noch, daß es ihm ein großes Vergnügen bereite, mit Mr. Brown im selben Clubzimmer zusammenzusitzen, mit dem Bewußtsein, daß ihn der Captain verabscheue. Ach, das alles ist mir ja gar nicht wichtig ... Glauben Sie, daß wirklich die Gefahr besteht, daß Frank verurteilt wird, Herr Doktor?«

Dr. Warden strich sich über das Kinn, seine grauen Augen schauten das Mädchen freundlich an.

»Ich glaube nicht, daß es zu einer Verurteilung kommt«, sagte er. »So viele Faktoren sind noch in Betracht zu ziehen. Die Polizei ist beispielsweise schon fest davon überzeugt, daß Frank unmöglich das Fenster zu Loubas Schlafzimmer von außen geöffnet haben kann. Schon aus diesem Grund hat Franks Erzählung viel Wahrscheinlichkeit für sich. Außerdem ist es ein Vorteil für ihn, daß er vollkommen frei und offen über alles berichtet hat. Es besteht nicht der leiseste Zweifel, daß er das Fenster geöffnet vorfand. Louba selbst kann es nicht aufgemacht haben, denn es war ja eine außerordentlich kalte Nacht, und nach Millers Angaben öffnete Louba abends das Fenster überhaupt nie. Franks Erzählung ist also wahr. Natürlich war es verrückt von ihm, daß er überhaupt in Loubas Wohnung eindrang. Ich befürchtete es ja gleich, als ich ihn in jener Nacht sah ...«

»Wer hat den Mord begangen, Herr Doktor?« fragte Beryl rasch.

Dr. Warden blieb stumm.

»Haben Sie einen Verdacht?«

»Ich habe mehr als einen Verdacht«, antwortete er.

*

Der Doktor traf Hurley Brown an jenem Nachmittag kurz im Club, aber es gab nicht viel Neues.

»Trainor ist nun auch von Franks Unschuld überzeugt«, sagte Brown. »Nein, ich habe ihm das nicht klargemacht, er kam ganz allein zu diesem Schluß. Wahrscheinlich wäre er schon länger daraufgekommen, wenn ich Frank nicht ständig verteidigt hätte.«

»Haben Sie ›Charlie‹ gefunden?«

Brown schüttelte den Kopf.

»Wenn der verflixte Nebel in der bewußten Nacht nicht so stark gewesen wäre, hätte ich ihn sicher gefaßt«, sagte er.

Dr. Warden zog die Stirn kraus.

»Also stimmt es, was Miller sagt: Sie waren hinter ›Charlie‹ her! Warum?«

»Ich möchte Ihnen das lieber nicht erklären, Warden«, sagte Brown. »Es ist allerdings wahr, daß ich kurz nach dem Verlassen des Clubs eine gewisse Person zu erkennen glaubte.«

Er hielt inne.

»Wen glaubten Sie zu erkennen?« fragte der Doktor geduldig.

»Das werde ich Ihnen nicht sagen. Jedenfalls folgte ich dem Mann, um festzustellen, wo er wohnte. Ich sah ihn Braymore House betreten und bemerkte ihn wieder beim Herauskommen. Ich nahm sofort seine Verfolgung auf, mußte aber nach einiger Zeit feststellen, daß ich einem verkehrten Mann nachlief. Seitdem ist er verschwunden. Was hat Ihnen Miller erzählt?«

»Er erkannte Sie«, sagte der Doktor, »und sein Verdacht wurde durch den Diener im darunterliegenden Stockwerk bestätigt. Ich glaube, Brown, es ist besser, Sie überlassen die eigentliche Detektivarbeit Ihren Mitarbeitern.«

Hurley Brown gab keine Antwort. Er ging in sein Büro, wo Trainor auf ihn wartete.

Etwas in Trainors Verhalten ärgerte ihn. Sein Benehmen ihm gegenüber hatte eine leichte Veränderung erfahren. Wußte der Detektiv vielleicht, daß er in der Mordnacht in der Nähe von Braymore House gesehen worden war? Der Gedanke war ihm nicht angenehm.

»Ich lieh mir in einem Filmatelier eine große Lampe aus und habe sie in der Wohnung anbringen lassen, Herr Kommissar«, meldete Trainor. »Das Licht in der Wohnung war außerordentlich schlecht.«

»Haben Sie etwas Neues gefunden?«

»Eine ganze Menge. In der Vorhalle sind Blutflecke. Aber am bemerkenswertesten ist wohl, daß der Mörder durch den Haupteingang der Wohnung fortging und nicht über die Feuerleiter oder die Lieferantentreppe. An der inneren Türfüllung kann man deutlich einen schmierigen Flecken entdecken. Ich bin sicher, daß es Blut ist. Außerdem habe ich schwache Spuren an einem Handtuch im Badezimmer gefunden. Dies ist sehr wichtig. Wenn man Miller glauben darf, hat er frische Handtücher ins Badezimmer gehängt, nachdem Louba an jenem Abend sein Bad genommen hatte. Die Handtücher werden in einem kleinen Schrankkasten aufbewahrt, und als wir diesen durchstöberten, fanden wir das benutzte Tuch schön gefaltet und weggelegt unter einem Dutzend anderer. Es war noch ganz feucht.«

»Der Fall wird immer verworrener«, sagte Brown. »Wie steht's mit Miller?«

»Miller kann sehr wohl seine Hand im Spiel gehabt haben. Meine eigene Theorie ist, daß der Mord zwischen sieben und neun Uhr verübt wurde. Dr. Warden, der vor der Tür saß, erklärt, daß es im Zimmer plötzlich ruhig geworden sei. Dadurch wurde er veranlaßt, noch aufmerksamer zu lauschen – aber er hörte keinen einzigen Laut mehr. Auch merkte er nicht, daß Charlie die Wohnung verließ. Was ist naheliegender, als daß Charlie über die Feuertreppe verschwand? Falls er auf diesem Weg aus der Wohnung fortging, während Louba noch am Leben war, dann hätte der letztere bestimmt das Fenster geschlossen – er fürchtete sich doch so vor Erkältungen. Falls Louba aber tot war und Charlie, vielleicht mit einem Komplicen, als Mörder in Betracht kommt, dann waren sie höchstwahrscheinlich in

der größten Eile, so daß sie das Fenster offenstehen gelassen hätten. Unmöglich wäre es für Charlie auf jeden Fall gewesen, das Fenster hinter sich ordnungsgemäß zu schließen.«

»Aber Miller hätte das gekonnt, wenn er der Komplice war.«

»Ja, aber er tat es nicht. Das ist eben das Merkwürdige an der Sache. Miller kann natürlich sehr gut in den Mord verwickelt sein. Durchaus möglich, daß er fortgegangen ist, um mit seiner Braut zu sprechen ... dann kam er aber zurück, half bei der Ermordung Loubas und ließ seinen Gefährten zum Fenster hinaus. In dem Fall ...«

»In dem Fall hätte er das Fenster offengelassen, um den Verdacht von sich abzulenken«, unterbrach ihn Brown. »Ganz richtig, dies und nichts anderes hätte er tun müssen. Sonnenklar ist, daß sich jemand in der Wohnung aufhielt, nachdem der Doktor fortgegangen war.«

»Miller war zehn Minuten lang da«, sagte Trainor. »Falls wir ihn aus dem Spiel lassen und als unschuldig betrachten, dann haben wir uns immer noch die Blutflecken auf dem Vorplatz zu erklären. Die konnten keinesfalls dorthinkommen, während der Doktor da war, oder während Miller in der Wohnung war. Die Spuren an der Türfüllung wurden von irgendjemand weggewischt. Wahrscheinlich vom Mörder selbst. Es sieht fast so aus, als ob der Versuch gemacht wurde, den Leichnam zur Vordertür hinauszuschleppen Das muß meiner Meinung nach zwischen sieben Uhr dreißig und acht Uhr passiert sein. Miller kann über seinen Aufenthalt ziemlich befriedigend Auskunft geben – wenigstens von dem Moment an, wo er die Wohnung verließ, bis zu seiner Heimkehr um zehn Uhr dreißig. Dennoch können wir ihn nicht ganz außer Betracht lassen. Er kann den Mord zum Beispiel durchaus in den zehn Minuten begangen haben, die er mit Louba allein war. In das Wohnzimmer kann man durch die Küche und das Speisezimmer gelangen. Es besteht da ein Durcheinander in den Zeitangaben, das aufgeklärt werden muß. Hat eigentlich jemand gesellen, wie Charlie das Haus verließ?«

Das war ziemlich deutlich. Trainor beobachtete seinen Vorgesetzten scharf und wartete gespannt auf die Antwort, denn er wußte ganz genau, daß Hurley Brown selber Charlie hatte fortgehen sehen. Miller hatte ihm das berichtet.

»Wer sollte ihn schon gesehen haben?« fragte Brown kühl zurück. »Kennen Sie vielleicht jemand, der in Frage kommt?«

Trainor überlegte einen Augenblick.

»Nein«, antwortete er dann.

Um sieben Uhr abends stand Trainor mit dem Rücken gegen das Feuer in seinem kleinen Büro und durchdachte immer von neuem die Fingerzeige und Spuren, die er im Fall Louba herausgefunden hatte. Unentwegt setzte er die Stücke dieses Rätselspiels nach einer anderen Methode zusammen, um die Lösung zu finden.

Hurley Brown hatte Scotland Yard schon verlassen. Er hatte ihm noch mitgeteilt, daß er in seinem Club zu finden sei, falls man ihn brauche. Um sechs Uhr hatte Trainor auch dort angerufen, aber er war im Club noch nicht aufgetaucht.

Hurley Brown? Trainor runzelte nachdenklich die Stirn. Es war ganz verständlich, daß Brown mit der Sache nichts zu tun haben wollte. Aus den Nachforschungen, die Trainor heimlich angestellt hatte, ging klar hervor, daß Brown seine eigene Privatfehde mit Louba auszufechten gehabt hatte. Aber Mord – unmöglich!

Er setzte sich, zog Notizbuch und Bleistift aus der Tasche und schrieb noch einmal alles auf, was mit dem Fall in Zusammenhang stand; jede Vermutung, die irgendwann einmal aufgetaucht war. Jede mögliche oder unmögliche Person, die auf Grund irgendwelcher Kombinationen für den Mord verantwortlich gemacht werden konnte.

Plötzlich klopfte er sich mit dem Bleistift an die Stirn.

Da Costa!

Was hatte Brown von da Costa erzählt? – Daß er ein alter Konkurrent Loubas sei und in der Wohnung über ihm hause.

Jedenfalls mußte es ihm sehr gelegen kommen, daß er zur Zeit des Mordes auf Reisen war.

Aber war er auch wirklich auf Reisen?

Es war kein Grund vorhanden, das Gegenteil anzunehmen, nur – wer setzte die Fahrstuhlklingel in Tätigkeit, als Dr. Warden in der Mordnacht bei seinem zweiten Besuch vor Loubas Tür stand?

22

Eine kleine, unauffällige Gestalt drückte sich vor dem Hauseingang herum. Sie wartete offensichtlich auf eine günstige Gelegenheit, und als der Hausmeister einen Augenblick außer Sicht war, schlüpfte der Mann ins Haus und rannte die Treppenstufen hinauf.

Die Treppenbeleuchtung brannte, obwohl es früh am Morgen war. Der Tag war sehr trüb, aber auch die Birnen waren nicht von besonderer Stärke, so daß der düstere Hausaufgang eine Menge Schatten warf.

Der Mann erreichte da Costas Wohnung, ohne bemerkt zu werden, und drückte dort auf den Klingelknopf. Mit dem Ohr an der Tür lauschte er gespannt; als sich nichts rührte, zog er einen Brief aus der Tasche und schob ihn unter der Tür durch.

Nachdem er noch einige Zeit gelauscht hatte, als ob er auf irgendeine Antwort hoffte, huschte der Mann wieder die Treppe hinunter und war im Nu auf der Straße verschwunden.

In der Dämmerung kehrte er jedoch zurück, wandte dieselben Vorsichtsmaßregeln an und schlich zu da Costas Wohnung hinauf, wo er nochmals läutete. Als sich nichts regte, schob er wieder einen Brief unter der Tür durch und wartete. Kein Laut von drinnen ...

Nun nahm er aus seiner Tasche eine flache Dose Ölsardinen und stopfte sie durch den Briefkastenschlitz. Danach folgten auf dem gleichen Weg noch Brot, Butter und Käse, alles in kleinen flachen Paketen, die gerade noch durch die Öffnung gingen. Im nächsten Moment war er schon wieder die Treppe hinuntergehastet und wie ein Schatten durch den Hauseingang verschwunden.

Am nächsten Morgen kam er besonders früh. Als er aber diesmal seine seltsame Beschäftigung eben erledigt hatte und fortgehen wollte, wurde er entdeckt. Es war Miller, der von seinem Besuch bei Dr. Warden zurückkam. Auf der Lieferantentreppe, die der kleine Mann diesmal benützte, gingen sie aneinander vorbei. Aber Miller sah ihn nur ganz flüchtig an, da er anscheinend sehr mit seinen eigenen Problemen beschäftigt war.

Weldrake nahm einen Omnibus, der ihn in die Nähe von Sir Marshleys Haus brachte. Er ließ sich bei Sir Harry melden, hatte aber Schwierigkeiten, vorgelassen zu werden. Erst als er sagte, daß sein Besuch etwas mit den gegenwärtigen Sorgen Sir Harrys zu tun habe, wurde er vorgelassen.

»Zum Henker, was soll das eigentlich heißen?« fragte Sir Harry schroff, als er in das Zimmer trat, in dem der kleine Mann wartete. Er war außerordentlich schlechter Laune, denn er kam gerade von seinem zwecklosen Besuch bei Miss Martin und war durch die Lage, in der er sich befand, sehr beunruhigt. »Gegenwärtige Sorgen? Was für Sorgen?«

»Emil Loubas Tod«, versetzte der kleine Mann sanft wie immer.

»Und was hat das mit mir zu tun?«

»Nun, ich dachte, das würde einen beträchtlichen Verlust für Sie bedeuten«, bemerkte Weldrake.

»Zum Teufel mit der jungen Dame!« rief Sir Harry entrüstet aus. »Hat sie etwa meinen Namen schon überall genannt? Wäre besser gewesen, sie hätte ihren Freund mehr im Zaum gehalten – dann wäre Louba nicht ermordet worden, und ich brauchte nicht ...« Unvermittelt brach er ab. »Also, was wünschen Sie?«

»Tut es Ihnen nicht leid, daß Sie Mr. da Costa kürzlich abgewiesen haben?«

»Was soll das wieder heißen? Was soll mir leid tun?«

»Nun, da Costa kam doch zu Ihnen und machte Ihnen das Angebot, Sie an Stelle von Louba weiter zu finanzieren.«

Sir Harry starrte ihn an; der kleine Mann blinzelte ganz vergnügt.

»Wer sagt das, daß er hier gewesen ist?« brummte Marshley.

»Ich sah ihn kommen.«

»Wann?«

»An dem Abend, an dem Louba ermordet wurde.«

»Eine ganze Menge Leute kam an jenem Abend zu mir. Aber wenn er hier gewesen wäre – woher wollen Sie dann wissen, daß er mir einen Vorschlag gemacht hat?«

»Ich sah, wie er sich mit Ihnen unterhielt. Sie sprachen miteinander in dem kleinen Hinterzimmer im Erdgeschoß, und ich sah Sie beide durchs Fenster. Da Costa hat eine Masse Verpflichtungen Loubas übernommen ... Und deshalb erriet ich, was er von Ihnen wollte.«

»Oho, Sie sahen uns durch das Fenster! So war das also ... Und was hatten Sie dort zu schaffen?«

»Ich bin nur so umherspaziert.«

»Ach, tatsächlich? Gehen Sie öfters spazieren und schauen dabei andern Leuten in die Fenster?«

»Nur, wenn sie mit Louba in Verbindung stehen. Für den habe ich mich immer sehr interessiert«, erwiderte Weldrake völlig gelassen.

»Na, so was ist mir noch nicht vorgekommen!«

Sir Harry steckte die Hände in die Taschen und betrachtete seinen Besucher verblüfft.

»Vielleicht war es ganz natürlich, daß Sie da Costa so abweisend behandelten«, fuhr Weldrake fort. »Wahrscheinlich war er auch nicht sehr taktvoll. Und außerdem war er Ihnen ja fremd. Ich konnte sehen, daß Sie sehr zornig wurden. Immerhin ...«

»Hat Sie eigentlich da Costa, oder wie der Kerl heißt, zu mir geschickt?«

»Nein, nein«, entgegnete der kleine Mann hastig. »Ich komme durchaus auf meine eigene Veranlassung.«

»Und was wollen Sie?« fragte Sir Harry barsch.

»Nun, ich nahm an, da Louba nun tot ist und da Sie auf jeden Fall einen neuen Geldgeber brauchen, könnten Sie sich das Angebot da Costas vielleicht doch noch einmal überlegen.«

Sir Harry starrte ihn empört an, sagte aber nichts. Letzten Endes brauchte er ja tatsächlich Geld, und wenn dieser da Costa an die Stelle Loubas treten wollte, dann bedauerte er es jetzt ganz gewiß, ihn jemals schlecht behandelt zu haben.

»Hm – wenn ich mir also das Angebot nochmals überlege?« fragte er.

»In diesem Fall wäre es als eine Art Entschuldigung dafür, daß Sie ihm drohten, ihn für seine Frechheit durchs Fenster zu werfen – ich hörte, wie Sie das sagten –, vielleicht ganz gut, ihm einen Dienst zu erweisen.«

»Was für einen Dienst?« fragte Sir Harry argwöhnisch.

»Ich dachte daran ... nun, daß er vielleicht ein Versteck braucht ...«

»Ein Versteck?« Sir Harry riß vor Erstaunen den Mund auf. »Grundgütiger Himmel ... jetzt fällt mir erst ein, daß Louba bald darauf ermordet wurde, nachdem dieser da Costa bei mir war und mir erzählt hatte, daß ich bald ohne Loubas finanzielle Unterstützung sein würde!«

»Wissen Sie noch ganz genau, wie er sich ausdrückte?«

»Wie es auch war, er machte das Angebot nur, weil er wußte, daß Louba nicht mehr ...«

»... Ihnen von Nutzen sein konnte. Ich finde es geradezu aufmerksam von ihm, daran zu denken, daß Sie nicht auch noch in Mitleidenschaft gezogen werden«, erklärte Weldrake.

»Wissen Sie genau, daß er etwas mit dem Mord zu tun hatte?«

»Nein, natürlich nicht! Aber vor sehr langer Zeit hatte er eine heftige Auseinandersetzung mit Louba, und das brachte mich auf den Gedanken, daß es ihm unangenehm sein könnte, keinen Beweis dafür zu haben, wo er sich zur Zeit des Mordes aufhielt. Wenn Sie, Sir Harry, aussagen würden, daß er bei Ihnen war, wäre er Ihnen bestimmt sehr dankbar. Ich bin sicher, daß er dann gern alle Ihre Beleidigungen vergessen würde – zum Beispiel, daß Sie ihm drohten, ihn aus dem Fenster zu werfen.«

»Und Sie sagen, er braucht ein Versteck?«

»Behauptet habe ich das nicht – ich weiß es nicht einmal genau.«

»Sie haben aber mit ihm gesprochen, nicht wahr?«

»Nein, auch das nicht. Ich habe Briefe unter seiner Tür durchgeschoben, aber ich weiß nicht einmal, ob er sie bekommen hat.«

»Sie wissen also, wo er wohnt.«

»Ja, aber er ist angeblich oder wirklich verreist. Nur fiel mir ein, daß er, falls er nicht verreist ist, befürchten müßte, in den Verdacht der Täterschaft zu geraten. Aus dem Grunde hätte er sich bestimmt gern ein bis zwei Tage bei Ihnen versteckt, um dann von hier aus ins Ausland zu reisen.«

»Ist die Polizei schon hinter ihm her?«

»Nicht daß ich wüßte.«

»Und was haben Sie mit der ganzen Sache zu tun?« fragte Sir Harry beharrlich weiter.

»Ich bin lediglich ein Zuschauer. Ich dachte, wenn ich ihn davon informieren könnte, daß er ein Versteck haben kann, falls er es braucht, dann würde er meine Briefe beantworten und Ihre Gastfreundschaft gerne in Anspruch nehmen.«

»Warum nicht Ihre eigene Gastfreundschaft?« entgegnete Sir Harry grob.

»Meine Wohnung wird von der Polizei überwacht. Ich wohne in einer Pension am Finsbury Park.«

»Die Polizei sucht Sie also?«

»Nicht deshalb, weil sie mich vielleicht auch in direktem Verdacht hätte«, versicherte der kleine Mann hastig. »Aber ich bot Mr. Leamington an, ihn bei mir unterzubringen, da ich seine Verhaftung befürchtete, noch bevor sie erfolgt war.«

Sir Harry knurrte etwas und starrte ihn durchdringend an.

»Mein Gott, was sind Sie für ein braver Mensch – Sie wollen wohl aller Welt beistehen«, meinte er sarkastisch.

»Oh, wenn es mir möglich ist, bin ich immer gerne dienstbereit«, erwiderte Weldrake bescheiden.

Beide Männer schwiegen, während Sir Harry im Zimmer auf und ab ging.

Der Besucher saß auf der Stuhlkante und sah ihm zu. Die Hände hatte er wie ein artiges Kind auf die Knie gelegt, und seine Miene war von geradezu unendlicher Geduld und Gelassenheit.

»Wer ist dieser da Costa eigentlich?« fragte Sir Harry endlich.

»Er ist schon alles mögliche gewesen. Man kann ihn letzten Endes als einen zweiten Louba betrachten, nur daß er doch nicht gar so schlecht ist.«

»Ist er reich?«

»Es geht bei ihm auf und ab, wie bei den meisten Menschen, die ein – hm – abenteuerliches Leben führen. Gegenwärtig hat er, soviel ich weiß, ein äußerst ansehnliches Bankkonto. Übrigens hätte er ja gar keine Ursache, Ihnen eine Finanzierung anzubieten, wenn er nicht in der Lage dazu wäre.«

Wieder folgte ein längeres Schweigen.

»Vielleicht will er auch gar nicht hierherkommen«, bemerkte Weldrake dann nachdenklich. »Das Ganze ist ja nur so eine Idee von mir. Ich glaube sogar, daß er direkt aus der Wohnung entkommen kann, wenn er will. Andererseits ist es eben auch möglich, daß er gar nicht dort ist. Aber ins Auge fassen muß man diesen Fall ... Und deshalb dachte ich auch daran, daß Sie – falls man Sie danach fragt – aussagen könnten, daß er zur Zeit der Mordtat bei Ihnen war. Ich sagte Ihnen ja schon – dafür wäre er Ihnen bestimmt sehr dankbar. Es würde ein Alibi für ihn bedeuten!«

»Zweifellos.«

»Angenommen, ich kann mit ihm sprechen und kann ihm unseren Plan mitteilen ... Sie sind doch mit meinem Vorschlag einverstanden, Sir Harry? Sie haben mir noch keine klare Antwort gegeben.«

Sir Harry hatte mittlerweile seinen Entschluß gefaßt.

»Bevor ich nicht weiß, ob er schuldig oder unschuldig an diesem entsetzlichen Verbrechen ist«, entgegnete er salbungsvoll, »kann ich natürlich nicht daran denken, mich mit ihm in irgendeiner Form

einzulassen, Allerdings, wenn ich von seiner Unschuld überzeugt wäre ...«

»Ich bin sicher, er wird Sie davon überzeugen können«, murmelte der kleine Mann eifrig.

»Dann bin ich natürlich in jeder Weise bereit, alles, was ich nur kann, für einen Mann zu tun, der sich in einer solchen Lage befindet. Wie dem auch sei, ich habe wirklich etwas an ihm gutzumachen, denn ich behandelte ihn tatsächlich sehr unhöflich, als er seinerzeit zu mir kam ...«

»Oh, schon gut, schon gut«, pflichtete Weldrake bei. »Er wird das vollkommen verstehen.«

Weldrake stand auf.

»Ich danke Ihnen herzlich, Sir Harry. Jetzt brauche ich Sie nicht länger aufzuhalten.«

»Und wann ... Was werden Sie jetzt tun?«

»Ich werde versuchen, ob ich ihn nicht von meiner Freundschaft überzeugen kann. Dann werde ich ihm versichern, daß Sie sehr gerne alles tun werden, was in Ihrer Macht steht, falls er Hilfe benötigt. Außerdem werde ich ihm noch sagen, daß Sie sich genau daran erinnern, daß er zur Zeit des Mordes bei Ihnen war – soweit wir über den genauen Zeitpunkt der Tat etwas wissen.«

»Alles unter der Voraussetzung, daß er unschuldig ist«, ergänzte Sir Harry die Ausführungen Weldrakes.

»Aber selbstverständlich«, erwiderte Weldrake. »Er muß Sie von seiner Unschuld einwandfrei überzeugen können. Ich glaube aber kaum, daß es in diesem Punkt Schwierigkeiten geben wird. Auf Wiedersehen.«

Der kleine Mann verbeugte sich und verließ das Haus. Er schritt mit der zufriedenen Miene eines Geschäftsmannes, der einen glänzenden Abschluß getätigt hat, die Straße entlang.

23

Trainor entschloß sich, der Vermutung Hurley Browns nachzugehen, obgleich er ihr eigentlich nur geringen Wert beimaß. Er glaubte auch nicht recht daran, daß Brown da Costa selber in Verdacht hatte. Denn seitdem er damals kurz seinen Namen erwähnt hatte, war er nie mehr auf ihn zu sprechen gekommen. Selbstverständlich war es ein merkwürdiger Zufall, daß da Costa früher ein Konkurrent und Gegner und jetzt ein Nachbar Loubas war. Aber es konnte auch durchaus möglich sein, daß sie schon längst ihre Streitigkeiten miteinander begraben hatten. Leute wie diese beiden machten sich nichts daraus, wer ihr momentaner Geschäftspartner war wenn es nur in ihre Pläne paßte. Wenn sie sich auch in der Vergangenheit nicht vertragen hatten, so war es doch sehr wahrscheinlich, daß ihre Geschäftsinteressen sie mittlerweile wieder zusammengeführt hatten. Ihre Nachbarschaft brauchte also keineswegs etwas Schlimmes zu bedeuten. Wäre es anders gewesen, dann hätte Louba wohl als erster Verdacht geschöpft und sich recht vorsichtig verhalten.

Außerdem war auch den andern Bewohnern von Braymore House bekannt, daß da Costa schon einige Zeit vor dem Mord verreist war.

Immerhin, wenn man da Costa von der Liste der Verdächtigen strich, dann wurde wenigstens der Kreis um vieles enger.

Trainor ging von seinem Büro aus direkt in die Wohnung im zweiten Stock.

»Es ist eine dumme Sache, Sergeant, ich habe keinen Haussuchungsbefehl«, informierte er seinen Begleiter. »Aber ich möchte unbedingt in die Wohnung hinein. Bleibt nichts übrig, als es auf die eigene Kappe zu nehmen.«

»Aber wie kommen wir hinein, Inspektor?«

»Mr. Hurley Brown sagte, es sei keinerlei Dienerschaft da. Es an der Tür zu versuchen, hat also keinen Zweck. Am besten, wir probieren es durch das Fenster.«

Sie kletterten die in dieser Angelegenheit schon so häufig benutzte Feuerleiter hinauf, stiegen an Loubas Wohnung vorbei und machten am nächsten Stock halt.

Die Vorhänge in dem Zimmer da Costas waren fest zugezogen, und das Fenster ließ sich nicht öffnen. Der Sergeant preßte sein Gesicht gegen eine der Glasscheiben und blinzelte hinein, dann erklärte er, daß das Fenster mit einem Riegel gesichert sei.

»Hm – nichts zu machen«, brummte Trainor. »Wir müssen es doch an der Tür versuchen – ich werde das Schloß schon aufkriegen.«

Sie kletterten wieder herunter und gingen zurück in das Haus. Als sie die Treppe hinaufstiegen, hörten sie von oben die Stimme des Fahrstuhlführers rufen.

»He! He, mein Herr! Suchen Sie etwas?«

Man hörte das Trampeln schneller Tritte. Trainor stellte sich an die untersten Stufen des nächsten Treppenabsatzes und Weldrake lief ihm in die Arme.

Sofort versuchte er an dem Inspektor vorbeizuschlüpfen, und fast wäre es ihm auch gelungen, wenn ihn Trainor nicht mit einem eisernen Griff festgehalten hätte.

»Gehen Sie noch nicht – nicht gar so schnell, Sir«, sagte er. »Wir möchten Ihnen erst noch guten Abend sagen.«

»Aber ich habe es wirklich eilig«, erklärte der kleine Mann.

»Es täte mir leid, wenn ich Sie mit Gewalt festhalten müßte – Mr. da Costa.«

Ganz sicher war er sich seiner Sache allerdings nicht, als er den Namen aussprach. Eigentlich konnte er nicht recht glauben, daß der Mann da Costa war.

»Sie sind im Irrtum«, entgegnete Weldrake auch sofort. »Ich versichere Ihnen, ich bin nicht Mr. da Costa. Bitte halten Sie mich doch nicht auf. Ich – ich muß noch zum Zug.« Während er sprach, hielt neben ihnen der Fahrstuhl an.

»Wer ist das hier?« fragte Trainor den Fahrstuhlführer.

»Keine Ahnung, Inspektor. Ich rief ihn an, weil ich ihn schon mehrere Male durch das Treppenhaus huschen sah. Er benutzte nie den Fahrstuhl und hat es immer sehr eilig – das schien mir etwas verdächtig.«

»Mr. da Costa ist es nicht, wie?«

»O nein, Inspektor. Kein Gedanke daran. Da Costa ist ein großer, kräftiger Mann mit schwarzen Augen, schwarzem Schnurrbart und einem roten Gesicht. Sieht ziemlich fremdländisch aus.«

»Haben Sie diesen Herrn jemals bei ihm gesehen?«

»Nein. Ich habe ihn überhaupt noch nicht gesehen, mit Ausnahme der beiden letzten Tage.«

Trainor wandte sich an Weldrake.

»Ich muß Sie schon bitten, ein paar Minuten mit mir hereinzukommen. Ich bin mit der Untersuchung der Mordsache Louba beschäftigt und interessiere mich für alle Besucher von Braymore House.«

»Aber ich habe in diesem Haus eigentlich gar nichts zu suchen, ich versichere Ihnen das. Es ist ein reiner Zufall – es ist so dunkel und neblig draußen, daß ich mich in der Haustür getäuscht habe und aus Versehen in dies Gebäude hineingelaufen bin.«

»Dann war das gestern und vorgestern also auch ein Irrtum?« bemerkte der Fahrstuhlführer.

Der kleine Mann schaute verzweifelt die Treppe hinab, als ob er daran dächte, doch noch zu entwischen. Aber Trainor hielt seinen Arm fest, und der Sergeant stand sprungbereit.

»Also schön«, sagte er ergeben und ging zur Tür von Loubas Wohnung. »Aber Sie irren sich wirklich!«

»Ist Ihr Name zufälligerweise vielleicht Weldrake?« fragte Trainor, dem anscheinend plötzlich ein Licht aufging. Er beobachtete scharf den kleinen Mann, der jetzt vor ihm in Loubas Wohnzimmer stand.

»Ja – ja, so heiße ich«, gab der kleine Mann widerwillig zu. »Aber Sie wissen so gut wie ich, daß nicht der geringste Grund vorhanden ist, mich festzuhalten. Mein ganzes Vergehen bestand darin, einem jungen Mann Unterkunft anzubieten ... einem jungen Mann, den ich für unschuldig halte!«

Von Anfang an hatte er linkisch versucht, seinen einen Arm zu verstecken und sich die größte Mühe gegeben, daß Trainor nicht auf das aufmerksam wurde, was er anscheinend in der Hand hielt. Es war ganz klar, daß er unter seinem Mantel irgendeinen größeren Gegenstand verbarg. Trainor tat bis jetzt so, als hätte er das noch gar nicht bemerkt.

»Ach so, deshalb haben Sie also seinerzeit Miss Martin aufgesucht?«

»Er war damals noch nicht verhaftet, erinnern Sie sich?«

»Das stimmt. Warum liefen Sie aber weg, als wir ihn verhafteten?«

»Was hätte es denn für einen Sinn gehabt, dazubleiben. Was hätte ich Ihnen auch nützen können?«

»Nun, immerhin hätte ich gerne von Ihnen erfahren, warum Sie in der Mordnacht vor Braymore House waren?«

»Oh, nichts als ein Zufall! Ich war ein ganz unbeteiligter Zuschauer, habe niemand etwas zuleide getan und hatte auch mit dem Mord nicht das geringste zu tun.«

»Merkwürdige Zufälle. Zuschauer wissen übrigens bekanntlich am meisten. Ich habe durchaus den Eindruck, daß Sie uns allerhand Interessantes erzählen könnten.«

»Nein, wirklich nicht«, versicherte Weldrake hastig.

»Hm – was verstecken Sie zum Beispiel unter Ihrem Mantel?« erkundigte sich Trainor nun plötzlich.

Weldrake wurde ganz offensichtlich verlegen und trat unruhig von einem Fuß auf den andern.

»Ich verstecke doch nichts«, protestierte er. »Ich halte nur etwas sehr fest, damit ich es nicht

verliere.«

»Etwas Wertvolles?«

»Nein, gar nicht. Aber es ist nicht gut eingepackt.«

»Kann ich's mal sehen?«

»Lieber nicht.«

»Wo haben Sie es denn her?«

»Gekauft ... Kurz bevor ich hierherkam.«

»Und es ist nicht besonders gut eingewickelt? Seltsam. Wir werden Ihnen etwas Papier und Schnur besorgen, damit Sie es besser tragen können. – Miller!«

»Oh, machen Sie sich doch keine Mühe«, flehte Weldrake aufgeregt. »Ich kann es ganz gut tragen, so wie es ist.« Er machte einen Schritt auf die Tür zu. »Wenn Sie mich etwas über die bewußte Nacht fragen wollen – eigentlich kann ich Ihnen gar nicht viel darüber berichten – dann werde ich morgen früh wiederkommen. Oder ich sage Ihnen meine Adresse, und Sie können mich dann aufsuchen.«

Sein geradezu fieberhafter Wunsch fortzukommen wäre selbst dem Unbeteiligtsten nicht entgangen.

»Mr. Weldrake, ich muß Sie bitten, mir das Paket zu zeigen«, sagte Trainor in einem Ton, den man nicht gerade höflich nennen konnte.

Eine kleine Pause trat ein. Das Gesicht des kleinen Mannes sah jetzt völlig bekümmert und niedergeschlagen aus.

Langsam knöpfte er seinen Mantel auf und nahm ein dickes, in Zeitungspapier eingewickeltes Paket heraus. Zögernd überreichte er es dem Inspektor.

Trainor entfernte das Papier und betrachtete dann sehr verwundert das bunte, glasperlenbesetzte Kästchen, das zum Vorschein kam.

»Rufen Sie Miller«, sagte er zu dem Sergeanten.

Er war nicht sehr im Zweifel, ob das Ding da unter den Raritäten in der Messingtruhe gewesen sein konnte. Das kam ihm schon deshalb merkwürdig vor, weil das Kästchen anscheinend keinerlei praktischen Sachwert hatte, und weil ein Dieb, der nur einen einzigen Gegenstand genommen hätte, doch bestimmt etwas möglichst Wertvolles ausgesucht haben würde.

»Haben Sie das da schon einmal gesehen, Miller?« fragte er, als der Diener eintrat.

»Ja, natürlich, Herr Inspektor! Ich erinnere mich sehr gut daran«, entgegnete Miller sofort. »Es stand allerdings niemals herum, sondern war immer in der Truhe, aber dort habe ich es mehr als einmal gesehen. Ich täusche mich keinesfalls. Der Gegenstand fiel mir auf, weil er so völlig wertlos ist, und ich fand es sehr komisch, daß ihn Mr. Louba aufhob.«

»Warum haben Sie mir nicht gesagt, daß das Kästchen in der Truhe fehlte, wenn Sie so sicher sind, daß es immer dort war?«

Miller sah ihn verlegen an.

»Ich dachte eben nicht mehr daran, bis ich es jetzt wieder zu sehen bekam«, antwortete er ziemlich mürrisch.

»Aber jetzt haben Sie nicht mehr den geringsten Zweifel?«

»Nein. Ich weiß genau, daß das Ding da in der Truhe lag.«

»Können Sie auch noch sagen, wann Sie es zum letztenmal gesehen haben?« warf Weldrake ein. »Mr. Louba verkaufte es nämlich vor einiger Zeit, und ich erstand es heute in einem Antiquitätengeschäft.«

»Wo?«

»In der Wardour Street.«

»Sollen wir wirklich in allen Geschäften dort nachfragen?« fragte Trainor skeptisch, und Weldrake

schaute ihn kummervoll von der Seite an.

»Sie erinnern sich nicht mehr daran, wann Sie es zum letztenmal sahen?« wandte sich der Inspektor an Miller.

»Nein. Ich weiß es nicht mehr.«

Der Diener schaute Weldrake aufmerksam an, und plötzlich griff er sich an den Kopf.

»Aber ich kann Ihnen sagen, wann ich diesen Mann hier schon einmal gesehen habe!« rief er.

»Oh! Sie kennen ihn«, sagte Trainor. Weldrakes verlegenes Aussehen bestätigte den Ausruf Millers.

»Ja. Ich sah ihn an dem Mittwoch, bevor Mr. Louba ermordet wurde. Er folgte mir in ein Restaurant, mir und ... einem meiner Freunde«, fuhr er hastig fort. Plötzlich entdeckte er, daß er jetzt selbst in eine Falle geraten war und wurde verlegen. »Er setzte sich an unsern Tisch und redete allerhand Blödsinn ... wirklich ganz merkwürdiges Zeug.«

»Worüber redete er?«

»Über da Costa. Und darüber, daß er schon seit zwanzig Jahren warte. Alles, was er sagte, war nicht gerade klar. Um aufrichtig zu sein – ich dachte wirklich, er hätte einen kleinen Klaps«, bekannte Miller.

»Worauf wartete er seit zwanzig Jahren?«

»Nun, ich nahm an, darauf, mit Louba abzurechnen, aber ich kann es nicht beschwören. Es ist nur eine Vermutung von mir.«

»Und sonst können Sie sich an nichts mehr erinnern?«

Miller ärgerte sich von neuem über den ungünstigen Kommentar, mit dem Trainor sein Erinnerungsvermögen bedachte.

»Er sprach ja nur ein Dutzend Worte mit uns«, gab er zurück. »Wir kannten ihn ja schließlich gar nicht und nahmen ihn auch gar nicht ernst.«

Trainor widmete sich wieder Weldrake.

»Haben Sie dazu etwas zu bemerken?« fragte er.

»Ich wollte damals ja nur sagen, daß ein schlechter Mensch wie Louba eines Tages ganz bestimmt einen gewaltsamen Tod sterben wird«, erklärte Weldrake.

»Und darauf warteten Sie wohl?«

»Ja. Ich wartete darauf ... Das ist aber auch alles, was ich tat!«

»Hm – nicht schlecht ...«

Trainor versuchte vergeblich, aus Weldrake klug zu werden. Eigentlich konnte er in ihm nichts anderes sehen, als einen sanftmütigen, aufgeregten kleinen Mann, der gerne seine Ruhe gehabt hätte.

»Wann haben Sie da Costa zum letztenmal gesehen«, fragte er.

»Oh ... kurz bevor er abreiste.«

»Waren Sie eben in seiner Wohnung?«

»Ich läutete bei ihm. Ich glaubte, er sei vielleicht zurückgekommen. Aber das ist leider nicht der Fall.«

»Was wollten Sie denn bei ihm?«

»Ich ... ich wollte ihm gerne dieses Kästchen verkaufen.«

»Wo haben Sie es eigentlich her? Haben Sie es aus diesem Zimmer?«

»Aber keineswegs. Ich gebe Ihnen mein Wort – ich war noch niemals in meinem Leben in diesem Raum.«

Trainor schaute ihn völlig verwirrt an.

»Na«, meinte er. »Ich hoffe um Ihretwillen, daß Sie das auch beweisen können.«

24

Am nächsten Morgen tauchte in der Wohnung im zweiten Stock Dr. Warden auf. Er wollte sich mit Trainor unterhalten. Vor allem hätte er gern erfahren, ob Miller dem Detektiv seine, Hurley Brown betreuende, Theorie wiederholt hatte, und welche Bedeutung Trainor dieser Vermutung beilegte. Er hatte zwar absolutes Vertrauen zu Brown, wußte aber, daß es merkwürdig aussah, wenn Brown den von der Polizei gesuchten Charlie verfolgte, ohne dies offiziell mitzuteilen.

Der Doktor fand Trainor gerade im Begriff, in da Costas Wohnung einzudringen.

»Eigentlich wollte ich schon gestern abend hinein, aber wir wurden abgelenkt, und deshalb begnügte ich mich damit, an beide Ausgänge Posten zu stellen«, erklärte er. »Ich glaube zwar nicht, daß überhaupt jemand oben ist, aber ich hätte gerne herausgefunden, ob vielleicht mein kleiner Mann dort gewohnt hat, was mir sehr wahrscheinlich vorkommt.«

»Um was für einen kleinen Mann handelt es sich denn?« fragte Warden.

»Mr. Weldrake.« Trainor erzählte, was vorgefallen war. »Sie haben von Louba wohl nie etwas über ein Perlenkästchen gehört? Sehen Sie es sich einmal an«, sagte er zum Schluß.

»Ich kann mich nicht darauf besinnen. Verrückt von diesem Weldrake, sich sozusagen über Ihrem Kopf einzulogieren, nur um Sie von einem Besuch in seiner eigenen Wohnung abzuhalten.«

»Das schon, aber er ist überhaupt ein merkwürdiger Kerl. Möglich, daß er noch irgend etwas anderes hier zu suchen hatte. Ich weiß es nicht ... Gestern abend konnte ich nicht mehr aus ihm herausbringen, als daß er den Gegenstand da in der Wardour Street gekauft hätte.«

»Kann ich Sie nach oben begleiten?«

»Selbstverständlich, kommen Sie mit, Doktor, wollen mal sehen, was da zu finden ist. Ich habe mich beim Hausmeister erkundigt, aber er hat keinen Schlüssel. Wir werden die Tür wohl aufbrechen müssen.«

Trainor beauftragte den Sergeanten, die Feuerleiter zu beobachten, stieg mit seinem Begleiter nach oben und läutete an da Costas Wohnung. Wie zu erwarten, erhielt er keine Antwort. Kein Laut war von drinnen zu hören.

Ohne zu zögern nahm Trainor aus seiner Rocktasche einen Bund Dietriche. Innerhalb fünf Minuten öffnete er das Hauptschloß, aber als sie die Tür aufdrücken wollten, widerstand sie weiter allen ihren Bemühungen.

»Zugeriegelt!« stieß Trainor hervor. »Von innen zugeriegelt ... Begreifen Sie, Doktor?«

Aufgeregt gingen sie wieder nach unten und stiegen aus Loubas Fenster. Den Sergeanten schickten sie zur Beobachtung vor da Costas Wohnung. Dann kletterten sie hinauf. Kurz entschlossen schlug Trainor eine Fensterscheibe ein und zog den Riegel zurück, der das Fenster sicherte.

Als erstes ließen sie den Sergeanten ein und postierten ihn zwischen dem Haupteingang und dem Fenster. Den Arzt bat Trainor, in dem Zimmer zu bleiben, in das sie durch das zerbrochene Fenster eingestiegen waren, während er sich selbst auf die Suche machte, die eigentlich nicht von langer Dauer sein konnte.

»Na, ich glaube, ich werde bald etwas entdecken«, bemerkte er, »Machen Sie sich auf etwas gefaßt. Alle Eingänge von innen verriegelt – das spricht Bände. Da, schauen Sie her« – er deutete auf den Tisch –, »eine erst vor kurzem eingenommene Mahlzeit, das Brot ist noch ganz frisch.«

Es war klar, daß hier jemand vor ganz kurzer Zeit gegessen hatte.

Trainor umspannte mit den Händen die Kaffeekanne.

»Sie ist noch warm«, rief er triumphierend. »Drehen Sie alle Lichter an!«

In Anbetracht des trüben Tages war diese Maßnahme durchaus angebracht.

Dann ging er vorsichtig in das Schlafzimmer.

»Im Bett hat jemand geschlafen«, rief er den anderen zu und öffnete einen großen Kleiderschrank – nichts. Er schaute unter das Bett – auch nichts.

Nun ging er in die übrigen Zimmer, fand aber auch dort niemanden. Er betrat die kleine Küche, wo er schmutzige Teller und eine leere Sardinenbüchse fand. Der Sergeant deutete auf eine große Kommode, die, wenn sie keine Schubfächer enthielt, sich gut zum Versteck eignen mußte. Trainor nickte, und sie öffneten beide das Möbel.

Im Speisezimmer hatte Trainor eine breite Couch übersehen, die in der dunkelsten Ecke des Zimmers an der Wand stand. Hätte er die Figur da Costas gekannt, dann würde er diesen Diwan sogar absichtlich übersehen haben. Aber trotz seiner Körpergröße hatte da Costa sich tatsächlich daruntergequetscht. Und außerdem umklammerte seine Hand mit festem Griff auch noch einen Hut. Trotz seiner Aufregung hatte er sich gesagt, daß ein Mann ohne Hut, noch dazu ohne Mantel und an einem Wintertag, als Flüchtling allgemeine Aufmerksamkeit erregen mußte. Falls ihm die Flucht gelang, dachte er verzweifelt, mußte er wenigstens einen Hut bei sich haben!

Nachdem er sich eine Zeitlang im Zimmer umgesehen hatte, wandte sich der Doktor dem Fenster zu und starrte grüblerisch in die dichten Nebelschwaden hinaus.

Da Costa, der ihn vorsichtig beobachtet hatte, verlor keine Zeit. Er wand sich unter seinem Diwan hervor, kam im nächsten Augenblick auf die Beine, behielt den Rücken des Doktors im Auge, stülpte sich den Hut fest auf den Kopf und sprang mit einem mächtigen Satz auf das Fenster zu.

Dr. Warden schrie auf und taumelte erschreckt zur Seite, als ihn da Costa anstieß. Aber er riß sich noch rasch genug zusammen, um den Flüchtling wenigstens beim Rockzipfel zu erwischen. Im nächsten Augenblick jedoch stolperte er über die Ecke eines Teppichs und verlor das Gleichgewicht.

Trainor und sein Gehilfe stützten auf den Schrei hin sofort herbei und sahen gerade noch da Costa durch das Fenster verschwinden. Der Doktor hatte sich wieder aufgerafft und wurde sofort erneut umgerissen, als er mit den beiden, die schleunigst auf das Fenster zurannten, zusammenstieß.

Als sie sich endlich frei gemacht hatten und zum Fenster hinausgestiegen waren, war da Costa schon auf der unteren Plattform angelangt und stieg das letzte Stück der Leiter mit erstaunlicher Behendigkeit hinunter. Die Einbrecherglocke schrillte, gerade als sie an den Fenstern des zweiten Stockwerks ankamen, und Miller stürzte heraus.

»Aus dem Weg!« brüllte Trainor den Diener an, der schon auf der Leiter stand. Miller drückte sich ängstlich zur Seite und geriet dadurch dem Sergeanten direkt in die Quere, der ihn nun seinerseits wieder wegzuschieben versuchte, wodurch er nochmals gegen Trainor fiel.

»Zum Teufel mit euch allen!« zeterte Trainor und rutschte nun fast die Leiter herunter.

Unten angelangt, wurde er von dem atemlosen Hausmeister sofort gepackt und festgehalten.

»Lassen Sie mich gehen, Sie Esel!« schnaubte Trainor und riß sich von ihm los.

»Verzeihung, Sir, aber die Alarmglocke ...«, keuchte der Mann.

»Ach – wir haben rein gar nichts gehört!« knurrte Trainor mit schneidender Ironie und rannte wie besessen in Richtung des Tores.

Auf der Straße trennten sie sich und liefen in verschiedenen Richtungen. Der Sergeant pfiff mit aller Kraft auf seiner Trillerpfeife. Von dem Flüchtling war schon nichts mehr zu sehen. Der Nebel war für ihn ein Geschenk Gottes.

Als die Pfeife des Sergeanten schrillte, kam da Costa gerade an einem Polizisten vorbei. Er hatte den großen Mut und die große Frechheit, stehenzubleiben und den Beamten zu fragen:

»Ist was nicht in Ordnung, Wachtmeister?«

»Haben Sie was gesehen? Ist jemand davongelaufen?« fragte der Polizist und erwiderte den Pfiff auf seiner eigenen Pfeife.

»Nein, nicht in dieser Richtung.«

Der Polizist rannte los.

»Man könnte glauben, dieses neblige Wetter wäre speziell von dem Mörder und seinen Komplicen bestellt worden!« erklärte Trainor wütend, als er in die Wohnung zurückkehrte. »Haben Sie ihn genau gesehen, Doktor?«

»Nein. Es ging alles so schnell ... Wahrscheinlich war es dumm von mir, mit dem Rücken gegen das Zimmer zu stehen, aber ich dachte im Grunde genommen gar nicht im Ernst daran, daß er hier, in diesem Zimmer sein könnte«, entgegnete Warden.

»Nein, natürlich nicht. Ich vermutete ihn auch in einem andern Teil der Wohnung. Wenn dieser Miller uns nicht noch in den Weg gekommen wäre, hätten wir ihn gefaßt.«

»Miller wurde wahrscheinlich durch die Alarmklingel auf den Plan gebracht?«

»Natürlich, das war's ja. Wir waren alle so erpicht darauf, ihn festzunehmen, daß wir uns gegenseitig im Weg waren.«

»Haben Sie ihn denn gesehen?«

»Ich sah seinen Rücken – ein großer Kerl, ziemlich massiv gebaut, ohne Mantel. Aber er hatte einen Hut auf. Wenn ich daran denke, daß er die ganze Zeit über hier im Zimmer war ...!«

»Sie halten ihn also für den Richtigen. Aber wie konnte er denn von außen in Loubas Wohnung gelangen, wo doch das Fenster geschlossen war?«

»Weiß ich's?« gab Trainor kurz angebunden zurück.

Er überlegte sich, ob Miller die Verfolgung da Costas nicht absichtlich behindert hatte ... Denn als Tatsache blieb bestehen: Wenn der Mörder einen Komplicen in der Wohnung gehabt hatte, dann konnte dieser Komplice kein anderer als Miller sein.

Mühsam schluckte Trainor seinen Ärger hinunter und nahm die Durchsuchung der Wohnung wieder auf. Einer der Gegenstände, die er sich dabei vornahm, war der Briefkasten. Briefe waren zwar keine drin, dafür entdeckte er etwas anderes:

»Brotkrumen!« rief er und ließ die kleinen Brocken in die Handfläche der anderen Hand fallen.

»Er hat also Lebensmittel durch den Briefkasten zugesteckt bekommen, was?« fragte Dr. Warden.

»Sieht so aus. Aber warum gerade durch den Briefkasten?«

Miller war durch das Fenster hereingeklettert und schaute sich neugierig im Zimmer um.

»Ich glaube, Weldrake weiß darüber Bescheid«, sagte Trainor. »Den haben wir wenigstens sicher.«

»Haben Sie heute schon mit ihm gesprochen?« fragte Warden.

»Nein, aber ich gehe jetzt zu ihm hin.« Er wandte sich an Miller. »Was tun Sie noch hier?«

»Nichts, Herr Inspektor. Übrigens – an einem so nebligen Tag wie heute ist es ja kein Wunder, daß Sie ihn nicht erwischen konnten.«

»Wir hätten ihn gefangen, wenn Sie nicht dazwischengekommen wären.«

»Aber Herr Inspektor«, verteidigte sich nun Miller, »wenn ich im Zimmer geblieben wäre und nicht versucht hätte, den Mann auf der Feuerleiter aufzuhalten, dann hätten Sie auch etwas auszusetzen gehabt. Wie konnte ich wissen, daß ich Ihnen direkt in den Weg lief? Außerdem hätte ich ihn vielleicht sogar erwischt, wenn Sie und der Sergeant mich nicht beinahe die Leiter heruntergeworfen hätten.« Er sagte das mit außerordentlich gekränkter Miene.

»Er hat ganz recht«, stimmte Dr. Warden bei.

»Nun, ich werfe Ihnen ja auch nichts vor, Miller«, meinte Trainor beschwichtigend. »Aber es ist schon aufreizend, wenn man den Kerl auf diese Weise entkommen sieht.«

»Ja, das glaube ich schon«, gab Miller zu und schaute sich wieder in der Wohnung um. »So, hier hat er also die ganze Zeit gehaust«, murmelte er.

»Wer?« fragte Trainor prompt.

»Nun, natürlich der Mörder«, versetzte Miller, und der Detektiv wandte sich mit einem enttäuschten Blick ab.

Dr. Warden betrachtete Miller sehr verwundert.

25

Nach seiner Teilnahme an diesem mißglückten Festnahmeversuch da Costas ging Dr. Warden in seinen Club, wo sich bald darauf auch Hurley Brown einfand. Browns Gesicht war düster, seine Miene die eines Menschen, der sich mit irgendwelchen Sorgen herumschlägt. Er sah Warden und kam langsam auf ihn zu.

»Ich fürchte, Sie hatten kein Glück«, sagte Dr. Warden. »Ich meine, in Ihrer selbstgestellten Aufgabe ...«

Hurley Brown gab keine Antwort, sondern kniff nur ein wenig die Lippen zusammen.

»Na, Sie sind nicht der einzige Mensch, dem der Nebel einen Streich gespielt hat«, fuhr der Doktor tröstend fort. »Trainor kocht vor Wut.«

»Warum?«

Brown sah neugierig auf.

»Ich habe bei einem kleinen Einbruch mitgeholfen und mich an einer Verfolgungsjagd beteiligt, wie sie nicht sein soll. Trainor durchsuchte heute morgen da Costas Wohnung, und jemand, er glaubt, es war da Costa selbst, machte sich davon und entwischte ihm.«

»War es denn wirklich da Costa?« fragte Brown schnell.

»Ich kenne ihn ja gar nicht.«

»War es jemand, den Sie kannten?«

»Bestimmt nicht – soweit ich das mit Sicherheit sagen kann. Es ging ja alles so schnell«, versetzte Warden und betrachtete ihn etwas überrascht. Hurley Brown wich seinem Blick aus.

»Und er ist entkommen?«

»Ja. Trainor hofft allerdings, ein paar Auskünfte von einem Mann zu erhalten, den er gestern abend anhielt.«

»Wo anhielt?«

»In Braymore House. Er kam anscheinend von der Wohnung da Costas und hatte etwas bei sich, was aus der Truhe in Loubas Zimmer stammt.«

»Davon weiß ich noch gar nichts. Wie heißt der Mann?«

»Weldrake. Sowohl Miss Martin als auch Leamington sahen ihn in der Mordnacht vor Braymore House.«

»Es ist also nicht Charlie?«

»Nein, nein.«

Brown biß sich auf die Lippen.

»Weldrake, sagten Sie?« fragte er. »Ich kannte einmal einen Mann dieses Namens, das ist aber schon lange her wahrscheinlich ist es nicht derselbe. Hat Trainor von ihm etwas Wichtiges erfahren?«

»Nicht besonders viel. Er ist eben zu ihm hingefahren, um zu sehen, was er noch aus ihm herausholen kann.«

»Ich fahre auch hin. Wissen Sie die Adresse?«

Warden gab sie ihm, und Brown wollte eben gehen, als ihn der Doktor zurückhielt.

»Der Weldrake, den Sie kannten, stand wohl in keiner Beziehung zu Louba?«

Brown fuhr so erschrocken herum, als ob ihm der Gedanke auch eben gekommen wäre.

»Doch, er stand in Beziehung zu ihm«, antwortete er nachdenklich. »Eigentlich habe ich erst durch ihn Louba kennengelernt.«

»Und hatte er Ursache, Louba zu hassen?«

»Gerade genug«, gab Brown zögernd zu.

Einen Augenblick herrschte Schweigen.

»Könnte nicht er den Mord begangen haben? Was halten Sie davon?« fragte Warden dann.

»Nein, der Gedanke ist absurd! Er – und Gewalt anwenden ... Großer Gott, nein!« rief er, als ihm die Erinnerung an die unscheinbare Gestalt Weldrakes ins Gedächtnis zurückkam.

»Dann haben Sie wohl auch keine Vermutung über seine Absichten?«

»Wahrscheinlich wäre es besser, ich würde ihn überhaupt nicht wiedererkennen«, antwortete Brown beruhigt. »Und doch, ich weiß nicht recht. Das könnte uns beiden auch allerhand Unannehmlichkeiten bringen. Es ist sehr unangenehm.« Mit einer Handbewegung scheuchte er die schlimmen Vorahnungen beiseite. »Ach was – ich glaube nicht, daß man ihn verdächtigen wird, wenn es derselbe Mann ist, den ich kenne. Im Grunde genommen nehme ich gar nicht an, daß es wirklich derselbe ist, aber sollte er es sein, dann wird er alles zur Zufriedenheit aufklären können.«

Er verließ den Club und trat auf die Straße hinaus. Die gelben Nebelschwaden waren schon wieder so dicht, daß die Straßenbeleuchtung angezündet worden war – als ob es elf Uhr nachts wäre, anstatt elf Uhr morgens.

Trainor verhörte Weldrake gerade, als er ankam. Ein Blick auf den hilflosen kleinen Mann genügte, seine Überzeugung zu festigen, daß es absurd war, ihn auch nur der Beihilfe an dem Mord zu verdächtigen. Übrigens erkannte ihn Weldrake sofort wieder, wodurch Brown der Entscheidung enthoben wurde, wie er sich ihm gegenüber zu verhalten habe.

»Captain Brown kennt mich«, erklärte Weldrake dem Inspektor. »Er wird Ihnen sagen, daß ich ein anständiger Mensch bin. Sie erinnern sich doch noch an mich, Captain?«

»Aber natürlich«, sagte Brown und schüttelte ihm die Hand. »Dies ist der Vater eines Freundes und ehemaligen Kameraden von mir, der vor einigen Jahren starb.«

»Und Sie haben sich seitdem wieder einmal getroffen?«

»Das zwar nicht«, versetzte Weldrake, »aber ich habe mittlerweile bestimmt nicht die Verbrecherlaufbahn eingeschlagen.«

»Ich habe diesen Herrn gerade verhaftet. Können Sie sich denken warum?« wandte sich Trainor an Brown.

»Ja«, erwiderte Brown. »Ich sprach soeben mit Warden. Können Sie uns eine Erklärung geben, Mr. Weldrake?«

»Ich habe mein Wort gegeben, daß ich an dem Mord vollkommen unbeteiligt bin und daß ich nicht weiß, wer ihn beging«, antwortete er.

»Sie erklärten doch, da Costa sei verreist. Trotzdem fanden wir ihn heute morgen in seiner Wohnung«, sagte Trainor.

»Und hat er Ihnen vielleicht gesagt, daß ich mit ihm in Verbindung stand und wußte, daß er zu Hause war?« fragte Weldrake zurück.

Trainor antwortete nicht sogleich, und Brown merkte sofort, daß er sich in einer ziemlich schwierigen Lage befand.

»Ich glaube, Inspektor, es ist das beste, wenn Sie Mr. Weldrake alles sagen«, meinte er. »Sicher ist er dann Ihnen gegenüber genauso ehrlich. Ich bin eigentlich sicher, daß Sie nichts zu verbergen haben, Mr. Weldrake. Da ist es doch besser, man spricht ganz offen miteinander.«

Trainor war eigentlich selber der Meinung, daß der Mann nur deshalb nichts aussagte, weil er einen anderen schonen wollte.

»Von da Costa wissen wir gar nichts«, erklärte er deshalb. »Er ist uns entkommen und befindet sich noch in Freiheit.«

Weldrake verbarg keineswegs seine Genugtuung über diese Nachricht. Selbst Brown bemerkte sie mit einiger Überraschung.

»Wollen Sie uns jetzt alles sagen, was Sie wissen?« fragte Trainor.

»Ja, gerne«, entgegnete der kleine Mann nun bereitwillig. »Sie wissen doch, daß ich Mr. Leamington bei mir ein Versteck anbot. Ich war einfach nicht der Ansicht, daß er verdiente, gehängt zu werden – selbst wenn er Mr. Louba ermordet hätte. Ich wußte auch, daß da Costa in der Wohnung über Louba wohnte und daß er mit ihm vor Jahren einen Streit gehabt hatte. Ob er mit dem Mord etwas zu tun hat, weiß ich nicht – aber für den Fall, daß er irgendwie beteiligt gewesen war, wollte ich ihm beistehen. Leamington konnte ich doch nicht mehr helfen, und so ging ich also zu da Costas Wohnung. Er öffnete mir das erste- und zweitemal nicht, obgleich ich ihm jedesmal einen Brief hinterließ, in dem ich ihn an unsere frühere Begegnung erinnerte. Außerdem warf ich ihm Lebensmittel durch den Briefkastenschlitz, weil ich annahm, er könnte sie gebrauchen. Gestern abend dann öffnete er endlich. Er versicherte mir, daß er mit dem Mord nichts zu tun habe. Er hatte nur große Angst, in den Verdacht der Täterschaft zu geraten, weil er aus bestimmten Gründen eine Abreise vorgetäuscht hatte, ohne daß er wirklich abgereist war. Worüber er sich am meisten Gedanken machte, das war das Kästchen, das er von Louba am Mordtag selbst gekauft hatte. Das kann nicht lange vor der Ankunft des Mannes, den Sie suchen – Charlie – gewesen sein. Miller konnte darüber nicht Bescheid wissen, weil da Costa die Feuerleiter herunterkam. Louba ließ ihn durch das Fenster herein und auch auf dieselbe Weise aus der Wohnung wieder heraus; das Fenster schloß er hinter ihm.«

»Eine wirklich merkwürdige Art, Raritäten zu kaufen«, bemerkte Trainor spöttisch.

»Auf diese Weise hat er Louba öfters besucht«, sagte Weldrake. »Er hatte nämlich gewisse Privatgeschäfte mit ihm er übernahm einen Teil seiner Geschäftsinteressen, und Louba wollte nicht gerne, daß jemand davon erfuhr, daß er sie abstieß.«

»Und hatte dieses wertlose Kästchen auch etwas mit Geschäftsinteressen zu tun?«

»Nein, aber Louba kannte seinen Wert nicht, und da Costa hatte Schwierigkeiten; es zu bekommen, ohne daß Louba Verdacht schöpfte.«

»Wieviel soll dieses Glasperlending eigentlich wert sein?«

»Ich weiß nicht. Das hat er mir nicht gesagt. Er bat mich nur, es mitzunehmen und für ihn aufzuheben. Er hatte Angst, es würde verdächtig aussehen, wenn man den Kasten bei ihm fände.«

»Und Sie wollten ihm helfen, weil Sie glaubten, daß er möglicherweise Louba ermordet hat?«

»Ja«, antwortete Weldrake mit einer Offenheit, die seine Zuhörer wieder völlig verblüffte.

»Sie wünschten tatsächlich, daß Louba ermordet wurde?«

»Ja.«

Trainor blieben die Fragen fast im Hals stecken.

»Warum, verflixt noch mal?« brachte er schließlich heraus.

»Weil er meinen Sohn umgebracht hat.«

»Jeder, der Louba genauer kannte«, warf Hurley Brown ein, »weiß, daß er nur die gerechte Strafe erhalten hat.«

»Möglich«, stimmte Trainor bei. »Aber es besteht immer noch ein Unterschied zwischen Hoffen und Wünschen und praktischer Beihilfe.«

»Ich habe niemals irgendwelche Beihilfe geleistet«, sagte Weldrake. »Ich wartete nur.«

»Und hofften?«

»Ja.«

»Was taten Sie an jenem Abend vor Braymore House?«

»Es war durchaus nicht das erstemal, daß ich dort stand und das Haus beobachtete, besonders seit ich wußte, daß da Costa über Louba wohnte. Es war mir auch bekannt, daß Miss Martin wegen Louba ihre Verlobung mit dem jungen Leamington gelöst hatte. Ich hatte Leamington gesehen, als er die Feuerleiter untersuchte. Das war am Abend vor dem Mord. Am nächsten Morgen kam er schon wieder, und ich vermutete, was er vorhatte. Deshalb kam ich auch in der betreffenden Nacht ziemlich

früh und wartete sehr lange. Dann sprach ich Miss Martin an, die mir leid tat.«

»Und was sahen Sie alles?«

»Ich sah Mr. Leamington hineingehen und herauskommen. Und dann sah ich Sie alle eintreffen, nachdem das Verbrechen entdeckt war.«

»Und sonst sahen Sie niemand in die Wohnung eindringen?«

»Sonst niemand.«

»Sie sahen auch nicht, wie Charlie fortging?«

»Nein.«

»Sie wohnen nur einen Teil des Jahres in London, wurde uns in Balham gesagt. Wo halten Sie sich während der übrigen Zeit auf?«

»Dort, wo sich Louba aufhielt. Ich war immer nur dann in London, wenn auch er da war.«

»Was?« rief Brown. »Wollen Sie damit sagen –«

»Seitdem mein Sohn ermordet wurde, verfolge ich seinen Mörder. Ich versprach Reggie, ich würde nicht nach Hause gehen, bevor er nicht gerächt sei. Deshalb folgte ich Louba.«

»Überallhin?« rief Brown.

»Fast überallhin. Für längere Zeit habe ich ihn nie aus den Augen verloren.«

Brown hätte noch eine ganze Menge Fragen gehabt, und Trainor wartete darauf, daß er sie stellen würde. Aber anscheinend waren es Fragen, die er lieber zurückhielt, obgleich es klar war, daß ihm dies nicht leichtfiel. Trainors Gesicht wurde um noch einen Grad düsterer, als er seinen Vorgesetzten anschaute – die Kluft zwischen ihnen hatte sich nicht verringert.

»Hm – Sie sind also seit Jahren hinter Louba her, immer nur mit der einen Hoffnung beschäftigt, daß er ermordet würde ... Und nun wollen Sie uns weismachen, daß Sie an der ganzen Sache unbeteiligt sind?« fragte Trainor.

»Ja.«

»Und Sie wissen auch nicht, wo da Costa hin ist?«

»Nein, bestimmt nicht.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Die volle Wahrheit, wirklich.«

Er schaute Hurley Brown flehend an. »Darf ich jetzt nicht endlich gehen?« fragte er. »Ich möchte so gerne nach Hause und mich ausruhen. Früher fand ich dort kaum Schlaf, aber seitdem Louba tot ist ...«

»Jammerschade, daß Sie nicht schon früher heimgegangen sind«, konnte sich Trainor nicht versagen zu spötteln.

»Ich fühlte genau, daß ich dem helfen mußte, der Louba ermordet hatte – wer es auch gewesen war.«

»Weil sie seinen Tod wünschten und demjenigen dankbar waren, der ihn ermordete? Verhält es sich so?«

»Ja«, erwiderte der kleine Mann gelassen.

Trainor blickte Brown an.

War der kleine Mann nun sehr einfältig oder sehr durchtrieben?

26

Was Weldrake ausgesagt hatte, stimmte anscheinend genau. Nachforschungen ergaben keine Widersprüche, und nachdem Trainor verschiedene Angaben auf ihre Glaubwürdigkeit untersucht hatte, suchte der Detektiv Miss Martin auf.

»Ich will mich mit Ihnen gar nicht darüber unterhalten, daß Sie mir verschiedenes verschwiegen haben, Miss Martin«, begann er. »Ich glaube, ich kenne den Grund dafür. Aber ich hoffe, daß Sie wenigstens jetzt Rede und Antwort stehen.«

»Was – was habe ich Ihnen denn verschwiegen?« stammelte Beryl.

»Sie sagten mir zum Beispiel nichts davon, daß Weldrake Ihnen anbot, Frank Leamington bei sich aufzunehmen.«

Beryl errötete.

»Nein. Weil ... nun, ich wußte natürlich, daß es bestraft wird, wenn jemand einen Verbrecher oder einen Verdächtigen bei sich aufnimmt, und ich ... Sie können doch nicht verlangen, daß ich dem freundlichen kleinen Mann Unannehmlichkeiten gemacht hätte, nachdem er mir seine Hilfe angeboten hatte.«

»Vielleicht nicht. Aber wie soll denn die Polizei die Wahrheit ermitteln, wenn jeder sorgsam alles vor ihr verbirgt? Wußten Sie, daß dieser Mann Louba als den Mörder seines Sohnes betrachtet und ihm seit Jahren in der Hoffnung folgt, daß er eines Tages ermordet wird?«

»Woher sollte ich denn das wissen?« rief Beryl erschrocken. »Und doch ...«

»Nun, Miss Martin?«

»Ich erinnere mich eben daran, daß er an jenem Abend eine Menge unsinniges Zeug zusammenredete ... Ich dachte damals, er sei nicht ganz normal.«

»Und glauben Sie nicht, daß er wirklich ein wenig verrückt ist – wenigstens was diesen Punkt betrifft? Und daß er, falls er tatsächlich geistesgestört ist, vielleicht einen Mord verübt hat, dessen ihn normalerweise niemand für fähig halten würde?«

»Mein Gott, glauben Sie, daß er Louba ermordet hat? Das ist doch fast unmöglich!«

»Wir wissen nicht, wer ihn ermordet hat. Er wurde von hinten niedergeschlagen und hatte keine Zeit, sich zu verteidigen. Das wissen wir. Ob Weldrake, selbst in seinem Wahnsinn, Louba zu dem Bett schleifen konnte, auf dem wir ihn fanden, ist nicht leicht feststellbar. Verrückte haben bekanntlich in besonderen Fällen außerordentliche Kräfte. Außerdem war ja noch da Costa da. Möglich, daß Weldrake ihm geholfen und als Belohnung das Kästchen bekommen hat.«

»Also nehmen Sie wirklich an ...«

»Aber nicht im geringsten. Ich möchte Sie nur davon überzeugen, daß eventuell sogar dieser anscheinend harmlose Mann schuldig sein könnte. In diesem Fall würde es Mr. Leamington nur schaden, wenn Sie etwas verschweigen, was Sie über Weldrake wissen – ganz abgesehen von anderen Gesichtspunkten.«

»Es kam ja nur durch sein Anerbieten, Mr. Leamington zu helfen«, murmelte sie schuldbewußt.

»Schon das kann, für sich betrachtet, eine Spur sein. Sein Wunsch, niemand anders für das Verbrechen leiden zu lassen, wäre ganz natürlich, wenn er selbst der Täter ist – denn immerhin scheint Weldrake, abgesehen von seiner Verrücktheit, doch ein ganz anständiger Mensch zu sein. Kann ich mich jetzt auf Sie verlassen, daß Sie mir alles sagen, was Sie wissen? Vertrauen Sie mir ganz ... Ich werde niemandem Schwierigkeiten machen, ausgenommen denen, die es verdienen.«

»Sie können sich auf mich verlassen, Mr. Trainor«, antwortete sie und sah ihm offen ins Gesicht.

»Dann sagen Sie mir bitte alles, was Sie über den Mann wissen.«

»In der Nacht vor der Ermordung Loubas schaute er zu einem Fenster von Sir Marshleys Haus herein und beobachtete mich und Louba.«

»Ja, das hat er mir erzählt.«

»Dann sprach er mich vor Braymore House an.«

Sie erzählte ihm alles, was sie von dem Gespräch an diesem Abend noch in Erinnerung hatte, und auch das, was sie noch von der Unterhaltung mit ihm wußte, die sie mit ihm am folgenden Morgen geführt hatte.

»Seitdem ich ihn bei Franks Verhaftung entdeckte, habe ich ihn nur ein einziges Mal gesehen, und da kam er aus Sir Harry Marshleys Haus.«

»Mr. Weldrake?«

»Ja.«

»War er dort häufiger?«

»Ich habe ihn nie dort gesehen. Warum hätte er sonst auch durch das Fenster schauen sollen?«

»Außerdem würde er ja nicht offen dort verkehren, wo Louba war«, überlegte Trainor halblaut. »Er kam also wirklich aus dem Haus? Er hat nicht nur wegen irgend etwas an der Tür nachgefragt?«

»Er kam dort heraus. Ich nehme fest an, daß er mit Sir Harry gesprochen hat, denn ich sah diesen an einem der Fenster stehen und ihm nachblicken. Und zwar blickte ihm Sir Harry äußerst interessiert nach.«

»Und Weldrake?«

»Er sah richtig vergnügt aus.«

Das war genug für Trainor. Er suchte sofort Sir Harry Marshley auf.

»Ich nehme an, Sie kommen wegen meines armen Freundes Louba«, sagte Sir Harry und bog die Karte des Detektivs zwischen den Fingern. »Eine böse Geschichte, eine sehr böse Geschichte. Ein guter Freund von mir – und ein großer Verlust für mich.«

Trainor dachte, Sir Harry hätte sich die letzte Äußerung eigentlich sparen können; er war auf der Hut.

»Wir sind momentan einem kleinen Mann auf der Spur, der über Loubas Leben sehr gut Bescheid weiß«, sagte er. »Ich habe erfahren, daß er Sie gestern morgen besucht hat.«

»Mich besucht? Was für ein Mann?«

»Er heißt Weldrake.«

Sir Harry schüttelte den Kopf.

»Kenne ich nicht, habe einen Mann dieses Namens nie empfangen«, sagte er. »Ich habe gestern morgen überhaupt keine Besuche gehabt. Bin viel zu niedergeschlagen.«

»Niedergeschlagen?«

»Diese Miss Martin versucht, meinen Namen mit der Angelegenheit in Verbindung zu bringen. Na, reden wir nicht darüber. Ich muß mich nur ärgern. Nein«, fuhr er fort und wärmte sich die Hände am Kamin. »Sie sind nicht richtig informiert worden. Weshalb sollte er denn hier gewesen sein?«

»Gerade das wollte ich von Ihnen wissen, Sir Harry«, entgegnete Trainor.

»Tut mir leid, aber ich kenne den Mann gar nicht«, behauptete Marshley. »Selbstverständlich würde ich Ihnen alles sagen, was ich weiß. Wer hat denn gesagt, daß er mich besucht hat?«

»Er selbst.«

Die List verfing allerdings nicht, denn Marshley wurde nunmehr nur noch vorsichtiger.

»Was soll das heißen? Dann ist er ein verdammter Lügner, Inspektor! Wie gesagt – ich kenne den Mann nicht, habe nie mit ihm gesprochen. Was will er nur damit bezwecken? Hat wohl angenommen, daß Sie auch hinter ihm her seien?« setzte er aufgeregt hinzu.

»Nun, bis gestern abend waren wir tatsächlich hinter ihm her.«

Sir Harry wandte sich seinem Besucher mit der Miene einer beleidigten Fürstlichkeit zu.

»Haben Sie eigentlich die Ansicht, ich wüßte etwas über die ganze Angelegenheit? Sind Sie etwa

nur dazu hergekommen, um mir eine Falle zu stellen und mich zu einer unklugen Aussage zu veranlassen?« fragte er. »Das würde ich als eine Unverschämtheit betrachten, Inspektor!«

Trainor hob die Hand.

»Langsam, langsam, Sir Harry«, mahnte er. »Ich komme gerade von Miss Martin, die mir seinerzeit verschiedene Dinge verschwieg – zuerst, um ihren Verlobten zu schützen, danach, um diesen Mr. Weldrake nicht in Schwierigkeiten zu bringen, also nicht etwa, weil sie selbst etwas mit dem Mord zu tun hatte, sondern weil sie ganz sicher zu wissen glaubte, daß die beiden anderen nichts damit zu tun hatten. So wäre es ganz gut möglich, daß auch Sie etwas, was Sie über Weldrake wissen, aus reiner Menschenfreundlichkeit verheimlicht hätten.«

»Ah ... nun ... hm – das hat was für sich«, gab Sir Harry besänftigt zu. »Aber ich weiß trotzdem nichts von diesem Mann. Was sagte er, weshalb er zu mir gekommen sei?«

»Er hat Ihren Namen tatsächlich nicht einmal erwähnt, Sir Harry. Er weigerte sich, uns zu sagen, daß er einen Mann namens da Costa besucht hatte, bis er wußte, daß wir diesen da Costa aus seinem Versteck herausgetrieben hatten. Und deshalb, wiederhole ich, war es möglich, daß Sie vielleicht ihm gegenüber dieselbe Rücksicht übten.«

»Nichtdestoweniger sehr unangenehme Methoden, die Sie da anwenden«, erwiderte Sir Harry von oben herab. »Sagten Sie gerade, da Costa sei in die Sache verwickelt?«

»Ja, kennen Sie ihn?«

»Hm – dem Namen nach. Was hatte er denn damit zu tun?«

»Das wissen wir nicht«, sagte Trainor und stand auf. »Wir waren so geschickt, ihn heute morgen entkommen zu lassen.«

»Das heißt, er befindet sich in Freiheit, wie?«

»Bis jetzt noch. Hat Louba jemals von ihm gesprochen? Hat er jemals etwas davon gesagt, daß da Costa so nahe bei ihm wohnt?«

»Nicht eine Silbe«, erwiderte Sir Harry. »Denken Sie, daß er der Mörder sein könnte?«

Trainor zuckte die Schultern.

»Ich denke bald überhaupt nicht mehr«, murmelte er.

Er verließ das Haus mit gemischten Gefühlen; einesteils traute er Sir Harry in keiner Weise, andernteils bestand die Möglichkeit, daß sich Beryl in dem Haus geirrt hatte, aus dem sie Weldrake hatte herauskommen sehen. Vor allen Dingen wollte er nur noch hören, was Weldrake zu sagen haben würde.

Es war jetzt fünf Uhr nachmittags, und der Nebel lagerte schwerer denn je auf der Stadt. Leute huschten wie Schatten an Trainor vorüber.

Ungewiß, welche Richtung er einschlagen sollte, schaute er sich um. Ein Taxi war nirgends zu sehen. Also mußte er zur nächsten Bushaltestelle.

In diesem Augenblick ging ein korpulenter, großer Mann an ihm vorbei. Die Umrisse waren im Nebel nur verschwommen zu sehen, aber der massive Rücken fiel ihm sofort auf. Es war ein Mann ohne Mantel.

Zweifellos gab es in London noch mehr Menschen, die ohne Mantel herumliefen, aber keinesfalls wollte er eine Unterlassungssünde begehen. Vorsichtig schritt er hinterher.

Einige Meter weiter, vor Sir Marshleys Haus, machte der Mann halt. Trainor schmiegte sich an die Mauer und beobachtete ihn, wie er zögernd an Marshleys Haus hinaufschaute und dann weiterschlenderte. Um nicht entdeckt zu werden, durfte ihm der Detektiv nicht folgen, aber er behielt ihn im Auge. Nach einem forschenden Blick; drehte der Mann wieder um und ging auf die Haustür Sir Marshleys zu. Einen Augenblick später öffnete sich die Tür, und er verschwand im Innern. Dort ging er aber nicht weiter bis zu der eigentlichen Eingangstür von Marshleys Wohnung, sondern fuhr nur schnell mit der Hand nach dem Briefkasten und der Klingel. Dann drehte er sich hastig wieder um und eilte zurück auf die Straße.

Trainor hatte mittlerweile den Eingang scharf im Auge behalten und verfolgte den Mann jetzt bis zur nächsten Ecke und dann bis zur Rückseite von Marshleys Haus. Hier zog sich ein kleines verstecktes Sträßchen entlang.

Der Inspektor war jetzt sicher, da Costa gefunden zu haben, aber er war entschlossen, diesmal nicht zu voreilig zu sein. In dieser Dunkelheit war es genauso leicht, ungesehen zu bleiben, wie sich da Costa sicher fühlen konnte, nicht beobachtet zu werden.

Vor den Hoftoren der Rückfront standen einige große Bäume, und Trainor stellte sich hinter einen. Da Costa marschierte nervös auf und ab.

Nach einigen Augenblicken trat eine Gestalt aus einem der Hoftore, blieb davor stehen und schaute sich um. Da Costa kam zögernd näher. Sir Harry kam ihm ein Stück entgegen, und sie begrüßten sich.

Trainor konnte sehen, wie sie sich kurze Zeit unterhielten, dann führte Sir Harry seinen Besucher durch das Tor, aus dem er herausgekommen war. Der Inspektor folgte ihnen vorsichtig und hatte gerade noch Zeit zu beobachten, wie die beiden an den erleuchteten Küchenfenstern vorbeigingen und an der einen Seite des Hauses durch das Fenster eines dunklen Zimmers kletterten. Es war dasselbe Fenster – obgleich das Trainor nicht wissen konnte –, durch das Weldrake seinerzeit Beryl und Louba gesehen hatte und später wieder da Costa und Sir Harry bei ihrem ersten Zusammensein.

Der Detektiv rannte wieder zum Haupteingang. Er war aufgeregt, er fühlte, daß er endlich einen erheblichen Schritt vorwärtsgekommen war bei der Enträtselung dieses seltsamen Falles.

27

Während Trainor noch vor der Haustür stand und sich überlegte, wo er Hilfe herbekommen konnte, ohne selbst seinen Posten zu verlassen, gingen zwei Jungen an ihm vorüber. Er konnte sie im Nebel kaum erkennen.

»Hallo!« rief er schnell, und die beiden blieben sofort stehen. Die Bürschchen machten einen ganz aufgeweckten Eindruck.

»Ich bin Detektiv ... Ihr wißt ja, so einer wie in den Romanen, und ihr könntet mir etwas helfen. Einer von euch muß auf die Rückseite dieses Hauses gehen. Wenn jemand das Haus durch das hintere Hoftor verlassen will, dann muß er mir das sofort melden. Und der andere soll, so schnell er kann, zum nächsten Polizeirevier rennen ... Weißt du, wo es ist? – Gut! Ungefähr fünf Minuten von hier. Nimm diesen Zettel mit und gib ihn dort ab.« Er schrieb etwas in sein Notizbuch. »Wenn du unterwegs einen Polizisten triffst, dann schick ihn hierher. Na, wollt ihr das tun?«

Die Jungen bejahten mit einer Selbstverständlichkeit, als gehörten die ihnen zugeteilten Aufgaben zu ihrem Tagespensum in der Schule. Ohne viel zu fragen begaben sie sich sofort ans Werk.

Trainor atmete erleichtert auf. Er war sehr zufrieden. Hinter einem Straßenbaum wartete er und beobachtete dabei Sir Harrys Wohnung.

Nach genau zwölf Minuten kehrte der eine Junge mit zwei Polizisten zurück; alle drei keuchten, denn sie waren im schnellsten Tempo von der Wache hierhergelaufen.

*

Sir Harry hatte inzwischen mit da Costa verabredet, daß sich dieser in sein Wochenendhäuschen nach Shoreham begeben solle und schaute gerade im Fahrplan nach. Da klingelte es.

»Ich gebe Ihnen einen meiner Mäntel und außerdem einen Handkoffer mit ein paar Sachen drin«, sagte er zu da Costa. »Am besten, Sie gehen jetzt in den Hinterhof, und ich werfe Ihnen die Sachen hinunter.«

Er hob den Kopf. An der Wohnungstür hörte man Stimmengewirr.

»Sie brauchen mich nicht anzumelden, danke sehr«, sagte Trainor und riß die Tür des Zimmers auf. »Ich erkläre Sir Harry persönlich, warum ich gekommen bin.«

»Entschuldigen Sie vielmals, Sir«, sagte das Dienstmädchen. »Dieser Herr ... Ich konnte ihn nicht aufhalten ...«

Sie stotterte, war dann still und blickte mit verlegenem Gesicht erst ihren Herrn und dann den Detektiv an.

»Ich freue mich ja so unendlich, Sie kennenzulernen, Mr. da Costa«, sagte Trainor und nickte dem Mädchen zu. »Es ist nicht Ihre Schuld«, beruhigte er sie und schloß hinter ihr die Tür.

Da Costas sonst so volles, blühendes Gesicht sah plötzlich bleich und gelblich aus; sein Lippen zuckten vor unverhohlener Furcht, als er aufstand und den Detektiv ansah. Er mühte sich ab, irgendein Wort hervorzubringen, war aber anscheinend wie gelähmt. Trotz seiner massiven Figur bot er einen erbärmlichen Anblick.

Sir Harrys Kinn war einen Augenblick herabgesunken, aber erstaunlich schnell bekam er sich jetzt wieder in die Gewalt. Trainor konnte ihn nur bewundern.

»Ah, Inspektor, Sie kommen ja wie gerufen!« rief er. »Ich wollte Sie gerade holen lassen. Ich glaube, das ist der Herr, den Sie suchen. Er versicherte mir zwar, daß er unschuldig sei, und ich glaube ihm das eigentlich auch – aber da ich wußte, daß Sie hinter ihm her sind, wäre mir natürlich keine andere Wahl geblieben, als Ihnen mitzuteilen, daß er hier ist.«

»Aber natürlich!« spottete Trainor, ohne sich die geringste Mühe zu geben, seine Verachtung zu verbergen. Als er da Costa anschaute, hätte er ihn fast bedauert. »Trotzdem weiß ich nicht recht«, setzte er boshaft hinzu, »ob ich Sie nicht ebenfalls bitten muß, mit uns zur Wache zu gehen.«

»Was ... ich?« Sir Harry schnappte nach Luft. »Ich versichere Ihnen, ich hatte keine Ahnung –«

»Was meinen Sie dazu, Mr. da Costa?« unterbrach ihn Trainor.

Da Costas Antwort war ein Satz nach dem Fenster.

»Da unten sind zwei meiner Leute«, rief Trainor und riß ihn zurück. »Gar keinen Zweck, da Costa, sie stehen vor dem Haus und hinter dem Haus.«

Stöhnend sank da Costa in einen Stuhl und rang die Hände.

»Ich schwöre, ich hatte nichts damit zu tun! Ich weiß nichts von der ganzen Sache – wirklich nicht!« jammerte er.

»Nun, ich bin wirklich sehr neugierig, was Sie mir zu sagen haben, Mr. da Costa«, meinte Trainor. »Würden Sie bitte mitkommen?« Er sah Sir Harry an. »Ich fürchte wirklich, ich muß auch Sie bitten, uns zu begleiten, Sir Harry. Sie werden zugeben, daß die eine oder andere Sache der Aufklärung bedarf.«

»Aber bester Inspektor, ich sagte Ihnen doch, ich wußte von nichts, bis er eben hierherkam! Er hat sich nicht einmal anmelden lassen. Bis er in dieses Zimmer kam, wußte ich nicht ...«

»Ich sah, wie er einen Zettel in Ihren Briefkasten steckte und hinter dem Haus wartete«, schnitt Trainor kurz seinen Redeschwall ab. »Ich sah ferner, wie Sie ihn durch das Fenster hereinlotsten.« Er deutete auf den aufgeschlagenen Fahrplan. »Außerdem schauten Sie ja gerade nach einem Zug für ihn.«

»Oh, der Teufel hole meine verdammte Gutmütigkeit!« ächzte Sir Harry. Er sah aus, als hätte er sich am liebsten die Haare ausgerauft, wenn er noch welche gehabt hätte. »Setzen Sie sich doch einen kleinen Moment, Inspektor, und lassen Sie sich alles in Ruhe erklären. Sie werden sehen, ich weiß wirklich von nichts – Sie können mich nicht mit zur Wache schleppen!«

»Auch gut, wollen mal sehen«, sagte Trainor und ließ sich in einen Sessel fallen. »Was haben Sie also zu sagen?«

»Ich hatte von Mr. da Costa nie etwas gehört, bis er kam und mir seine finanzielle Hilfe anbot – anstelle von Mr. Louba. Ich war natürlich empört über dieses Angebot eines völlig Fremden und warf ihn hinaus. Dann kam dieser Mr. Weldrake und fragte mich, ob ich nicht Mr. da Costa bei mir unterbringen könne, falls er ein Versteck brauche. Ich sagte, unter keinen Umständen – das heißt, unter keinen Umständen, falls er mich nicht völlig von seiner Unschuld überzeugen könne. Nun kam Mr. da Costa heute abend zu mir und hat mir alles so erklärt, daß ich ihn für ganz unschuldig halte. Selbstverständlich wollte ich Sie trotzdem informieren, aber ...«

»Das wissen wir schon«, knurrte Trainor. »Wann bot er Ihnen denn seine finanzielle Hilfe an?«

»Genau zu der Zeit, als Louba ermordet wurde«, rief da Costa dazwischen.

»Kennen Sie denn die Zeit? Wir kennen sie nicht.«

»Nun, eben an dem ganzen betreffenden Abend. Ich war nicht in Braymore House von sechs Uhr an bis sehr spät in der Nacht.«

»Waren Sie etwa die ganze Zeit über hier?«

»Nein, dann hätte ich mich ja nicht zu verstecken brauchen. Ich hatte doch nur deshalb Angst, weil ich den ganzen Abend allein war, mit Ausnahme der Unterredung mit Sir Harry.« »Warum denn Angst?«

»Weil ich so getan hatte, als ob ich aus London abgereist sei; weil ich außerdem früher mit Louba einen Streit gehabt hatte; und drittens, weil ich eine Wohnung über der seinigen bewohne. Sie sehen ja selbst, daß ich mit meiner Befürchtung recht hatte: Sie verdächtigen mich!«

»Warum taten Sie, als seien Sie abgereist?«

»Nun, ich übernahm einen großen Teil der Loubaschen Geschäftsinteressen – einen größeren Teil, als er selbst wußte. Deshalb kam ich auch hierher zu Sir Harry und bot ihm Geld an, denn ich wußte, daß Louba es nicht mehr lange machen konnte.«

»Warum nicht?«

»Weil er nahezu pleite war und Vorbereitungen traf, ins Ausland zu gehen.«

»Hätte Louba nicht alles, was er besaß, an Sie abstoßen können?«

»Ja, zu seinem Preis – einem sehr hohen Preis. Er hat mich von jeher übervorteilt.«

»Und deshalb haßten Sie ihn wohl auch?«

»Ich haßte ihn nie so sehr, daß ich ihn hätte ermorden können.«

»Haben Sie ihm jemals gedroht?«

Da Costa schaute den Inspektor verwirrt an. Alle seine früheren Prahlereien fielen ihm wieder ein.

»Ich drohte ihm nicht mehr, als er mir«, meinte er endlich. »Und meine Drohungen bedeuteten viel weniger. Wenn ich ihm jemals drohte, dann nur in gewissen zornigen Augenblicken. Ich bin kein gewalttätiger Mensch. Wenn ich ihn je hätte umbringen wollen, dann bestimmt nicht hier in England. Vor Jahren, in einem ganz anderen Land, hätte ich viel bessere Gelegenheit dazu gehabt.«

»Sind Sie der Mann, auf den Weldrake so große Hoffnungen setzte?«

Da Costa fuhr hoch.

»Der Mensch hat mich doch nicht angeschwärzt, wie?« fragte er aufgeregt. »Wissen Sie, vor Jahren war er die Ursache, daß ein Lokal Loubas in Flammen aufging. Wenn ich zu der Zeit Drohungen ausstieß, die er sich gemerkt hat, dann tat ich das nur seinetwegen. Er muß meinen Worten viel zuviel Bedeutung beigelegt haben! Andere verwünschten damals Louba ebenfalls – wie zum Beispiel der Captain Hurley Brown.«

»Hurley Brown!«

Trainors Lippen preßten sich fest zusammen.

»Sagen Sie mir nun ganz genau, wie Ihre Beziehungen zu Weldrake waren.«

»Ich hatte eigentlich schon vollkommen vergessen, daß ich je mit ihm zusammengekommen war, bis er mir Mitteilungen durch den Briefkasten warf und danach auch Lebensmittel. Und ich brauchte dringend etwas zu essen. Dann teilte er mir mit, daß mir eventuell Sir Harry helfen würde, falls ich nicht flüchten könnte. Deshalb kam ich auch hierher, nachdem Sie mich heute morgen aus meiner Wohnung vertrieben hatten.«

»Wo waren Sie in der Mordnacht?«

»Ich ging spazieren. Da ich angeblich verreist war, konnte ich mich nur abends herauswagen, um Essen für den nächsten Tag einzukaufen und frische Luft zu schnappen.«

»Wo haben Sie das Perlenkästchen her, das Sie Weldrake gaben?«

Da Costa fuhr sich mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Das habe ich von Louba gekauft«, sagte er. »Aber ich kann das nicht beweisen, und deshalb wollte ich nicht, daß man das Kästchen bei mir finden würde.«

Trainor ließ einige Sekunden verstreichen.

»Sie machen die Sache nur noch schlimmer, wenn Sie nicht die volle Wahrheit sagen«, redete er ihm dann gut zu. »Noch vor fünf Minuten haben Sie gesagt, daß Sie zur Täuschung Loubas vorgegeben hätten, daß Sie abgereist seien. Jetzt wollen Sie mir aufbinden, daß Sie etwas von ihm gekauft haben.«

»Das war doch ... das war doch, bevor ich vorgab, abgereist zu sein.«

»Weldrake haben Sie aber gesagt, es sei am Mordtag gewesen.«

»Ausgeschlossen! Niemals! Es war ein paar Wochen vorher.«

Trainor stand auf.

»Es hat gar keinen Zweck, darauf zu warten, daß sich Ihre lebhafte Phantasie etwas beruhigt«, erklärte er. »Ich glaube, es ist besser, wir gehen.«

»Nein, Inspektor! So hören Sie doch! Ich will Ihnen alles sagen – alles!« schrie da Costa.

Da er sich einzubilden schien, daß ein Geständnis ihn vor der Verhaftung bewahren könnte, ließ ihn Trainor bei dem Glauben.

»Nun, wie Sie meinen...«, erwiderte er und setzte sich von neuem. »Aber merken Sie sich – nichts als die reine Wahrheit kann Sie retten, glauben Sie mir das.«

»Oh, dieser verdammte Mörder – wer er auch gewesen ist!« schrie da Costa wie von Sinnen und verkrampfte seine plumpen Hände ineinander. »Mich so ins Unglück hineinzureiten! Diese schrecklichen Tage und noch viel schrecklicheren Nächte. Ich hoffe, ich sehe den Kerl noch am Galgen baumeln!«

Dieser Ausbruch war so echt, daß ihm Trainor fast glaubte.

»Hatten Sie eine bestimmte Absicht, als Sie die Wohnung über der von Louba mieteten?« fragte er weiter.

»Ja, ich wollte das Kästchen haben.«

»Stehlen?«

»Nun, ich wußte ja, daß er es nicht verkaufen würde, falls er merkte, daß ich dahinter her war. Er hätte sofort erraten, daß es mehr wert ist, als es den Anschein hat. Deshalb beabsichtigte ich in der Tat, ihm das Kästchen einfach wegzunehmen. Es gehörte ja gar nicht ihm! Er selbst stahl es einem anderen. Zu guter Letzt schenkte er mir das Kästchen schließlich ... Jawohl, das tat er! Hier ist ein Zettel, den ich in dem Kasten fand.«

Er zog aus einer seiner Taschen die spöttischen Zeilen, die Louba nach seinem letzten Zusammentreffen mit da Costa geschrieben und in das Geheimfach im Boden des Kästchens gelegt hatte.

»Erzählen Sie von vorne«, sagte Trainor schroff.

»Gut – ich gebe zu, daß ich in seine Wohnung einstieg, wenn sich die Möglichkeit dazu bot. Er selbst duldete nicht, daß die Fenster geöffnet waren, wenn er zu Hause war; deshalb pflegte sein Diener das Zimmer nur zu lüften, wenn sich Louba in der Stadt aufhielt. Das war dann für mich die Gelegenheit, in die Wohnung einzudringen und zu suchen. Einmal entdeckte mich Louba außerhalb des Fensters auf der Feuerleiter und warf mir vor, ich hätte bei ihm einbrechen wollen. Das war aber, bevor ich vorgab, verreist zu sein. Ich konnte mich jedesmal nur ganz kurze Zeit in der Wohnung aufhalten und durfte auch kein Durcheinander machen, denn obgleich ich wußte, daß Louba mich nie der Polizei anzeigen würde, wollte ich doch vermeiden, daß er auf seiner Hut war. Was hatte ich nicht schon alles durchsucht, bis ich endlich an die Truhe dachte und herausbekam, wie man sie öffnet. An dem Tage, an dem mir dies gelungen war, wäre ich fast entdeckt worden. Miller kam nämlich herein und schloß das Fenster. Ich wußte, daß Louba bald zurückkommen würde, und wollte schleunigst durch das Fenster flüchten. Da hörte ich aber Louba schon auf dem Vorplatz und versteckte mich schnell hinter den Gardinen. Er bemerkte mich dort und wurde wütend... Ich forderte ihn daraufhin auf, doch die Polizei zu rufen, wenn er es wage. Ich erklärte ihm auch, daß ich etwas suchen und daß ich das Gesuchte auch bekommen würde.«

Er fing einen Blick von Trainor auf.

»Nicht einen Augenblick dachte ich an Gewalt!« rief er. »Aber nachdem ich den Kasten gefunden hatte, wußte ich ganz genau, daß es mir ein leichtes sein würde, ihn aus dem Zimmer herauszuholen.«

»Glaubten Sie im Ernst, daß Louba nach diesem Vorfall keine Vorsichtsmaßregeln anwenden würde?«

»Je nun, er tat es eben nicht«, murmelte da Costa. Seine Augen irrten unruhig umher. Dann faßte er sich wieder ein Herz. »Unerwarteterweise machte er mir das Kästchen schließlich zum Geschenk. Er hatte höchstwahrscheinlich erraten, daß ich dahinter her war, und deshalb schrieb er diesen Zettel und legte ihn unter den falschen Boden. Wahrscheinlich vermutete er, daß ich darunter etwas Wertvolles zu finden hoffte.«

»Wie lange hatte Louba den Kasten schon?«

»Seit Jahren. Der Mann, der ihn stahl, wurde verfolgt und gab ihn Louba zum Aufheben. Kurz darauf wurde er ermordet, und Louba behielt den Kasten.«

»Und Sie behaupten nun, Sie hätten sich all diese Mühe nur im Hinblick auf die Möglichkeit gemacht, daß Louba den doppelten Boden nicht entdeckt hatte?«

Widerstrebend gab da Costa sein Geheimnis preis.

»Der falsche Boden ist nur ein Kniff«, sagte er. »Eventuelle Diebe sollen dadurch irregeführt werden, weil jeder, der den doppelten Boden entdeckt, glaubt, er sei zu spät gekommen, und der darin verborgene Schatz sei schon herausgenommen. In Wirklichkeit ist das Kästchen aus purem, schwerem Gold, besetzt mit Edelsteinen von unerhörtem Wert – die Glasperlen und Ornamente verdecken das feste Leder, mit dem das Gold bezogen ist –, und zwar innen und außen. Die rauhe Oberfläche ermöglicht es, das darunterliegende Gold und die echten Steine zu kaschieren.«

Während er dies sagte, sank er immer mehr in sich zusammen.

»So viele Leute waren dahinter her!« lamentierte er. »Und das muß ich jetzt für den Erfolg bezahlen!«

Sir Harrys Augen traten fast aus den Höhlen. Trainor dagegen schaute immer nachdenklicher.

»Sie wissen, daß ich den Kasten habe?« fragte er.

»Das ist anzunehmen, wenn Sie Mr. Weldrake haben«, kam die mürrische Antwort.

»Und wann, sagen Sie, haben Sie den Kasten endlich bekommen?«

»Am Tage, nachdem ich festgestellt hatte, wie die Truhe zu öffnen ist – also an demselben Tag, an dem Louba ermordet wurde. Es kann nicht lange vor Loubas Heimkehr gewesen sein, als ich in dem Zimmer war, denn Miller schloß das Fenster sofort, nachdem ich den Raum verlassen hatte. Ich hatte es höchst eilig hinauszukommen. Den Deckel der Truhe ließ ich einfach fallen und nahm mir nicht einmal mehr Zeit, den Überzug wieder daraufzulegen. In meiner Wohnung lehnte ich mich aus dem Fenster hinaus um zu lauschen, da ich ja ein paar Sachen nicht in die Truhe zurückgelegt hatte und nun gerne gewußt hätte, ob Miller argwöhnte, daß jemand im Zimmer gewesen war. Auf diese Weise hörte ich ihn das Fenster schließen, was soviel bedeutete, als daß er Louba erwartete.«

»Und danach?«

»Ging ich fort. Ich kam zurück, als Sie jemanden die Feuerleiter hinab verfolgten. Ich hörte Sie sprechen und erfuhr dadurch, was vorgefallen war. Dabei wurde mir auch sofort klar, wie verdächtig es aussehen mußte, daß ich mich in meiner Wohnung versteckt gehalten hatte. Jetzt weiß ich, daß ich alles hätte erklären müssen. Ich besaß ja den Zettel Loubas als Beweis dafür, daß er mir das Kästchen gern überließ. Nur ... ich ... ich ...«

Seine Aufregung war ihm deutlich anzusehen. Im Grunde genommen war er ein ausgesprochener Prahlhans – von Tapferkeit keine Spur.

»Wie konnten Sie immer ausgehen, da doch alles annahm, daß Sie in Südfrankreich seien?«

»Es war ganz einfach, nachts die Lieferantentreppe hinunterzuschleichen ... bis dann der Mord geschah. Von da ab durfte ich es nicht mehr wagen.«

Sir Harry benutzte die Pause, die folgte, um zu sagen: »Sehen Sie! Man kann doch gar keinen Zweifel in da Costas Unschuld setzen. Ist es da verwunderlich, daß ich ihm geglaubt habe?«

Er hütete sich allerdings hinzuzusetzen, daß da Costa ihn keineswegs so weit ins Vertrauen gezogen hatte.

»Wenigstens brauche ich Sie jetzt nicht mehr aufzufordern, uns zu begleiten, Sir Harry«, sagte Trainor und stand auf. »Obgleich wir uns fraglos wegen der genauen Zeit, zu der Sie da Costa an dem bewußten Abend besucht hat, an Sie wenden müssen.«

»Aber selbstverständlich – ich stehe Ihnen völlig zur Verfügung«, entgegnete er mit einem bedauernden Seitenblick auf da Costa.

Hätte er nur die genaue Zeit gewußt, zu der Louba ermordet wurde! Dann wäre es ihm ein leichtes

gewesen, den Besitzer so wertvoller Gegenstände, wie dieses Perlenkästchens, freizubekommen und ihn sich für alle Zeiten zu verpflichten.

»Und ich ... muß ich wirklich mit Ihnen gehen?« fragte da Costa flehend.

»Ich fürchte – ja«, erwiderte Trainor. »Aber wenn Sie die Wahrheit gesagt haben, dann können Sie der weiteren Untersuchung mit Ruhe entgegensehen.«

»Ich werde Ihnen einen Mantel leihen«, ließ sich Sir Harry aus dem Hintergrund vernehmen.

Aus Trainors Verhalten dem Gefangenen gegenüber schloß er, daß er dies Anerbieten machen konnte, ohne sich etwas zu vergeben. Im großen ganzen hatte er sich sehr gut aus der Schlinge gezogen – besser, als er erwartet hatte.

Tatsächlich war Trainor beinahe überzeugt von der Wahrheit, oder wenigstens von der teilweisen Wahrheit der Geschichte, die da Costa erzählt hatte. Die ausgesprochene Feigheit dieses Mannes machte sie mehr als wahrscheinlich. Aber Loubas Tod war damit immer noch nicht aufgeklärt!

Als der Detektiv schließlich sein Büro in Scotland Yard erreicht hatte und eben begann, sich die Aussagen da Costas noch einmal zu überlegen, läutete das Telefon. Er nahm den Hörer ab. »Ist dort der Beamte, der die Mordsache Louba bearbeitet?«

»Jawohl«, sagte Trainor rasch.

»Hier Inspektor Welsh vom R-Bezirk. Wir haben soeben Charles Berry gefunden, den Mann, den Sie wegen des Mordes an Louba suchen.«

»Gefunden – wo?«

»Auf einem kleinen Pfad am Flußufer in Deptford; er ist tot – erschossen. Wahrscheinlich liegt Selbstmord vor, denn wir fanden ...«

»Nun?« fragte Trainor, als der andere eine Pause machte.

»Wir fanden in seiner Tasche ein ausführliches Geständnis – es steht darin, daß er der Mann ist, der Emil Louba ermordet hat.«

28

Von Freitag nacht bis Dienstag früh lag der Nebel wie eine graue, dichte Decke über London. In der Nähe von Deptford war er vielleicht noch etwas dichter, denn der Fluß ist nicht weit entfernt von dem Ort. Es war ein Wetter, wie es sich Mr. Charles Berry nur wünschen konnte. Er brauchte dabei wenigstens keine Angst zu haben, entdeckt zu werden, wenn er etwas spazierenging.

Für seine Frau, die er die ganze Zeit mit seinen Befürchtungen und seinen Beschuldigungen gequält hatte, war dieser Aufenthalt in Deptford bis jetzt eine noch größere Anstrengung gewesen als die vorhergehenden Jahre. Als ihr Mann den Wirt jetzt davon überzeugt hatte, daß es bei diesem Wetter für ihn gefahrlos wäre auszugehen, atmete sie erleichtert auf. Wenigstens ein paar Stunden Ruhe.

Auch Charles Berry wollte allein sein. Er wollte sie nicht mehr sehen. Er haßte sie – hatte sie immer gehaßt, mit ihrem verschlossenen Wesen und der überlegenen Haltung, die sie ihm gegenüber stets einnahm.

Einmal, vor langer Zeit, als er sie noch sehr gern gehabt hatte, war er von ihr so verächtlich behandelt worden, daß die Erinnerung daran heute seinen Haß immer von neuem anspornte. Und ausgerechnet jetzt war sie an ihn gekettet, wo Unabhängigkeit für ihn doch so dringend notwendig war. Er verfluchte sie und sein Geschick, als er so im Nebel umherstolperte.

Captain Brown würde ihn festnehmen lassen – er sah den Richter vor sich, die Geschworenenbank ... Er faßte sich entsetzt an den Kopf, wenn er daran dachte. Und das alles nur, weil er diese Frau geheiratet hatte ...

Zwei Männer und ein kleiner Junge, die vor ihm liefen, bogen vom Weg ab. Gedankenlos folgte er ihnen. Sehen konnte er nichts – der Nebel lag so schwer und drückend ... Er meinte fast zu ersticken und blind zu sein. Der Weg senkte sich jetzt steil, und er fragte einer Mann, der ihn überholte, wohin er ginge.

»Zum Fluß ... zum Fluß hinunter«, war die hastige Antwort.

»Was ist denn los dort unten?»

»Eine Frau ist ins Wasser gesprungen ... man fand einen Brief am Ufer«, erwiderte der Mann. »Die Polizei läßt den Fluß nach ihr absuchen.«

Berry zitterte und wäre beinahe umgekehrt. Aber irgend etwas zog ihn hin, und bald mischte er sich unter eine kleine Gruppe von Menschen, die um zwei Polizisten herumstanden. Einige Arbeiter stocherten mit langen Stangen in dem dunklen Wasser des in den Fluß mündenden Kanals.

Das unheimliche Schauspiel fesselte ihn, und er blieb stehen.

Wenn doch seine Frau Selbstmord verübt hätte! Aber sie würde den Mut dazu nie aufbringen. Aber wenn sie doch ... Und wenn sie dann auch einen Brief am Ufer zurückließ, einen Brief, der ihn vor jeder Anklage schützte, die man gegen ihn erheben konnte ...

Sein Atem ging immer schneller, je mehr diese Idee Form annahm. Aber wie konnte er sie überreden, den Brief zu schreiben – das war die Schwierigkeit.

Die Polizisten zogen etwas Schlaffes, Schweres auf die Uferbank, als er mit unsicheren Schritten zu ihrer Unterkunft zurückhastete.

Sie hatte seine Tritte schon auf der Treppe gehört und seufzte beklommen, als er zur Tür hereinkam. Zu ihrer Überraschung lächelte er sie geradezu verschmitzt an, und sein Benehmen war alles andere als unangenehm.

»Kate«, sagte er. »Ich schlenderte ein wenig durch den Ort und habe nachgedacht. Falls Hurley Brown mich festnehmen kann, wird er sämtliche Beweise, die er beibringen muß, fälschen – nur um mich hängen zu sehen! Ob ich den Mord begangen habe oder nicht, macht ihm gar nichts aus. Er wird mir eins auswischen wollen – und ich muß dafür baumeln. Und dann kommt alles heraus – merk dir das –, auch über dich.«

Er sprach so leichtfertig von ›baumeln‹, daß sie, die ihn doch ganz genau kannte, sofort wußte, daß er keinen Augenblick auch nur die Möglichkeit eines solchen Endes in ernsthafte Erwägung ziehen konnte.

»Als ich gerade über die Kanalbrücke ging, suchte die Polizei nach der Leiche einer Frau«, fuhr er fort. »Sie fiel gestern abend hinein und ertrank.«

Kate schauderte zusammen.

»Eine glückliche Frau!« murmelte sie, und es fiel ihm nicht leicht, seine angenommene Freundlichkeit beizubehalten.

»Wahrscheinlich ist sie glücklich«, sagte er so sanft wie möglich. »Aber ich habe da eine Idee. Angenommen, man findet diese Frau, sucht das Ufer ab und entdeckt dort ein schriftliches Geständnis, daß sie Louba ermordet hat? Kein schlechter Gedanke, was?«

»Man hätte sehr bald herausgefunden, daß sie den Mord gar nicht begangen haben kann.

»Oh, da irrst du dich aber ganz gewaltig«, entgegnete Berry schroff. »Ich habe mich über das Mädchen erkundigt. Stell dir vor – sie war in Braymore House beschäftigt. Was hältst du von einem solchen Zufall, Kate?«

Sie sah ihn ungläubig an.

»Das ist doch kaum möglich«, meinte sie dann. »Wie konntest du denn in so kurzer Zeit Erkundigungen einziehen?«

Er schaute sie bösartig an.

»Stelle nur weiter solche Fragen – ich werde dir dann schon die richtige Antwort geben«, fuhr es ihm heraus. Aber dann hielt er sich wieder zurück. »Ich habe herausgekriegt, daß sie dort beschäftigt war – das muß dir genügen«, brummte er. »Das Ganze ist ein vom Himmel gesandter Glücksfall, mit dem Geständnis kann mich niemand mehr verurteilen – und auch der wird frei, den sie am Sonntag geschnappt haben.«

»Ist wieder jemand verhaftet worden?«

»Was geht's dich an, wen sie verhaftet haben? Sag mir lieber, was du von meiner Idee hältst!«

»Sie mag ganz gut sein«, sagte die Frau ausweichend.

»Ich habe die Absicht, zum Fluß hinunterzugehen, jemandem den Brief zu geben und zu sagen, ich hätte ihn gefunden, und man solle ihn der Polizei bringen. Im Nebel würde mich niemand erkennen.«

Er ließ sie allein, damit sie sich den Vorschlag überlegen konnte, und ging zu ihrem Wirt hinunter.

»Willst du schon wieder ausgehen?« fragte ihn der Mann erschrocken. »Auf diese Weise erwischen sie dich doch noch, Charlie. Wenn du allein wärst, hättest du vielleicht eine Chance, aber mit deiner Frau ist es so gut wie sicher.«

»Genau dasselbe habe ich auch gedacht«, erklärte Berry. Er sprach ein wenig stockend. So kurz vor der Ausführung seines Planes, der ihm in seiner nackten, schauerlichen Brutalität erst jetzt recht zum Bewußtsein kam, war ihm doch etwas beklommen zumute. Nach Freds Warnung aber riß er sich doch wieder zusammen. »Sie ist eine Gefahr für mich, ja ... Ich schicke sie fort, zu Freunden aufs Land.«

»Wohin denn? Ich dachte, du hättest keine Freunde?« antwortete der andere mißtrauisch.

»Dafür hat sie selbst eine ganze Menge – noch dazu ziemlich vornehme Leute. Ich habe schon mit ihr darüber gesprochen, und sie ist selbst der Ansicht, daß sie fortgehen muß.«

»Und wann geht sie?«

Charles Berry fuhr sich mit der Zunge über die Lippen.

»Noch heute nacht«, sagte er tonlos, drehte sich kurz um und stieg die Treppe hinauf.

Vor der Tür ihres Zimmers blieb er eine Weile unentschlossen stehen und versuchte krampfhaft, sich für die Aufgabe, die ihm bevorstand, vorzubereiten.

»Ich war eben unten bei Fred und habe mit ihm gesprochen«, sagte Berry, nachdem er eingetreten war und die Tür hinter sich geschlossen hatte. »Er hält den Plan für gut, Kate.«

Langsam ging er hinüber zum Kaminsims, nahm von dort einen Block billigen Schreibpapiers, ein Tintenfaß und eine Feder und setzte sich an den Tisch. Kurze Zeit kaute er an dem Federhalter herum und überlegte, dann begann er zu schreiben. Sie beobachtete neugierig, wie er, mit vielen Pausen, das Blatt mit seiner eckigen Handschrift bedeckte.

»So, das wird's tun«, sagte er und hielt den Briefbogen in die Höhe. »Hör mal zu.« Etwas unsicher las er vor:

»Ich gestehe, daß einzig und allein ich für den Tod Emil Loubas verantwortlich bin. Seit Jahren habe ich Geld von ihm erhalten, aber vor einem Monat weigerte er sich, mich noch weiter auszuhalten. Am Samstagabend ging ich nach Braymore House und gelangte durch den Lieferanteneingang in die Wohnung, für die ich einen Schlüssel hatte. Dort geriet ich mit Louba in Streit, schlug ihn mit einem silbernen Leuchter nieder und flüchtete dann über die Feuerleiter. Hiermit erkläre ich, daß außer mir niemand für den Mord verantwortlich zu machen ist. Jetzt bin ich am Ende. Möge Gott mir gnädig sein.«

»Der letzte Absatz klingt besonders gut, nicht wahr, Kate?« Er sah sie von der Seite her scharf an. Sie saß mit geschlossenen Augen da.

»Armer Kerl«, murmelte sie dann leise.

»Was heißt hier armer Kerl!« höhnte er. »Bin ich nicht auch ein armer Kerl? Los, Kate – schreib dies hier nach.«

»Ich?« fragte sie und starrte ihn an.

»Selbstverständlich – du. Es ist doch eine Frau, oder vielleicht nicht? Und deshalb muß auch die Schrift eine Frauenhandschrift sein.«

»Ich mag nicht«, entgegnete sie. »Deine schmutzige Arbeit habe ich dich immer allein machen lassen.«

»Du wirst das abschreiben, Kate – oder du wirst es bedauern, daß du es nicht getan hast! Ich weiß genau, an wen du jetzt denkst. Du denkst wieder mal an deinen Polizisten, das ist alles.«

Sie gab ihm gar keine Antwort, sondern streckte nur müde die Hand aus. Wort für Wort schrieb sie das Geständnis ab. Er wartete, bis sie fertig war. Das von ihm selbst geschriebene Original faltete er zusammen und steckte es in die Tasche, um es sobald wie möglich loszuwerden.

»Paß auf«, sagte er dann. »Nach ›Möge Gott mir gnädig sein‹ mußt du noch anfügen: ›Mein Mann weiß von allem nichts.‹«

»Ist die Frau denn verheiratet?« fragte sie.

»Jede anständige Frau ist verheiratet«, entgegnete Berry. »Deshalb bist du ja auch eine anständige Frau!« Er kicherte über diesen Witz. »Und jetzt los! Wart mal – schreib so: ›Mein Mann ist an allem unschuldig, und ich bitte ihn um Verzeihung für die schreckliche Tat, die ich jetzt begehen werde.‹«

Sie schrieb es, und er nahm ihr den Bogen aus der Hand.

»Gut so.« Seine Stimme zitterte, während er ihr auf die Schulter klopfte. »Verlaß dich nur immer auf den alten Charlie, der hilft schon weiter. Na, bevor eine Woche vergangen ist, haben wir England verlassen – für drei Pfennig Glück werden wir doch noch haben.«

Mit einem Kopfnicken ging er zur Tür hinaus. Bis zum Abend sah sie ihn nicht mehr. Als sie um sechs Uhr eine Tasse Tee trank, kam er zurück.

»Dichter Nebel draußen«, sagte er zur Begrüßung. »Aber das kann uns ja für einen kleinen Spaziergang gerade recht sein. Du solltest nicht immer herumhocken, Kate. Komm, wir machen einen kleinen Bummel.«

Mühselig stand sie auf, nahm ihren Mantel von einem Nagel an der Wand und zog ihn an.

Berry hatte den ganzen Nachmittag damit verbracht, das Gelände in der Nachbarschaft zu inspizieren. Je weiter die Zeit fortgeschritten war, desto ängstlicher war er geworden. Jetzt hatte er

allmählich den letzten Grad von Kopflosigkeit erreicht, in dem ihm jede Methode, und war sie auch noch so schrecklich, gerechtfertigt erschien – wenn er nur damit seine eigene Sicherheit erkaufen konnte.

Er ging zu dem Wirt hinunter.

»Ich begleite meine Frau jetzt zum Bahnhof«, sagte er mit gedämpfter Stimme. »Du sagst ihr am besten nicht adieu, denn ich habe ihr versprochen, sie hierher zurückzubringen.«

»Sie scheint die Gegend recht gern zu haben, was?« spottete der Mann in der alten Strickjacke. »Sag mal, was hast du eigentlich mit ihr vor, Charlie? Du willst doch nicht etwa der Frau etwas tun? Wenn ich so etwas ahnte, würde ich dir gleich hier den Hals umdrehen.«

»Ihr etwas tun?« entgegnete der andere entrüstet. »Meiner eigenen Frau? Für wen hältst du mich eigentlich?«

Der Wirt schaute ihn unschlüssig an. Irgendwie spürte er die Gefahr, in der die Frau schwebte.

»Na schön«, sagte er schließlich. »Wenn du es nicht willst, werde ich mich nicht von ihr verabschieden. Aber wenn was passiert ...«

»Mach doch keine Geschichten, Fred«, sagte nun Berry eindringlich. »Tatsächlich ist meine Frau in einer ganz scheußlichen Klemme. Sie sind nämlich gar nicht hinter mir her – sondern hinter ihr! Deshalb möchte ich ja auch, daß sie fortgeht.«

Betroffen schaute ihn der andere an.

»Soll das etwa heißen, daß deine Frau diesen alten Gauner Louba ermordet hat?« fragte er ihn erschrocken.

»Du wirst es bald genug erfahren«, erwiderte Berry düster.

Fred stand noch immer bewegungslos im Zimmer, als kurze Zeit darauf die beiden an seiner Tür vorbeigingen. Gleich danach fiel die Haustür ins Schloß. Er setzte sich und dachte nach. Als er ein wenig später das obere Zimmer untersuchte, zeigte sich, daß der Koffer nicht gepackt war und daß auch sonst keine Spur davon zu bemerken war, daß die Frau eine längere Reise angetreten hatte. Er faßte einen Entschluß und lief in den Nebel hinaus zur Telefonzelle.

Dort schaute er ohne zu zögern im Telefonbuch nach und wählte dann die Nummer der Polizeiwache in Greenwich.

29

Kate stolperte und wäre beinahe hingefallen.

»Ich will nicht mehr weiter«, sagte sie. »Dieser Nebel ist ja entsetzlich. Wir wollen umdrehen, Charles.«

»Vorwärts!« zischte ihr Begleiter. »Tu doch nicht so – auf der andern Seite der Brücke ist es ganz hell.«

Sie ging wieder neben ihm her, und so schritten sie langsam in die Nacht hinaus.

»Hier ist ein Randstein«, sagte er. »Anscheinend überqueren wir die Straße. Steck das in deine Tasche.«

»Was ist das?« fragte sie und nahm das Papier in die Hand.

»Das Geständnis«, erwiderte er. »Es ist gut, wenn wir es gleich loswerden, da wir nun doch schon einmal unterwegs sind.«

Die Frau blieb stehen.

»Ich gehe jetzt keinen Schritt weiter«, erklärte sie mit einer bei ihr ganz ungewöhnlichen Entschlossenheit. »Merkst du denn nicht, daß wir verfolgt werden? Jemand geht dauernd hinter uns her, warte wenigstens, bis er vorbei ist.«

Sie blieben stehen. Berry strengte Augen und Ohren an, konnte aber nichts feststellen.

»Du lügst ja«, sagte er. »Wenn du nicht gerne mit mir allein bist, dann beeile dich eben. In fünf Minuten sind wir in der High Street in Greenwich.«

»Ich habe ganz bestimmt Schritte gehört«, sagte sie. Und dann, als sie ein kurzes Stück weitergegangen waren: »Hör doch – jemand folgt uns!«

Die Nerven des Mannes waren bis zum Äußersten gespannt.

»Verdammt, komm schon weiter!« zischte er völlig außer sich. »Und wenn schon jemand hinter uns geht ... Haben denn wir allein das Recht, im Nebel herumzulaufen?«

»Laß uns doch umdrehen«, flehte sie. Er lachte nur.

»Weißt du vielleicht allein den Weg zurück?« fragte er höhnisch. »Sei nicht so kindisch, Kate. Wir sind schon beinahe an der Brücke.«

Er nahm sie am Arm und führte sie weiter. Sie spürte, daß sie jetzt nicht mehr auf dem Asphalt der Straße gingen, sondern auf einem schmutzigen Pfad. Einmal trat sie in eine Pfütze und schrie erschrocken auf, als das Wasser hochspritzte.

»Wo gehen wir denn nur hin?« fragte sie ängstlich.

»An das Flußufer. Dort läuft immer noch ein halbes Dutzend Polizisten herum, und du brauchst dich wirklich nicht zu fürchten«, setzte er hinzu.

Sie konnte nur den Kopf schütteln über diese unlogische Handlungsweise, die Polizei geradezu aufzusuchen.

Zum drittenmal blieb sie plötzlich stehen.

»Es folgt uns ganz bestimmt jemand. Ich hörte es gerade wieder ganz deutlich.«

»Sei ruhig – komm hierher, an die Seite des Pfades«, flüsterte er.

Sie lehnten sich an das Holzgeländer, das den Weg zum Fluß hin abgrenzte. Kein Laut war zu hören.

»Du willst mir wohl Angst machen, wie?« knurrte er höhnisch. »Warum willst du mich eigentlich durchaus glauben machen, daß jemand uns verfolgt?«

Am Arm zerrte er sie weiter, und durch eine Lücke des Geländers stolperten sie gemeinsam die Uferböschung hinab. Plötzlich blieb er stehen. Auch er hatte jetzt die leisen Fußtritte gehört.

»Warte hier«, sagte er nervös und ging einige Schritte zurück.

In diesem Augenblick hatte aber auch das Geräusch wieder aufgehört.

»Wahrscheinlich ist es nur das Wasser, das gegen die Böschung klatscht«, meinte er, als er zurückkam. »Jetzt hier herum.«

Er fühlte mit der Hand und schob sie zwischen einigen Pfosten durch, direkt auf den kleinen betonierten Damm, gegen den die Wellen schlugen.

»Der Fluß ist ja direkt neben mir«, sagte sie plötzlich, und ihre Stimme zitterte noch mehr. »Ich kann die Kälte spüren, die vom Wasser aufsteigt. Sind wir denn immer noch nicht weit genug gegangen?«

»Ja, jetzt reicht es dann«, versetzte er. »Komm – bleiben wir hier ein wenig stehen.«

»Ich mag nicht mehr!«

Sie versuchte verzweifelt, sich an ihm vorbeizudrängen.

Er packte sie und erstickte mit der Hand ihren wilden Aufschrei.

»Du wolltest doch immer so gerne sterben.« Seine Stimme war nur noch ein heiseres Knurren. »Du hast doch immer gesagt, daß du so gerne tot sein möchtest – jetzt ist es gleich soweit! Sie werden dich und dein Geständnis finden, verstehst du?«

Sie wehrte sich mit aller Kraft, war aber gegen seinen Griff machtlos. Mit seiner großen Hand verschloß er ihr den Mund und hielt sie mit dem andern Arm eisern umschlossen. Sie wankte und wäre gleich gestürzt ... Da sah sie plötzlich hinter Berry im Nebel einen Umriß – einen dunklen Schatten, der Charles zurückriß.

Sie hörte ein leichtes ›plopp‹ – und gleich darauf noch einmal denselben Laut. Ein Laut, als ob der Korken aus einer Weinflasche gezogen würde.

Charles Berry sank in die Knie, schwankte einen Augenblick hin und her und fiel dann lautlos in sich zusammen. Kate hatte atemlos die beiden Blitze gesehen, die den Nebel zerrissen hatten, und rannte jetzt auf ihren unbekannten Retter zu.

»O Gott! Ich danke Ihnen! Ich danke Ihnen!«

»Kit!«

»Du bist es – du«, stieß sie hervor und sank in seine Arme.

»Liebe, liebe Kit!« murmelte der Mann und hielt sie fest.

30

Es dauerte genau eine Stunde, bis Inspektor Trainor Greenwich erreichte. Zweifel an der Identität des Toten konnte es nicht geben, nachdem er Fred, den Hauswirt, ausgefragt und den Raum, den Charlie und seine Frau bewohnt hatten, untersucht hatte.

»Lassen Sie eine Beschreibung der Frau an alle Polizeidienststellen durchgeben und ins Fahndungsblatt setzen«, befahl er seinem Sergeanten, während er mindestens zum zehntenmal das Geständnis studierte, das in Berrys Tasche gefunden wurde. »Es besteht gar kein Zweifel, daß dies die Handschrift des Mannes selbst ist«, fügte er hinzu. »Die Tatsache, daß die Unterschrift fehlt, wäre mit dem Zustand der Aufregung, die einem Selbstmord voranzugehen pflegt, erklärlich. Die Frage ist nur – handelt es sich überhaupt um einen Selbstmord?«

Der Inspektor aus Greenwich, dem seine letzten Sätze galten, ließ sich nicht herbei, eine Ansicht zu äußern.

»Die Schüsse wurden aus einiger Entfernung abgefeuert, das ist klar«, fuhr Trainor fort. »Wahrscheinlich wurden sie aus einer Pistole mit Schalldämpfer abgegeben, denn kein Mensch in der Nachbarschaft hat etwas gehört. Und dann ist auch noch die Frau da ...«

Fred konnte wenig aussagen, was von Wert gewesen wäre. Der völlig undurchsichtige Nebel machte es sehr unwahrscheinlich, daß sich noch weitere Zeugen finden würden, die die beiden hatten weggehen sehen. Trainor kam zu einem eigenen Schluß, noch bevor er zurückgekehrt war.

Er selbst glaubte ganz und gar nicht daran, daß Berry mit seiner Frau fortgegangen war, um sie zu töten. Diese Annahme des Wirts hatte nichts für sich. Natürlich bestand die Möglichkeit – aber was hätte es in einem solchen Fall für einen Wert gehabt, sich selbst ein Geständnis in die Tasche zu stecken? Allerdings konnte das Geständnis lediglich eine Irreführung sein. Alles hing jetzt davon ab, ob der Fingerabdruck, den man an der linken oberen Ecke des Schriftstücks gefunden hatte, mit dem Abdruck, den man dem Toten abgenommen hatte, übereinstimmte.

Jeglicher Zweifel über diesen Punkt wurde eine halbe Stunde, nachdem er wieder in Scotland Yard eingetroffen war, behoben. Die Daumenabdrücke waren identisch.

*

Unterdessen hatte aber ein ernsthafteres Problem Trainor zu beschäftigen begonnen. Bei seiner Rückkehr ins Präsidium hatte sich der Inspektor nämlich sofort in das Zimmer seines Vorgesetzten begeben, aber feststellen müssen, daß Hurley Brown nicht da war – er war den ganzen Abend nicht dagewesen. Auch vom Club, den er antelefonierte, erhielt er die Auskunft, daß der Captain nicht gesehen worden war.

Jetzt machte er sich Sorgen und fuhr zur Wohnung Hurley Browns. Hier erfuhr er nur, daß Brown auch nicht zu Hause war. Er war nur eine Viertelstunde lang in seiner Wohnung gewesen und dann mit einem Handkoffer fortgegangen. Seine Haushälterin hatte ihn gefragt, ob er am Abend wieder zurück sei. Er hatte geantwortet: »Höchstwahrscheinlich.«

»Würden Sie Mr. Brown bitte sagen, er soll mich sofort anrufen, wenn er nach Hause kommt«, prägte der Inspektor der Haushälterin ein.

Mittlerweile war es fast Mitternacht geworden. Trainor hatte sich hin und her überlegt, wie er den Captain erreichen könne, und dabei fiel ihm plötzlich Dr. Warden ein. Ein Taxi brachte ihn nach der Devonshire Street.

Das Haus Nummer 863 in der Devonshire Street war Dr. John Wardens Eigentum, obgleich er selbst nur zwei Stockwerke davon innehatte und das unterste noch mit einem anderen Arzt teilte, der aber nicht im Haus wohnte. Nachdem er ungefähr fünf Minuten lang geläutet hatte, hörte Trainor Schritte im Korridor, und der Doktor öffnete die Tür einen Spalt. Er war anscheinend gerade aufgestanden, denn er trug einen Morgenrock und Pyjama.

»Wer ist da?« fragte er.

»Inspektor Trainor, Herr Doktor. Ich suche Captain Hurley Brown.«

»Kommen Sie doch herein, Trainor«, sagte der Doktor nach einem Augenblick und öffnete die Tür ganz.

»Ich muß mit Captain Brown sprechen und ihm die neueste Entwicklung in der Louba-Sache mitteilen«, sagte Trainor. »Es wäre sehr wichtig, daß ich ihn noch heute abend treffe. Es tut mir leid, Sie gestört zu haben, Doktor, aber mir fiel ein, daß Sie ein Freund von ihm sind und daß er vielleicht hier sein könnte.«

Der Doktor schüttelte den Kopf.

»Es ist viel wahrscheinlicher, daß er sich im Nebel verirrt hat«, meinte er. »Er war tatsächlich eine Stunde hier, was ziemlich ungewöhnlich ist, denn er hat mich schon seit Monaten nicht mehr abends besucht.«

»Um welche Zeit war das?« fragte Trainor rasch.

»Wieviel Uhr haben wir jetzt?« Der Doktor schaute nach der Uhr auf dem Kamin. »Es muß gleich nach zehn Uhr gewesen sein.«

»War er irgendwie verstört – sagen wir, aufgeregt?«

»Nein«, sagte der Doktor und zog die Brauen hoch. »Warum sollte er verstört gewesen sein?«

»Weil ... ich weiß nicht. Dieser Fall kostet mich meine letzten Nerven, Doktor. Ich wünschte wirklich, ich hätte nichts damit zu tun.«

Er erzählte kurz die Vorgänge des Abends.

»Charlie erschossen?« fragte der Doktor. »Das ist allerdings eine wichtige Neuigkeit. Vielleicht hat Captain Brown etwas davon gehört und ist nach Greenwich gefahren.«

»Hat er einen Koffer hiergelassen?«

»Nein«, versetzte der Doktor. »Er hatte gar keinen Koffer bei sich, als ich ihn sah. Er sagte mir, daß er morgen früh mit Ihnen sprechen wolle. – Sie erzählten etwas von einem Geständnis, Inspektor. Was wird das für unsern Freund Leamington bedeuten?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Herr Doktor«, meinte der andere. »Es hängt ganz davon ab, wie die Staatsanwaltschaft die Sache auffaßt. Es ist angesichts der Umstände sogar möglich, daß sie beim nächsten Termin gar keine Beweisanträge gegen Leamington stellt und daß er daraufhin aus der Haft entlassen wird. Dieser Berry war meiner Meinung nach der einzige Mensch, der den Mord begangen haben könnte, weil er die Gelegenheit dazu hatte.«

»Aber wie erklären Sie sich die Stimme am Telefon?« fragte Dr. Warden ruhig. »Um zehn Uhr ruft mich jemand im Club an und bittet mich, ihn am nächsten Morgen zu besuchen. Es ist Loubas Stimme, der Clubkellner hat sie sofort erkannt.«

»Es kann nicht Loubas Stimme gewesen sein«, sagte der andere mit Nachdruck. »Louba sprach gebrochen und mit Akzent, und diese Art von Sprache läßt sich am leichtesten nachmachen. Ich gebe zu, daß ich in dieser Beziehung vollständig im dunklen tappe, denn wenn Charlie den Mord begangen hat, dann müssen wir annehmen, daß er nach dem Verlassen der Wohnung noch einmal zurückgekehrt ist und den Mord viel später ausgeführt hat, nämlich direkt vor dem Eintreffen Leamingtons. Das setzt wiederum voraus, daß die Geschichte des letzteren echt ist. Ich kann mir die Sache nur so erklären« – er zählte die einzelnen Punkte an den Fingern auf –, »um sieben Uhr ist Louba noch am Leben, und wahrscheinlich sogar noch um sieben Uhr fünfzehn, denn Sie hörten ja keinen Aufschrei vor der Rückkehr Millers. Sie hätten zumindest das Aufschlagen des Körpers auf den Boden hören müssen. Ungefähr um sieben Uhr dreißig geht Miller weg, um mit seiner Braut zu sprechen. Um neun Uhr, soweit man es genau feststellen konnte, muß Leamington durch das offene Fenster über die Feuertreppe in die Wohnung eingedrungen sein und fand Louba tot auf seinem Bett. Ich denke, falls Louba von Charles Berry ermordet wurde, können wir bestimmt annehmen, daß die Tat zwischen Ihrem Weggehen und der Ankunft Leamingtons begangen wurde.

Miller war, nach seiner eigenen Aussage, nur eine Viertelstunde in der Wohnung, nachdem Sie

gegangen waren. Louba wird um zehn Uhr dreißig gefunden; er liegt auf dem Bett, Kragen und Krawatte sind ihm ausgezogen worden – aus welchem Grund, weiß niemand, es sei denn, daß er sich gerade beim Ausziehen befunden hatte, als er getötet wurde. Und selbst wenn man dies annimmt, wäre es immer noch sehr unwahrscheinlich, daß er sich nicht im Schlafzimmer ausgezogen hätte; möglicherweise wollte er dieses bestickte Gewand aus der Truhe holen und anziehen. Aber auch das hätte er ja im Schlafzimmer tun können – außerdem hat da Costa zugegeben, daß er den Kaftan in der Eile zurückzulegen vergaß. Mit Ausnahme des Kästchens, das da Costa angeblich Louba weggenommen hat, wurden weder Wertsachen noch Geld gestohlen – ein weiterer merkwürdiger Umstand, falls Berry wirklich den Mord begangen hat. Ein Bündel Briefe, das, wie Leamington sagt, auf dem Tisch lag, ist dagegen verschwunden; die Asche eines Briefes wird auf dem Kaminrost gefunden, der Absender läßt sich nicht feststellen. Falls wir Berry für den Mörder halten, muß er meiner Meinung nach dreimal in die Wohnung eingedrungen sein. Das erstemal, als er mit Louba Streit hatte und Sie seine Stimme hörten; das zweitemal zwischen halb acht und halb neun Uhr, zu der Zeit, als Leamington vor der Leiche Loubas stand; und zum drittenmal während des Zeitraums, der zwischen dem Verlassen der Wohnung durch Leamington und der Ankunft von Mr. Brown lag. Wir wissen nur nicht, ob die Briefe ...«

Plötzlich hielt er inne und runzelte die Stirn.

»Haben vielleicht Sie gesehen, Doktor«, fragte er, »daß Briefe auf dem Tisch lagen, als Sie hereinkamen?«

Warden schüttelte den Kopf.

»War eigentlich Miller bei Ihnen, als Sie das Zimmer betraten? Ich habe es ganz vergessen.«

»Ja, er führte uns doch hinein.«

»Dann kann natürlich auch Miller die Briefe weggenommen haben, und ein dritter Besuch braucht gar nicht stattgefunden zu haben.«

»Wenn Sie Miller sagen, meinen Sie doch Hurley Brown – nicht wahr?« sagte der Doktor.

Trainor widersprach dieser Auslegung nicht.

»Die ganze Sache ist mehr als merkwürdig«, war lediglich seine Antwort. »Ich wünschte wirklich, ich könnte Mr. Brown erreichen. Es würde sich dabei allerlei aufklären.«

*

Am Dienstag morgen hob sich zur großen Erleichterung ganz Londons endlich der Nebel, der schon seit einigen Tagen so dicht über der Stadt lag. Trainor war sehr früh auf den Beinen, sein erster Gang führte ihn zur Wohnung Hurley Browns. »Nein, Sir, er ist die ganze Nacht über nicht dagewesen, und ich habe auch keine Nachricht von ihm erhalten«, sagte die Haushälterin. »Ich mache mir schon Sorgen. Bei diesem Nebel, und wo so viele Leute ertrinken, und bei den vielen Verkehrsunfällen ist es leicht möglich, daß Mr. Brown im Krankenhaus liegt.«

Trainor konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»In diesem Punkt kann ich Sie völlig beruhigen«, sagte er. »Es gibt kein Hospital, in dem ich nicht schon nachgefragt habe.«

»Vielleicht hat ihn irgendein Verbrecher erwischt«, meinte nun die ängstliche Haushälterin.

»Auch das glaube ich eigentlich nicht«, entgegnete der Inspektor.

Er nahm ein Auto und fuhr wieder nach der Devonshire Street. Dort mußte er geraume Zeit im Wartezimmer des Doktors sitzen, denn Dr. Warden untersuchte gerade einen Patienten. Als er ihn endlich sprechen konnte, war seine erste Frage: »Haben Sie etwas von Hurley Brown gehört, Inspektor?«

»Ich bin allmählich selbst schon ganz nervös«, erwiderte Trainor. »Der Chef hat auch schon nach ihm gefragt, aber alles, was wir wissen, läuft darauf hinaus, daß er die Nacht über nicht in seiner Wohnung war.«

»Was halten Sie davon?« fragte Warden.

»Meine Ansicht ist, daß wir ihn so schnell nicht wiedersehen werden.«

Warden blieb stumm. Er stand am Tisch und spielte gedankenverloren mit einem silbernen Brieföffner. Anscheinend war er völlig mit dem Problem des Verschwindens von Hurley Brown beschäftigt.

»Wir sprechen doch im Vertrauen miteinander«, sagte er endlich. »Würden Sie es als vertraulich behandeln, was ich Ihnen erzähle? Ich verspreche Ihnen, daß ich auch nichts von dem, was Sie mir mitteilen, weitersage. Sind Sie damit einverstanden?«

»Sogar sehr gerne«, sagte Trainor. »Ich bin mit Captain Brown immer gut ausgekommen. Er hat mir Chancen verschafft, wie ich sie sonst nie gehabt hätte. Tatsächlich hat er mich in Gott weiß wieviel Fällen unterstützt und hat hinter mir gestanden. Einmal, als mir etwas ganz furchtbar danebengeriet, war er der Mann, der mich aus der dicken Tinte herausholte. Ich gebe zu, daß ich mich trotzdem ein- oder zweimal in der letzten Zeit über ihn geärgert habe, aber jedesmal schämte ich mich nachher vor mir selber. In Wirklichkeit gibt es fast nichts auf der Welt, was ich nicht für ihn tun würde.«

»Ich glaube Ihnen gerne«, sagte der Doktor. »Und jetzt will auch ich Sie ins Vertrauen ziehen, Inspektor. Ich glaube, Ihr Zweifel ist nur zu berechtigt. London wird Hurley Brown nie wieder sehen. Aber fragen Sie mich bitte nicht, warum ich zu diesem Schluß gekommen bin. Ich halte es für besser, wenn man seine Vermutungen nicht immer gar zu genau begründet.«

Er nahm seine Pfeife vom Tisch, stopfte sie geistesabwesend und zündete sie ebenso mechanisch an, während er weitersprach.

»Haben Sie die Frau entdeckt?« fragte er.

»Wenn wir die Frau finden, Doktor, dann finden wir auch Hurley Brown – das ist meine Ansicht«, sagte der Detektiv.

Der Doktor schmauchte langsam und nachdenklich.

»Vielleicht haben Sie recht«, murmelte er. »Auch das ist natürlich vertraulich. Setzen Sie sich doch, Inspektor.«

Er begann im Zimmer auf und ab zu gehen. Die Hände in den Taschen, die kurze Stummelpfeife zwischen die Zähne geklemmt. Sein sonst so gleichmütiges Gesicht hatte einen gequälten Ausdruck.

»Ich möchte, daß Sie von Hurley Brown nur das Beste denken«, meinte er dann. »Denn er ist ein Mann, für den ich wirkliche Zuneigung empfinde. Er hat in seinem Leben sehr viel Sorgen gehabt, und er hätte sie mit einer Frau teilen können, wenn er nicht einen so ausgeprägten Sinn für Anständigkeit und Ehrenhaftigkeit besessen hätte. Ich sage, hätte teilen können. Das heißt, soweit Sorgen überhaupt eine Substanz besitzen, die teilbar ist.«

»Kennen Sie ihn eigentlich schon lange, Doktor?«

»Lange Jahre«, entgegnete Dr. Warden. »Ich kenne ihn schon seit seiner Jugendzeit.« Er murmelte vor sich hin: »Der beste Kerl, der je gelebt hat ...« Dann wandte er sich wieder an Trainor: »Seine Lebensgeschichte kann ich Ihnen nicht erzählen – manche Abschnitte daraus werden wohl niemals bekanntwerden. Ganz bestimmt weiß ich aber, daß Hurley Brown niemals in seinem Leben etwas Unehrenhaftes begangen hat. Ich spreche jetzt genauso, als ob er schon tot wäre! Und dabei weiß ich, daß er es nicht ist. Denken Sie immer daran, Inspektor, daß Hurley Brown einer unehrenhaften Tat in keiner Weise fähig ist.«

»Würden Sie das – Töten eines Mannes eine unehrenhafte Tat nennen?« fragte Trainor.

Der Doktor wurde rot im Gesicht.

»Ich höre Sie das nicht gerne sagen. Soweit ich ihn kenne und ich kenne ihn besser als jeder andere lebende Mensch –, hat er niemals jemandem nach dem Leben getrachtet.«

*

Während des ganzen Tages traf weder eine Nachricht noch sonst irgendein Lebenszeichen von dem vermißten Beamten ein. Der Chef der Kriminalabteilung und sein Stab hielten eine Besprechung ab, nach der an alle Polizeidienststellen die Instruktion erging, daß Nachforschungen angestellt und die

Beamten darauf aufmerksam gemacht werden sollten, sofort Meldung zu erstatten, falls sie den Vermißten irgendwo sichteten. Noch am gleichen Abend wurde die Instruktion widerrufen. Der Chef hatte ein Schreiben erhalten, das zwar auch keine direkten Erklärungen enthielt, aber wenigstens anderweitig Klarheit in die Situation brachte.

31

In den Zeitungen stand folgende Notiz:

Wie wir erfahren, hat Captain Hurley Brown, ein bekannter und erfolgreicher höherer Beamter von Scotland Yard, dem Chef der Kriminalpolizei seine Entlassung eingereicht, und zwar aus gesundheitlichen Gründen. Dadurch wird das Gerücht dementiert, das gestern abend in Fleet Street kursierte. Captain Hurley Brown wäre danach von einer Verbrecherbande ermordet worden, die vor einigen Jahren durch seine Tätigkeit hatte festgenommen werden können. Wie wir weiter erfahren, soll Mr. James B. Lettle, stellvertretender Polizeidirektor von Birmingham, aufgefordert werden, den freigewordenen Posten zu übernehmen.

Dr. Warden las es beim Frühstück und sah in einem anderen Teil der Zeitung eine Spalte, die in gewissem Sinn eine Ergänzung zu dieser Nachricht bildete. Der Bericht führte aus, daß die Staatsanwaltschaft angesichts des Geständnisses, welches man in der Tasche des Toten, am Leinpfad des Deptforder Flusses gefunden hatte, die Anklage gegen Frank Leamington und zwei weitere unter Mordverdacht inhaftierte Personen fallengelassen habe und daß die Betroffenen freigelassen würden.

Obwohl Weldrake und da Costa in ein strenges Kreuzverhör genommen worden waren, konnte man sie nicht in Widersprüche verwickeln, nachdem sie erst einmal die Notwendigkeit völliger Offenheit eingesehen hatten. Die genaueste Untersuchung ihrer Kleidungsstücke hatte keine Spuren von Blutflecken zutage gefördert, obgleich es feststand, daß sich der Mörder stark mit Blut besudelt haben mußte. Das Aufschneiden des Perlenkästchens und die Entdeckung der darunter befindlichen Juwelen hätten ein genügend plausibles Motiv abgegeben, daß da Costa die Tat begangen hatte. Aber man hatte keinen größeren Beweis gegen ihn in der Hand als etwa gegen Weldrake, der ja auch einen tiefen Groll gegen Louba hegte. Gegen alle beide zusammen waren aber noch weit weniger Beweise beizubringen als gegen Frank Leamington.

Dr. Warden las den Artikel noch einmal genau durch, und sein Gesicht wurde traurig. Hurley Brown war also zurückgetreten – hatte den Beruf, den er so liebte, aufgegeben. Er stellte mit einem Seufzer seine Tasse auf den Tisch und starrte abwesend auf das Papier. Würde das Glück, das Hurley Brown nun zuteil geworden war, wirklich die Entschädigung für ihn bedeuten, die er brauchte?

Warden überdachte nochmals die Ereignisse der letzten Woche. Jede Einzelheit stand klar vor ihm. Er entsann sich, wie er lächelnd mit Hurley Brown gesprochen hatte, als dieser so wütende Ausdrücke über Louba gebrauchte. Er fand, daß Hurley Brown ein wenig zu rachsüchtig war. Warden persönlich hatte Louba nicht gehaßt. Der Mann war für ihn ein ausgesprochener Sonderfall. Er hatte sich eigentlich nie durch ihn abgestoßen gefühlt.

Während er von seinem Stuhl aufstand, hörte er das Läuten der Klingel.

Das Mädchen kam herein.

»Wollen Sie Mr. Miller empfangen, Herr Doktor?«

»Miller – Loubas Diener? Er soll hereinkommen.«

Miller war aufgeregt, als er eintrat.

»Ich möchte mich entschuldigen, Herr Doktor, daß ich komme, aber, wie Sie sich denken können, muß ich mich jetzt nach einer andern Stellung umsehen. Ich hätte Sie gerne gefragt, ob nach Ihrer Meinung für einen Mann wie mich in Südamerika Aussichten bestehen?«

Der Doktor fuhr erschrocken vom Sitz auf.

»Südamerika? Das Allerschlechteste, was Sie sich aussuchen konnten«, sagte er. »Warum gehen Sie nicht auf den Kontinent? Oder warum wollen Sie England überhaupt verlassen? Sie haben doch keinen besonderen Grund dafür, wie?«

Miller war es offensichtlich unbehaglich zumute.

»Nein, Herr Doktor, keinen besonderen Grund. Das einzige ist – nun, nach dieser Mordsache wird mich niemand als Diener haben wollen.«

»Ich nahm an, Sie würden nach Bath gehen und dort eine Art Pension betreiben? Ist etwas vorgefallen, daß Sie Ihre Pläne ändern müssen, Miller?«

»Nichts, Herr Doktor.« Er zögerte. »Nur – ich möchte gerne aus diesem Land heraus. Ich würde das Ausland vorziehen.«

»Na, dann versuchen Sie's doch auf dem Kontinent, oder in einer britischen Kolonie, wenn Sie genug Geld haben.«

Der Doktor machte ihm ausführlich die Verhältnisse in Kanada und Südafrika klar, aber er merkte es Miller an, daß er sich nicht überzeugen lassen wollte. Nachdem er weg war, wunderte sich der Doktor darüber, daß er überhaupt vorgesprochen hatte. Erst als er nach Bow Street gerufen wurde, um seine Bürgschaft für Frank Leamingtons Haftentlassung zu hinterlegen, erfuhr er, was los war. Inspektor Trainor erwartete ihn draußen auf der Straße und erzählte, was sich ereignet hatte. Loubas Nachlaß war Treuhändern übergeben worden. Der tote Finanzmann hatte eine genaue Aufstellung aller seiner Geldgeschäfte hinterlassen, und es stellte sich heraus, daß er einen Tag vor seiner Ermordung von einer Bank einen größeren Betrag in Franken abgehoben hatte, und dieses Geld war nirgends in der Wohnung zu finden. Außerdem hatte Miller am Montag geheiratet.

»Ich möchte mir von ihm gerne erklären lassen, wie er dazu kam, sich in Cooks Reisebüro gestern einen Tausendfrankenschein wechseln zu lassen«, sagte der Detektiv. Jetzt verstand Dr. Warden alles.

Er ging die Stufen zum Polizeirevier hinauf. Beryl Martin begrüßte ihn freudig.

»Wie nett von Ihnen, Herr Doktor! Mr. Trainor war der Ansicht, Sie würden nichts dagegen haben, die notwendigen Garantien zu übernehmen.«

»Natürlich nicht!« sagte Dr. Warden herzlich. »Das bedeutet wohl, daß die Anklage gegen Frank Leamington fallengelassen wird?«

Trainor nickte. »Der Staatsanwalt will sich zwar noch etwas Zeit lassen, um den Fall nochmals eingehend zu studieren, aber er möchte nicht, daß Mr. Leamington eine Minute länger als notwendig in Haft bleibt.«

Dr. Wardens Bürgschaft wurde angenommen. Warden ließ das Brautpaar allein und zog den Inspektor beiseite.

»Haben Sie etwas von Brown gehört?«

»Nicht das geringste. Sie sahen wohl die Zeitungsnotiz. Er hat seine Entlassung eingereicht, und heute morgen ließ er durch einen Boten seine Papiere abholen. Er weigert sich, weitere Erklärungen abzugeben. Angeblich gibt er den Posten auf Anraten seines Arztes auf. Haben Sie ihm den Rat gegeben, Doktor?«

Dr. Warden gab nicht sofort Antwort. Dann sagte er:

»Ich war zwar sein Freund, aber nicht sein Arzt. Die Verantwortung für das Befinden meiner Freunde übernehme ich nicht gerne.«

»Haben Sie eine Ahnung, wo er steckt?«

»Ich habe ihn seit damals nicht mehr gesehen, und er hat sich auch nicht mit mir in Verbindung gesetzt«, sagte Warden. »Hat Louba eigentlich ein großes Vermögen hinterlassen?«

Der andere schüttelte den Kopf.

»Im Gegenteil, er war hoffnungslos bankrott. Die Beamten, die seine Verhältnisse prüften, behaupten, daß er ins Gefängnis gekommen wäre, weil er seine Steuererklärungen fälschte und sich unter Vorspiegelung falscher Tatsachen Kredite verschaffte. Tatsächlich stand er am Rand des Ruins.«

Dr. Warden starrte ihn ungläubig an.

»Stimmt das wirklich?«

»Ganz gewiß. Da Costa hat die Wahrheit gesagt, als er dies zu Protokoll gab. Louba schuldete nach

allen Seiten Geld. Sogar Miller hat seinen Lohn monatelang nicht erhalten, und Loubas ganzes Eigentum war bis zum letzten Knopf verpfändet. Allerdings wissen wir, daß er an seinem Todestag eine große Summe von der Bank abhob und sich in Tausendfrankenscheinen auszahlen ließ. Dieses Geld ist spurlos verschwunden. Ferner wissen wir auch, daß Miller gestern fünf der Scheine wechselte – und deswegen möchte ich ihn außerordentlich gerne einiges fragen.«

Nachdem er diese überraschende Mitteilung gehört hatte, schloß sich John Warden den beiden jungen Leuten an. Frank dankte ihm, so herzlich er nur konnte.

»Inspektor Trainor sagte mir, daß Sie sich seit meiner Verhaftung fast ununterbrochen für mich eingesetzt haben, Doktor. Er teilte mir auch mit, daß Sie sogar mit dem Justizminister gesprochen hätten.«

Dr. Warden wurde rot.

»Na, ich kann doch nicht müßig dabeistehen und einem solchen Justizirrtum zusehen«, sagte er.

*

Um zehn Uhr abends klingelte es bei Dr. Warden; und seine Haushälterin meldete ihm zwei Besucher. Der Doktor glaubte, daß es sich um einen eiligen Krankheitsfall handelte und ging sofort in sein Sprechzimmer hinunter. Dort saß ein Mann auf der äußersten Ecke eines Stuhles, ein unrasierter, bleicher Mensch, dem das Elend in den Augen geschrieben stand. Eine blasse hübsche Frau hatte ihren Stuhl dicht neben seinen gerückt und hielt seine Hand umklammert. Beim Nähertreten erkannte Dr. Warden Miller.

»Ich bin gekommen, um mich der Polizei zu stellen, Herr Doktor«, sagte er mit heiserer Stimme. »Meine Frau ist der Ansicht, ich sollte es tun. Ich habe Mr. Louba bestohlen, aber bei Gott, ich habe niemals auch nur einen Schlag gegen ihn geführt.«

Ein telefonischer Anruf brachte Trainor und seinen Assistenten in einer Viertelstunde in die Wohnung Wardens.

»Hier ist das Geld, Herr Inspektor«, sagte Miller niedergeschlagen. »Wahrscheinlich muß ich jetzt ins Gefängnis ..., aber lieber das, als meiner Frau solchen Kummer bereiten.«

Dann erzählte Miller seine Geschichte.

»Was ich Ihnen jetzt sage, ist die Wahrheit. Es stimmt – ich habe zu Anfang sehr viel gelogen, aber es tut mir jetzt leid. Wenn so etwas passiert wie der Mord an Mr. Louba, dann ist es vielleicht verständlich, daß man davon ganz durcheinandergebracht wird. Vierzehn Jahre lang bin ich bei Mr. Louba angestellt gewesen. Er stellte mich ein, als er noch in einer ganz kleinen Wohnung in der Jermyn Street lebte – lange Zeit bevor er das Vermögen gemacht hatte, das er angeblich bei seinem Tod besaß. Sechs Monate im Jahr war er stets in London, die anderen sechs Monate irgendwo auf dem Kontinent. Mr. Warden wird sich der Wohnung in der Jermyn Street noch entsinnen, denn er besuchte uns dort ja öfters. Nach einigen Jahren kam Mr. Louba für immer nach England und baute hier zusammen mit einigen anderen reichen Leuten Braymore House – dort schlug er dann seinen ständigen Wohnsitz auf, und dort traf ich auch Charlie Berry zum erstenmal.

Ich kannte seinen Namen nicht und wußte auch nicht, was er für einen Beruf hatte, denn ich sah ihn sehr selten und traf ihn auch nie außerhalb der Wohnung. Auf jeden Fall weiß ich aber, daß er ein häufiger Besucher war, wenn man ihn auch nicht direkt einen Freund von Mr. Louba nennen konnte. Sein Benehmen war, soweit ich es beurteilen kann, eher das eines Angestellten als das eines Freundes. Louba pflegte ihn übrigens immer allein zu empfangen und machte ihm auch selbst die Tür auf, wenn er ging. Wahrscheinlich hat er Charlie verboten, mir über den Zweck seiner Besuche etwas zu sagen, denn als ich einmal versuchte, ihn darüber auszuhorchen, erklärte mir Charlie, ich solle mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern. Am nächsten Tag machte mir Mr. Louba Vorhaltungen, weil ich meine Nase in die Sachen anderer Leute steckte. Er war sehr zornig, und ich hörte danach auf, neugierig zu sein; ich wollte kein Risiko eingehen.

Vor ungefähr neun oder zehn Jahren sah ich Charlie das letztemal. Ich glaube, es war einen Tag, nachdem ich mit Mr. Louba eine Auseinandersetzung wegen einer Dame gehabt hatte, die nicht

fortkonnte, weil das Fenster zur Feuerleiter verklemmt war. Charlie war angezogen, als ob er die Welt auf den Kopf stellen wollte – man hätte ihn fast für einen Gentleman halten können. Das fiel mir auf, denn für gewöhnlich war Charlie mit seiner Kleidung nicht besonders wählerisch. Ich hatte im Gegenteil schon oft bemerkt, daß er geradezu schäbig aussah. Von dem Tag an bis zum Mittwoch vor dem Mord habe ich ihn dann nicht mehr gesehen. Über Mr. Loubas Privatangelegenheiten wußte ich stets sehr gut Bescheid – besser jedenfalls, als Louba annahm. Besonders was seine Geschäfte betraf, war ich immer gut informiert. Ich wußte beispielsweise, daß seine Unternehmungen nicht allzu erfolgreich verliefen. Immer größere Geldforderungen liefen ein, und eines Tages sah ich ihn vor einem Stapel Schiffsfahrplänen sitzen, und neben ihm lag ein Paß auf den Namen ›Goudelas‹ mit seiner Fotografie darin. Natürlich fing ich an, mir allerhand zusammenzureimen.

Ich weiß auch, daß er jede Woche Geld an verschiedene Leute absandte – er nannte sie mir gegenüber einmal seine Pensionäre. Auch diese Sendungen stellte er ein – die Rechnungen häuften sich in der Wohnung schon zu kleinen Bergen. Wochenlang erhielt ich meinen Lohn nicht, und da wurde mir denn doch ein wenig mulmig zumute. Wie ich schon sagte, traf ich dann am Mittwoch vor dem Mord Charlie. Er stand vor Braymore House. Es muß ungefähr acht Uhr gewesen sein, und ich war gerade unterwegs, um Mr. Louba die Nachmittagspost in den Elect Club zu bringen. Ich erkannte Charlie nicht wieder, bis er mich ansprach, wußte aber sofort, mit wem ich es zu tun hatte, als ich sein Gesicht sah. Er erzählte mir, daß er gerade aus dem Ausland zurückkomme und Louba sprechen wolle. Ich war natürlich schon wegen meiner Beobachtungen daran interessiert, möglichst viel über meinen Arbeitgeber zu erfahren. Wir gingen in eine Bar – dort war es auch, wo uns der kleine Herr, Mr. Weldrake, ansprach. Charlie sagte, daß es anscheinend schlecht um Louba stünde, und falls er kein ehrliches Spiel mit ihm treibe, wolle er ihm etwas einbrocken.

Wir tranken mehrere Gläser, und Charlie gelang es schließlich, mich davon zu überzeugen, daß man etwas unternehmen müsse, bevor Louba vollends erledigt sei. Meine Aufgabe bestand nun darin, Mr. Louba zu überwachen und festzustellen, ob er einmal eine größere Summe von der Bank abhob. Das war verhältnismäßig leicht, denn Mr. Louba verwahrte sein Scheckbuch in der rechten oberen Schublade seines Schreibtischs. Sobald sich ein größerer Geldbetrag im Haus befand, sollte ich Charlie ins Hotel telegrafieren: ›Florence ist angekommen.‹

Am Samstagmorgen ging Louba aus und kam kurz vor der Essenszeit wieder zurück. Das Mittagessen ließen wir uns immer aus dem Restaurant im Erdgeschoß heraufschicken. Um halb drei ging er wieder weg, und ich begann sein Zimmer zu untersuchen. Als erstes fand ich sein Scheckbuch. Er hatte zwölftausend Pfund abgehoben, und auf den Abschnitten stand ›Franken‹. Das Datum lautete auf Freitag, und ich konnte leicht erraten, daß er der Bank an diesem Tag die Schecks gegeben hatte, um ihr Zeit zu lassen, ausländische Währung dafür zu beschaffen.

Ich suchte nun fieberhaft nach den Scheinen und fand sie auch schließlich. Sie waren in der Schublade des kleinen Schreibsekretärs am Fenster. Nach meiner Schätzung mögen es ungefähr siebenhunderttausend Franken gewesen sein. Die Schublade hatte keinen Schlüssel. Sie war nur zu öffnen, wenn man zwei kleine Knöpfe zu beiden Seiten des Griffes gegeneinanderpreßte. Ich hätte das Geld ja nun sofort an mich nehmen können, aber dann wäre der Verdacht gleich auf mich gefallen, falls Mr. Louba nach seiner Rückkehr nachschaute.

Der Plan, den wir uns ausgedacht hatten, war folgender: Sobald Charlie mein Telegramm erhalten hatte, sollte er Louba aufsuchen; schon an der Tür würde ich ihm mitteilen, wo das Geld versteckt war. Er sollte es dann entweder sofort an sich nehmen, oder, wenn das nicht möglich war, später nochmals zurückkommen – und zwar über die Feuerleiter. Das Fenster würde ich schon vorher öffnen. Wir hatten uns auch über die Alarmklingel unterhalten, die aber nur funktioniert, wenn man die Leiter an der Feuertreppe herunterzieht. Ich sagte Charlie, daß im Garten eine Malerleiter stand, mit deren Hilfe man die Treppe hinaufkonnte, ohne die Alarmklingel in Tätigkeit zu setzen. Anschließend sollte ich Charlie in der Bar treffen, wo wir das Geld dann teilen wollten. Das gefiel mir eigentlich gar nicht, denn ich konnte mir an meinen fünf Fingern abzählen, daß er mich übers Ohr hauen würde. Dieser Gedanke bewog mich dann, selbst zu handeln.

Ich sandte also das Telegramm ab, und bald darauf kam Mr. Louba nach Hause. Er war gut gelaunt und erlaubte mir, abends auszugehen. Ich hatte meine Braut gebeten, mich in der Nähe von Braymore House zu erwarten, weil ich doch ein Alibi brauchte, falls das Geld etwa vermißt würde. Es hat mich zuvor allerhand Mühe gekostet, sie zum Kommen zu bewegen, da sie eigentlich nicht frei hatte.

Eine halbe Stunde, bevor Charlie erschien, war ich im Wohnzimmer; Mr. Louba nahm gerade ein Bad. Ich hatte ihn zuvor durch das Schlüsselloch beobachtet und gesehen, daß er direkt auf den Schreibsekretär zuging. Hier bot sich mir nun eine einmalige Gelegenheit. Ich wußte genau, daß ich von Charlie niemals meinen Anteil erhalten würde. Wenn ich das Geld jetzt wegnahm, konnte mir nichts mehr passieren, denn wenn der Verlust nach dem Weggang von Charlie entdeckt wurde, mußte ja der Verdacht auf ihn fallen. Ich suchte nach keinen Entschuldigungen für meine Person. Ich wollte stehlen – und das tat ich.

Nachdem ich die Schublade aufgezogen hatte, nahm ich eine Handvoll Banknoten heraus und stopfte sie in die Tasche. Um sicher zu sein, daß man das Geld nicht bei mir fand, nahm ich einen Umschlag, klebte eine Marke darauf und adressierte ihn an mich, und zwar an eine Adresse, wo ich die Möbel, die ich schon seit einem Jahr für unsere zukünftige Wohnung angeschafft hatte, aufbewahren ließ. Ich ging rasch zum Briefkasten und rannte dann zur Wohnung zurück. Ungefähr fünf Minuten, bevor Charlie ankam, war ich dort. Ich ließ ihn herein und flüsterte ihm zu, wo das Geld lag. Mr. Louba trat aus dem Zimmer und begrüßte Charlie, worauf ich weggehen wollte. Im selben Moment klingelte es, und Dr. Warden stand draußen. Fast wäre mir übel geworden, als ich ihn sah, denn ich wollte ja um jeden Preis schnell hinauskommen, da Charlie und Louba schon heftig miteinander stritten. Ich glaubte jetzt keinen Moment mehr daran, daß Charlie an das Geld herankommen konnte, ohne noch einmal zurückzukehren.

Nun, was daraufhin passierte, wissen Sie ja alles. Ich ging weg, sprach mit meiner Braut und unterhielt mich kurz mit dem Diener im ersten Stock. Danach ging ich wieder in die Wohnung. Nachdem Dr. Warden weg war, lauschte ich an der Tür. Man hörte nicht den geringsten Laut, aber das war nichts Außergewöhnliches, da Mr. Louba oft stundenlang in seinem Zimmer war, ohne nach mir zu rufen. Um zehn Uhr vierzig rührte sich noch immer nichts. Ich bekam Angst, daß etwas nicht stimmte, klopfte mehrmals an der Tür und öffnete sie dann. Sie wissen ja, was ich vorfand ... Als ich Loubas Leiche entdeckte, war ich zuerst vor Furcht fast außer mir. Dann ging ich ins Wohnzimmer und öffnete die Schreibtischschublade – sie war leer. Ohne mich weiter zu besinnen, rief ich nun sofort Dr. Warden an.

Das, meine Herren, ist die ganze Geschichte, soweit ich daran beteiligt bin. Ich suchte Dr. Warden auf, um wegen einer Auswanderung nach Südamerika seinen Rat zu erbitten. Dadurch hoffte ich, der Polizei zu entgehen.«

Der Doktor versuchte die weinende junge Frau zu trösten, nachdem ihr Mann abgeführt worden war. Er drückte ihr einige Geldscheine in die Hand und ließ sie durch seine Haushälterin zu ihrer Mutter bringen.

Während der Zeit, da Miller seine Gefängnisstrafe verbüßen mußte, bemühte sich Dr. Warden um dessen Privatangelegenheiten. Er stellte fest, daß sich Miller in den Jahren seiner Dienstzeit einen ganz ansehnlichen Betrag zusammengespart hatte. Es hätte wahrscheinlich einen Kampf mit den Behörden um den Besitz dieses Geldes gegeben, wenn man nicht den Hauptteil des Emil Louba gestohlenen Betrags unter Charles Berrys Sachen gefunden hätte.

»Die Geschichte ist jetzt vollständig«, sagte Trainor, als er den Doktor eines Tages in Whitehall traf. »Weldrake und da Costa wurden beide auf ihre eigene Kaution hin freigelassen, und die Sache mit Miller lenkt jeden Verdacht von ihnen und Leamington ab.«

»Sind Sie dessen sicher?« fragte Dr. Warden rasch.

»Nun, nach dem Gesetz unbedingt. Und ich glaube auch nicht, daß ein Funke Zweifel daran bestehen kann, daß Charles Berry der Mörder war. Das einzig Geheimnisvolle ist und bleibt die Frau – wo mag sie hingekommen sein?«

John Warden zuckte die Schultern.

»Was geht es uns an?« fragte er und brachte das Gespräch auf andere Dinge.

Es war Herbst, und Frank Leamington und Beryl verbrachten ihre Flitterwochen am Corner See. Es war ein wunderschöner Tag, der See lag tiefblau vor den beiden.

Frank lehnte faul im Heck des Bootes und schaute zu Beryl hinüber, die sich fröhlich in die Ruder legte.

»Liebste, manchmal ist mir immer noch, als müßte ich plötzlich aufwachen und wieder die nackten Wände meiner Untersuchungszelle in Bow Street sehen«, sagte er.

Sie schauderte ein wenig.

»So darfst du doch nicht reden – hier, wo es so schön ist! Was stand denn in dem Brief, den dir der Portier gab, als wir das Hotel verließen?«

Er angelte ihn aus der Tasche. Der Briefumschlag war mit der Maschine geschrieben und augenscheinlich in London umadressiert worden.

»Den Poststempel kann ich nicht genau erkennen. Die Marke ist brasilianisch.«

Er riß den Brief auf und zog einen dicken Pack engbeschriebener Bogen heraus. Nachdem er die ersten Worte gelesen hatte, sprang er so heftig auf die Füße, daß das Boot mächtig zu schaukeln anfing.

»Was ist denn los?« fragte sie besorgt.

»Nichts ... Warte, Beryl. Laß mich das hier erst zu Ende lesen.«

Sie blieb stumm sitzen und beobachtete sein gespanntes Gesicht, als er den wahren Bericht vom Tod Emil Loubas las.

32

»Mein lieber Leamington!

Vor einigen Monaten, kurz bevor ich meine Ferienreise antrat, einen Urlaub, von dem zurückzukehren ich weder wollte noch beabsichtigte, sagten Sie mir ganz im Vertrauen, daß Sie alles daransetzen würden, dem wirklichen Mörder Emil Loubas zu helfen. Sie kannten die Schlechtigkeit Loubas so genau, daß Sie sogar sagten, Sie würden nicht zögern, dem, der ihn tötete, die Hand zu reichen. Aus diesem Grund, weil ich Ihre Aufrichtigkeit und Ehrenhaftigkeit kenne und volles Vertrauen zu Ihrer Verschwiegenheit habe, möchte ich Ihnen jetzt den genauen Bericht geben, wie Louba wirklich starb.

Zuerst muß ich mich selbst kurz erwähnen. Ich wurde in dem Dorf Buckfast-on-the-Moore in der Grafschaft Devonshire geboren. Mein Vater war ein kleiner Grundbesitzer, ein Mann, der sich nebenbei als geschickter Tierarzt eines guten Rufes erfreute. Meine Mutter stammte aus Gloucestershire, und ich kann sie mir heute noch als Vorbild einer wirklichen Dame vorstellen.

Nach meinem Studium auf der Universität Cambridge praktizierte ich als junger Arzt beim St.-Bartholomew-Hospital. Während ich dort war, starben mein Vater und meine Mutter kurz hintereinander und hinterließen ihr Vermögen zu gleichen Teilen mir und meinem lieben Bruder Philipp.

Philipp interessierte sich sehr für die Landwirtschaft und bewirtschaftete unser Gut weiter. Er machte das so geschickt, daß das Grundstück bald einen erheblichen Gewinn für uns beide abwarf.

Nach einiger Zeit kaufte ich mir eine Praxis in Exeter und war schon im Alter von fünfunddreißig Jahren einer der besten Ärzte in dieser Stadt.

Noch während ich studierte, heiratete Philipp ein sehr hübsches und liebenswürdiges Mädchen. Schon damals hatte ich um meinen Bruder Sorge, da er lungenkrank war.

Philipps Frau war mir vom ersten Augenblick an sehr sympathisch; als die beiden ein reizendes Töchterchen erhielten, war ich selbst der glücklichste Mensch. Philipp nannte das Mädchen nach unserer Mutter Kathleen. Hätte ich doch damals schon gewußt, was für ein Schicksal die arme Kleine erwartete ...

Elisabeth, die Frau Philipps, wurde nach der Geburt sehr krank und erholte sich nie mehr richtig. Kate war sieben Jahre alt, als ihre Mutter starb. Mein armer Bruder folgte ihr drei Monate später ins Grab, und ich nahm das verwaiste Kind in Obhut. Meine Praxis in Exeter gab ich auf und kaufte mir ein Haus in der Devonshire Street. In meinem Beruf hatte ich stets Glück, und auch in London füllte sich mein Sprechzimmer bald mit einer unaufhörlichen Kette von Patienten.

Das Gut war verkauft worden und hatte eine sehr große Summe eingebracht.

Kate blieb bis zu ihrem zehnten Lebensjahr bei mir, dann sandte ich sie in eine ausgezeichnete Schule nach Gloucestershire, wo sie sehr glücklich und zufrieden aufwuchs.

Die Zeit, die nun folgte, verlief sehr ruhig. Mit vierzehn Jahren schickte ich Kate in eine der besten Mädchenoberschulen Englands nach Cheltenham. Sie war restlos glücklich. Schon damals entdeckte ich in ihrem Charakter eine sehr romantische Ader, die mich aber nicht sehr beunruhigte – sie war ja ein junges Mädchen. Vor allem liebte sie den Orient und alles, was damit zusammenhing. In ihren Ferientagen, die wir sehr vergnügt miteinander verbrachten, pflegte sie von nichts anderem als von den Wundern des Orients, des neuen und des alten, zu schwärmen. Die Dichter des Ostens kannte sie alle – Hafiz zitierte sie aus dem Handgelenk. Das alles machte mir Spaß – was hätte ich mir auch dabei denken sollen!

Mit sechzehn Jahren war sie eine reizende junge Dame. Die meisten Ferien, selbst die Sommerferien, verbrachte sie bei mir in der Devonshire Street.

Bei einem solchen Schulurlaub lernte sie Hurley Brown kennen, einen jungen Offizier im West Sussex Regiment, den Sohn eines meiner Exeter-Kollegen, einen anständigen, ordentlichen Menschen,

wie man wohl selten einen trifft. Er war auf Urlaub von seinem Regiment, das damals in Ägypten stationiert war. Auch er war ein Bewunderer des Orients, und sie lauschte entzückt seinen farbenfrohen Geschichten aus dem alten Ägypten, seinen Erzählungen von Städten und Menschen des Fernen Ostens.

Obgleich sie erst sechzehn Jahre alt war und er schon zehn Jahre älter, verliebte er sich sofort in sie. Was Kate betrifft, so schwärmte sie wohl nur ein wenig für ihn – wahrscheinlich hauptsächlich wegen der Geschichten, die er ihr so schön erzählte. Zu ihr und auch zu mir sagte er nichts von seiner Liebe. Als er von seinem Großvater etwas Geld erbte, kehrte er nach England zurück. Da gerade das Gut, das wir früher einmal besessen hatten, zum Kauf angeboten wurde, erstand er es und versuchte es auch zu bewirtschaften. In London gehörte ihm eine kleine Wohnung, und hier hielt er sich immer in den Monaten auf, in denen Kate zu ihrem Schulurlaub nach Hause kam.

Natürlich begann ich die Dinge zu erraten, es bedurfte dazu wirklich keiner Sehergabe. Tatsächlich war meine Meinung: Verlobung in zwei, Heirat in drei Jahren. Kate hatte Jim gern – vielleicht nur nicht auf die richtige Art. Einmal sagte sie zu mir: ›Ach, ich wünschte, Jim wäre ein Radscha oder ein Großwesir oder so etwas Ähnliches – er erzählt jetzt gar nicht mehr von Bagdad und Kairo, sondern will sich immer nur über das Verbrechertum im Orient, über den Polizeidienst dort und andere langweilige Sachen mit mir unterhalten.«

Ich gab Jim damals einen Wink, und ich glaube, er verlegte sich sofort wieder auf orientalische Volkskunde bei ihr.

Zu der Zeit, als Kate eben für immer aus Cheltenham zurück nach Hause gekommen war, traf ich Emil Louba. Dr. Clark, ein Kollege von mir, hatte ihn wegen seiner Malariaanfälle behandelt. Aus gesundheitlichen Gründen mußte Clark seine Praxis aufgeben, und auf seine Bitte hin führte ich die Behandlung Loubas weiter und konnte ihn auch heilen. Auf eine gewisse Art hatte ich diesen Louba damals ganz gern – ich hatte ihn in derselben unpersönlichen Art gern, wie etwa die Sahara oder den Tower. Er war ein Kraftmensch, körperlich wie geistig. Er hatte Sinn für Humor und war orientalisch genug, daß ich mich ein wenig mit ihm beschäftigen mußte.

Ich fand, daß er ein recht großzügiger, toleranter Mensch war – nur in einem Punkt nicht. Er haßte Soldaten, besonders englische Soldaten, und am meisten wieder die englischen Offiziere.

»Nichts als Parasiten«, pflegte er zu sagen. ›Sie haben nichts zu tun, als Geld auszugeben und Geld zu borgen, und wenn man es zurückverlangt, dann schicken sie ihre Soldaten und lassen einem das Haus überm Kopf anzünden.«

An dem Tag, an dem Kate aus der Schule zurückkehrte sie kam unverhofft und einen Tag früher, als ich erwartet hatte –, war Emil Louba gerade zum Abendessen bei mir. Das war der Tag, den ich bald verfluchen sollte.

Louba war glänzender Laune, und in einer solchen Stimmung konnte er geradezu bezaubernd sein. So groß und ungeschliffen er auch war, er hatte ein gewisses Etwas ... Ich bemerkte – und war, Gott verzeih mir, wieder nur amüsiert –, daß Kate völlig von ihm fasziniert war. Mitten während des Essens wurde ich zu einem Patienten gerufen. Während meiner Abwesenheit, so kurz sie auch war, muß Louba völlig unvermittelt Kate eine Liebeserklärung gemacht haben. Als ich zurückkam, fielen mir ihre heißen Wangen und ihre leuchtenden Augen auf. Mit einer Verschlagenheit und Geschicklichkeit, gegen die ich nichts ausrichten konnte, hatte er es verstanden, das erste geheime Zusammentreffen mit ihr zu vereinbaren, und diese Zusammenkünfte sollten später eine solch furchtbare Folge haben.

James Hurley Brown kam erst am nächsten Tag. Er hatte sich von Kate getrennt, als sie fast noch ein Kind war; jetzt fand er eine Erwachsene vor. Ihre Einstellung zu ihm hatte sich verändert. Ich selbst merkte es, fand aber Gründe dafür, die in Wirklichkeit weit daneben trafen. Und dann kam für den armen Jim der Höhepunkt seines Unglücks. Als er sie bat, seine Frau zu werden, wurde er fast mit einer brutalen Entschiedenheit zurückgewiesen.

›Ich habe ja Jimmy sehr gern‹, erklärte mir Kate daraufhin einmal. ›Aber er ist ein so praktisch veranlagter Mensch, das genaue Gegenteil von – nun von mir und meinen Idealen.‹

Damals hegte ich noch nicht den mindesten Verdacht. Jimmy ging auf seine Farm zurück, und von seinen veränderten Absichten hörte ich erst, als er mir mitteilte, daß er das Anwesen verpachtet und sich um eine Offiziersstelle im malaiischen Polizeidienst beworben hätte.

Kate tat es leid, daß er ging. Aber sie blieb fest.

Eines Tages traf ich Emil Louba im Club. Er war bester Laune und fragte nach Kate, als ob er sie seit jenem Abend nie wiedergesehen hätte.

›Ein wundervolles Mädchen‹, sagte er begeistert. ›Sie wird bestimmt einen Mann einmal sehr glücklich machen. Ist sie eigentlich verlobt?‹

Der Wahrheit zuwider erklärte ich ihm, sie sei so gut wie verlobt mit einem Freund von mir, Mr. Hurley Brown. Ich bemerkte sofort eine Veränderung in seinen Zügen.

›Hurley Brown!‹ wiederholte er. ›Ist das derselbe Brown, der auf Malta war?‹

Ich sagte, das sei leicht möglich.

Merkwürdigerweise entsann ich mich dieser Unterhaltung später nicht, nicht einmal als Jimmy eines Tages nebenbei erwähnte, daß er einen alten Groll gegen Louba wegen irgendeines Vorfalles auf der Insel hege.

Jimmy kam, um sich zu verabschieden, und Kate legte eine fast grausame Unbekümmertheit an den Tag, obwohl sie später weinte, als er fort war.

Eines Tages traf ich Loubas alten Arzt, Dr. Clark. Er drückte den Wunsch aus, seinen ehemaligen Patienten zu besuchen, und wir ließen uns bei ihm in Braymore House melden. Miller war ein wenig verwirrt, als er uns sah. Er erklärte, sein Herr sei beschäftigt, aber er gebe unsere Karten ab.

Es dauerte eine ziemliche Weile, bis Louba uns vorließ. Das Zimmer war ein wenig in Unordnung. Über den Stühlen hingen seltene und schöne Gewebe des Orients. Eine goldene Wasserpfeife stand am Boden neben der Couch. Es sah aus, als hätten wir eine Gesellschaft gestört.

Wir verabschiedeten uns bald wieder und fanden unten den Portier in heller Aufregung. Jemand hatte die Feuertreppe benutzt und dadurch die Einbrecherklingel in Gang gesetzt. Der Portier war gerade in diesem Augenblick damit beschäftigt, Mieter im Fahrstuhl nach oben zu bringen, und als er wieder zurückkam, war nichts mehr zu sehen.

Ich kam nach Hause und fand Kate in ihrem Zimmer. Das war mir gerade recht, denn sie konnte mir bei einer Laboratoriumsarbeit helfen, die ich ohne meinen Assistenten ausführen wollte. Ich hatte einen gewissen Charles Berry angestellt, der sehr ehrgeizig, aber anscheinend nicht besonders ehrlich war. Verschiedene Male verschwanden wertvolle Laboratoriumsgeräte.

Ich war stets der Meinung gewesen, Kate hätte eine Abneigung gegen ihn, aber in letzter Zeit hatte ich eine Veränderung in ihrem Benehmen ihm gegenüber bemerkt. Sie war sehr höflich zu ihm, und einmal hörte ich sogar, daß sie sich flüsternd mit ihm unterhielt. Damals schenkte ich diesem Umstand aber keine besondere Beachtung.

Im allgemeinen frühstückte ich um neun Uhr, und als ich eines Morgens etwas früher als gewöhnlich herunterkam, erfuhr ich zu meiner Überraschung von der Haushälterin, daß Kate schon ausgegangen sei. Sie wolle sich mit einer Freundin treffen und einige Besorgungen machen. Zum Mittagessen würde sie wahrscheinlich noch nicht zurück sein. Auch das beunruhigte mich nicht weiter, da Kate immer etwas exzentrisch war und mich schon öfter hatte allein frühstücken lassen.

Als ich recht mitgenommen von den Anstrengungen des Tages nach Hause kam, war es fast sechs Uhr. Meine Haushälterin kam mir mit sorgenvollem Gesicht entgegen und begrüßte mich mit den Worten: ›Miss Kate ist noch nicht zurück, Herr Doktor.‹

›War sie den ganzen Tag nicht da?‹ fragte ich erstaunt.

›Nein, Herr Doktor. Heute nachmittag kam aber ein Brief für Sie – ich glaube, er ist von ihr.‹

Ich fand den Brief auf meinem Schreibtisch und erkannte sofort die Handschrift Kates. Der Stempel lautete: zehn Uhr fünfzehn, Dover.

Mit dem Gefühl eines nahenden Unheils öffnete ich das Kuvert und zog einen Briefbogen heraus. Es

waren nur ein paar Zeilen:

Lieber Papa!

Schon lange liebe ich heimlich Charles Berry, aber ich wagte nie, es Dir einzugestehen. Ich wußte mir keinen anderen Weg – wir sind miteinander davongegangen und werden uns morgen trauen lassen. Versuche trotzdem, nur Gutes zu denken von Deiner Dich liebenden Tochter Kate.

Als ich mich von meinem Entsetzen einigermaßen erholt hatte, setzte ich sofort alle Hebel in Bewegung, um den beiden auf die Spur zu kommen. Ich hoffte eigentlich dabei auf Erfolg und dachte auch, Kate ließe wieder etwas von sich hören. Aber kein Brief kam mehr. Ich stellte Privatdetektive an und ließ das Haus von Charles Berry bewachen, aber weder ich noch seine Mutter erhielten irgendwelche Nachrichten.

In allen englischen und ausländischen Zeitungen ließ ich Inserate erscheinen, worin ich die beiden beschwor, zurückzukehren und ihnen meine volle Verzeihung versprach – ergebnislos. Der einzige Mensch, der mir in dieser schrecklichen Zeit hätte beistehen können, war unterwegs nach dem malaiischen Archipel.

Sechs Monate später erhielt ich einen kurzen Brief von Kate. Sie schrieb, daß sie sehr glücklich sei, und bat mich, ich solle mir keine Gedanken um sie machen. Sie hoffe, mich eines Tages wiederzusehen. Der Brief war in Wien aufgegeben, doch die Wiener Polizei, mit der ich mich sofort in Verbindung setzte, war nicht in der Lage, sie zu finden.

In den Jahren, die nun folgten, klammerte ich mich verzweifelt an die einzige Hoffnung, die mir verblieben war – daß sie wirklich glücklich sei. Louba traf ich nicht. Wie ich hörte, war er in Ferien; außerdem wäre ich auch gar nicht auf den Gedanken gekommen, ihn ins Vertrauen zu ziehen. Erst kurz bevor Kates zweiter Brief ankam, sah ich Louba wieder und erzählte ihm seltsamerweise doch die ganze Sache. Eigentlich war er es, der die Geschichte aufs Tapet brachte, indem er mich fragte, wie es ihr ginge. Ich sagte ihm, sie sei verheiratet und wohne irgendwo auf dem Kontinent, und ich würde nach wie vor alles nur Menschermögliche aufbieten, um sie ausfindig zu machen. Es muß diese: Warnung gewesen sein, die das Schreiben Kates hervorrief – wie ich jetzt weiß, wurde es auf Loubas Befehl verfaßt.

An Hurley Brown schrieb ich nur, daß Kate verheiratet sei. Den Namen des Mannes teilte ich ihm mit und hoffte dabei im stillen, daß der arme Jimmy nicht wußte, mit was für einem Menschen Kate verheiratet war. In seinem Antwortschreiben schien er überrascht zu sein, aber alles mit philosophischer Ruhe hinzunehmen.

Jetzt weiß ich, was damals wirklich passierte. Louba hatte Kate mit ins Ausland genommen, zum Teil weil er in sie verliebt war, zum andern Teil um sich an dem Mann zu rächen, von dem er glaubte, daß er mit Kate verlobt sei. Mit den beiden war Charles Berry abgereist. Er war für Louba sozusagen eine Ausrede und ein Schutzschild, und als Emil Louba schließlich seines neuen Spielzeugs müde wurde, trat er es an Charles Berry ab, bestand aber auf einer Heiratszeremonie. Sie wurden vor dem britischen Konsul in Bukarest getraut, und Louba setzte ihnen eine kleine Monatsrente aus.

Ich möchte nicht von den schrecklichen Jahren sprechen, in denen Kate zuerst Tänzerin war, dann, als ihre Anziehungskraft nachließ, Kellnerin in einem schmutzigen Café in Bukarest. Mir ist es heute noch unverständlich, wie sie alle diese Erniedrigungen überleben konnte. Der einzige glückliche Umstand war, daß Charles Berry sie wenigstens mit seiner Liebe verschonte. Gut war auch, daß er sich sehr vor Louba fürchtete und sich deswegen ihr gegenüber doch etwas zurückhielt.

Loubas Geldanweisungen kamen regelmäßig bis etwa gegen Ende des letzten Jahres, dann blieben sie plötzlich aus. Nach einiger Zeit teilte Louba mit, er habe nun jahrelang bezahlt und denke gar nicht daran, dies weiterzuführen. Er rate Charles Berry, seine Frau etwas gewinnbringender auszubeuten, als er es bisher getan hätte.

Berry erschrak. Seine Frau war ihm von jeher nur eine Last gewesen, und er wußte auch nicht, wie er aus ihr, bei ihrem immer noch stolzen Charakter, irgendwie hätte Geld herausholen können.

Kurz entschlossen kam er nach London und brachte Kate gleich mit. Zu jener Zeit wußte er noch nichts davon, daß Kate regelmäßig an Louba geschrieben und ihn gebeten hatte, sie doch aus ihrem schrecklichen Dasein zu befreien. Im letzten dieser Briefe hatte sie auch die Deptforder Adresse mitgeteilt, die ihr Berry als Ziel angegeben hatte.

Kate schrieb diese Adresse als Absender an den Anfang des einen Briefes. Allein sie wohnten zunächst gar nicht in der Little Kirk Street, sondern zogen vorerst in ein kleines Hotel.

33

Berrys Absicht war, von Louba die Zusage zu erhalten, daß er die Rente weiterzahlen würde, oder aber eine größere Pauschalsumme von ihm zu bekommen. Louba erklärte ihm geradeheraus, daß er kein Geld mehr für ihn habe und wahrscheinlich selbst bald aus England flüchten werde – mit allem Geld, das er nur zusammenraffen könne.

Berry glaubte dies zuerst nicht, aber Loubas Diener Miller bestätigte ihm dann die Sache. Die beiden unterhielten sich miteinander mit dem Erfolg, der Ihnen ja bekannt ist.

Hurley Brown war inzwischen längst wieder nach England zurückgekehrt und hatte einen Posten in Scotland Yard angenommen. Ich erzählte ihm, was ich von der ganzen Sache wußte, aber er äußerte seine Meinung dazu nicht. Er erwähnte nur, Emil Louba wisse vielleicht Näheres über das Verschwinden der beiden – ein Verdacht, den ich sofort mit aller Entschiedenheit zurückwies. Wie schon gesagt, ich hatte Louba trotz seiner vielen Schwächen und trotz seiner schlechten Kinderstube eigentlich immer ganz gern gehabt.

Jimmy und ich sprachen nur selten von Kate – ja, wir schienen uns immer fremder zu werden. Jeder war so mit seinen eigenen Interessen beschäftigt, daß wir bald nur noch ›Hurley Brown‹ und ›Warden‹ füreinander waren. Trotzdem hatten wir unsere gegenseitige Zuneigung nie verloren.

Wie seltsam sind doch die Zufälle, die manchmal die ganze Zukunft eines Menschen bestimmen ... Eine gleichgültige Redewendung Hurley Browns im Club erinnerte Louba daran, daß er sich nicht ganz wohl fühlte und daß er mich eigentlich konsultieren könne. Wir verabredeten einen Zeitpunkt ... Doch ich greife vor.

Die ganzen Jahre über war mir Kate nie aus dem Sinn gekommen. Kein Tag verging, an dem ich nicht morgens, mittags und abends an sie dachte. Immerhin tröstete ich mich damit, daß ihr langes Schweigen wohl nur bedeutete, daß sie glücklich sei. Tatsächlich war die Wunde fast vernarbt.

Ich entsinne mich, daß ich an Kate dachte, als ich damals zu Louba fuhr. Ebenso überlegte ich mir den Grund des seltsamen gegenseitigen Hasses, den Hurley Brown und Louba sich entgegenbrachten. Ich wußte, daß Jimmy es fertiggebracht hatte, Louba aus Malta zu verjagen. Es war Tatsache, daß Loubas Haus in Brand gesteckt worden war, kurz nachdem ihm Hurley Brown gedroht hatte. Man nimmt an, daß der Brand durch die wütenden Soldaten einer Kompanie gelegt wurde, deren junger Offizier durch seine Spielschulden an Louba in den Tod getrieben worden war. Miller ließ mich ein, und ich sah sofort an seinem Gesichtsausdruck, daß etwas nicht in Ordnung war. Später gab er auch zu, daß er einen Diebstahl geplant hatte und nun der Meinung war, Charles Berry käme ihm zuvor. Als er mir sagte, er wolle sich schnell mit seiner Braut treffen und würde in einer Viertelstunde wieder zurück sein, war ich einverstanden und blieb auf dem Vorplatz.

Der Lärm im Wohnzimmer wurde immer größer. Ohne eigentlich lauschen zu wollen, war ich gezwungen, fast jedes Wort mit anzuhören. Plötzlich hörte ich, wie sich der Schlüssel im Schloß drehte, die Tür wurde aufgerissen, und Louba schrie in heller Wut:

›Hinaus mit Ihnen, und unterstehen Sie sich nicht, wieder herzukommen! Wenn ich Sie noch einmal sehe, dann verabreiche ich Ihnen einen Denkzettel, den Sie nicht vergessen werden – Mr. Charles Berry!‹

Charles Berry!

Ich sprang sofort auf.

›Was würden Sie für ein Gesicht machen, wenn ich zu dem alten Doktor ginge und ihm alles erzählte – was halten Sie davon?‹ hörte ich Berry sagen. Ich erkannte seine Stimme gleich wieder.

›Gehen Sie doch hin und sagen Sie es ihm! Aber sagen Sie ihm dann auch, was Sie gemacht haben! Erzählen Sie ihm nur, daß ich schon seit zehn Jahren den Unterhalt für Sie und Ihre Frau bezahle! Und jetzt marsch hinaus ... Ihrer Frau können Sie noch sagen, daß Sie mir keine Briefe mehr schreiben soll. Wenn ich noch einmal dieses Gewinsel lesen muß, besuche ich sie – und dann kann sie

was erleben!‹

Ich stand immer noch wie zu Stein erstarrt da und zitterte an allen Gliedern. Dann hörte ich Berry auf einem andern Weg das Zimmer verlassen. Mit Mühe bekam ich mich wieder in die Gewalt, ging durch die halboffene Wohnzimmertür und stand vor Louba.

Er blickte erschrocken auf, als ich eintrat, und wurde so weiß wie eine Kalkwand.

›Wann – wann kamen Sie herein, Doktor?‹

›Eben im Moment‹, erwiderte ich.

›Haben Sie etwas gehört? Haben Sie jemand fortgehen sehen?‹ fragte er weiter.

›Nein‹, entgegnete ich fest.

Ich hatte mich wieder völlig gefaßt, nur die Hände konnte ich nicht stillhalten.

›Gut!‹ meinte Louba mit einem Seufzer der Erleichterung. ›Ich hatte ganz vergessen, daß Sie kommen wollten, Doktor. Wollen Sie mich gleich untersuchen?‹

›Ziehen Sie das Hemd aus‹, erwiderte ich mechanisch und setzte mich an den kleinen Schreibsekretär, während er Kragen und Krawatte ablegte.

Ich kannte das Rezept auswendig, das ich ihm hatte geben wollen. Ganz automatisch nahm ich ein Blatt Papier und fing an zu schreiben – ohne richtig hinzusehen und zu wissen, was ich schrieb. Ich hatte schon einen Teil des Rezeptes fertig, als ich merkte, daß die Feder ja trocken war. Ich legte sie hin und nahm das Stethoskop aus der Tasche. Meine Hände zitterten immer noch, und ich versuchte mit aller Kraft, sie ruhig zu halten.

Dann sah ich plötzlich den Brief. Er lag auf dem Boden zu meinen Füßen, und ich bückte mich danach und hob ihn auf. Louba hatte mir den Rücken zugedreht und konnte mich nicht sehen. Der Brief war von Kate – ich erkannte sofort ihre Handschrift. Und in dem Dutzend Zeilen, die sich mir unauslöschlich eingeprägt haben, las ich die volle Wahrheit über die bodenlose Schlechtigkeit dieses Menschen. Ich las sie so genau heraus, als sei mir alles von einem Schwurgericht unter Eid erklärt worden. Ich erfuhr die Kniffe, die er angewandt hatte, um sie fortzulocken; ich erfuhr die Rolle, die er Charles Berry zugeteilt hatte. Und ich erfuhr auch, in was für einer Hölle sie an der Seite dieses Verbrechers lebte.

Louba hatte sich die ganze Zeit über mit seiner Krawatte abgemüht, warf sie jetzt auf den Boden und wandte sich mir zu. Als ich ihm von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, zögerte ich keine Sekunde – ich nahm den erstbesten Gegenstand, der mir in die Hand kam. Es war ein schwerer silberner Leuchter, und damit schlug ich ihn nieder. Ich war so schnell, daß ich schon zum zweitenmal zuschlug, bevor er noch auf den Boden fiel. Schon der erste Schlag muß aber tödlich gewesen sein.

Ich betrachtete den Leuchter. Er war mit Blut besudelt, und ich trug ihn hinaus ins Speisezimmer. Gott sei Dank hatte ich die Handschuhe anbehalten, brauchte also keine Angst wegen Fingerabdrücken zu haben. Dann ging ich zu Emil Louba zurück. Er war tot. Ich brauchte ihn gar nicht zu untersuchen, um das festzustellen. Im Bruchteil einer Sekunde war ich mir über die nächsten Schritte, die ich unternehmen mußte, klargeworden und ging in das Schlafzimmer hinüber. Dort machte ich das Fenster auf, das zur Feuerleiter führte, nahm seinen seidenen Morgenrock, zog ihn an und knöpfte ihn bis zum Hals hinauf zu.

Beim Öffnen des Fensters hatte ich eine der beiden Schrauben, die zur Befestigung der Riegel dienten, heruntergeworfen. Ich hob sie auf und warf sie zusammen mit der andern auf Loubas Bett – aus keinem anderen Grund, als um die Polizei irrezuführen. Als nächstes nahm ich Kates Brief, riß die Adresse ab und hielt an den Rest ein Streichholz. Dann warf ich das Blatt in den Kamin und wartete, bis es verbrannt war. Mühsam hob ich danach den Körper vom Boden auf, trug ihn in das Schlafzimmer und legte ihn aufs Bett. Als ich draußen im Korridor ein Geräusch zu hören glaubte, schlich ich in den Vorplatz hinaus und lauschte an der Tür. Dabei kamen Blutflecken von dem Morgenrock an die Türfüllung.

Nur vier Minuten von den fünfzehn, die Miller fortbleiben wollte, waren bis jetzt verstrichen. Ich zog den Morgenrock aus, ging ins Badezimmer, steckte dort meine Handschuhe in die Tasche, wusch

meine Hände und trocknete sie an einem frischen Handtuch ab. Das Handtuch legte ich dann wieder zu den anderen in den Kasten. Dann betrachtete ich mich sorgfältig in einem großen Spiegel und untersuchte sogar meine Schuhe nach Blutflecken. Als ich mich überzeugt hatte, daß alles völlig in Ordnung war, ging ich wieder auf den Vorplatz und setzte mich dort hin. Ich zog ein Buch aus der Tasche und brachte es tatsächlich fertig zu lesen. Ich las auch, als Miller wieder nach Hause kam, und nachdem ich noch die Komödie gespielt hatte, an der Tür nach Louba zu rufen, machte ich mich auf den Weg zurück in meinen Club.

Sie werden fragen, was es für einen Sinn hatte, daß ich zum Beispiel das Fenster aufmachte. Nun, das ist doch klar. Ich wollte ganz einfach das Verbrechen Berry in die Schuhe schieben – nicht etwa weil ich mich fürchtete, die Konsequenzen selbst zu tragen, sondern weil ich seinen Tod wünschte. Als ich das Haus verließ, sah ich Sie, Frank Leamington, und ich hatte das scheußliche Gefühl, daß Sie irgendwie in dieses Verbrechen mit hineinstolpern würden. Eigentlich wollte ich deshalb umkehren und Sie warnen; aber das hätte gefährlich werden können, gefährlich für uns beide, und aus diesem Grund entschloß ich mich, sofort in den Club zu gehen. Mein Freund Clark hatte Gott sei Dank keine Zeit, und so verbrachte ich den größten Teil des Abends in Hurley Browns Gesellschaft.

Als ich Sie in das Rauchzimmer kommen und in dem Fahrplan blättern sah, erschrak ich noch einmal sehr. Ich wurde dadurch so aufgeregt, daß ich beschloß, wieder in Loubas Wohnung zurückzukehren. Miller war ja nicht zu Hause, und ich hatte eine gute Ausrede, wenn ich hineinging. Es war mir besonders darum zu tun, Spuren, die ich eventuell doch hinterlassen hatte, zu verwischen. Kennzeichnend für meine damalige Gemütsverfassung ist, daß ich aber das unvollendete Rezept nachher nicht bemerkte.

Über die Feuerleiter gelangte ich sehr leicht in die Wohnung. Miller war nicht da, und ich durchsuchte das Zimmer in Ruhe. Kates Briefe, die ich entdeckte, steckte ich ein. Und dann fiel mein Blick auf das Telefon, und ich hatte eine Idee. Ich rief mich selbst im Club an – Loubas Stimme war ja so leicht nachzuahmen. Das tat ich aus demselben Grund, aus dem ich betreffs der Zeit, zu der Louba starb, gelogen habe um das Verbrechen auf einen andern abzuwälzen.

Den Rest der Geschichte kennen Sie ja bis zu einem gewissen Punkt. Berrys Aufenthalt wurde ausfindig gemacht, aber die Polizei kam zu spät, um ihn noch in dem Hotel, in dem er gewohnt hatte, verhaften zu können. Das einzige Beweisstück, das ihr in die Hände fiel, war ein Brief Millers, in dem er Berry mitteilte, daß Louba eine größere Summe im Haus habe.

Ich war inzwischen schon auf der Deptforder Spur. Nachdem die Polizei mich nicht mehr brauchte, war ich dort hingefahren und hatte vorsichtig Nachforschungen angestellt. Das fiel mir in der damals besonders nebligen Nacht sehr leicht.

Als ich am folgenden Tag erfuhr, daß Berry und Kate aus dem Hotel ausgezogen waren, wußte ich sofort, wohin sie sich gewandt hatten. Danach beobachtete ich Nacht für Nacht das Haus in der Little Kirk Street in Deptford.

Am Montagmorgen, als ich in aller Frühe zur Stadt zurückkehrte und mein Arbeitszimmer betrat, fand ich dort zu meiner Überraschung Jim vor, der auf mich wartete.

›Wo waren Sie, Doktor?‹ fragte er mich in seiner bedächtigen Art.

›Ich war unterwegs – hatte einen Patienten zu besuchen‹, versetzte ich so gleichgültig wie möglich. Ohne Umschweife antwortete er mir darauf:

›Papa, du hast Emil Louba ermordet.‹

34

Als ich das alte vertrauliche ›Papa‹ und das ›Du‹ wieder von ihm hörte – so hatte er mich in längst vergangener Zeit zusammen mit Kate manchmal genannt – wäre ich beinahe zusammengebrochen.

›Warum sagst du das, Jimmy?‹ fragte ich.

›Kein anderer Mensch kann ihn getötet haben‹, versetzte er. ›Kein Mensch war allein in der Wohnung außer Miller und dir. Kein Mensch hatte eine wirklich ernsthafte Veranlassung dazu, ihn zu ermorden, außer dir – denn Louba nahm dir Kate fort.‹

›Woher weißt du das?‹ fragte ich.

›Die Erkenntnis kam mir wie eine Erleuchtung. Du hast durch einen Zufall alles erfahren und schlugst Louba im Affekt sofort nieder. – Wo ist Kate jetzt?‹

Bevor ich antwortete, setzte ich mich in einen Sessel und stopfte mir meine Pfeife. Dies war eine Krise – und ein guter Arzt wird dadurch nicht schlechter, daß er sich einen schwierigen Fall erst einmal gründlich überlegt.

›Das kann ich dir nicht sagen‹, erklärte ich dann so ruhig wie möglich. ›Sie ist mit Berry in London, soviel weiß ich.‹

›Berry heißt der Mann, der früher dein Assistent war. Ich erkannte den Namen sofort. Das stimmt doch?‹

Ich nickte.

›Und sie lief natürlich nicht mit ihm davon, sondern Louba nahm sie mit. Berry war nur das Aushängeschild.‹

Eine lange, lange Zeit paffte ich stumm vor mich hin. Dann faßte ich einen Entschluß und erzählte ihm alles – alles, was ich wußte, alles, was ich getan hatte – alles, was passiert war.

›Verdammt, ich wünschte nur, ich wäre es gewesen‹, knirschte er. ›Ich wünschte, ich hätte ihn einmal in den Händen gehabt, bevor er starb.‹

›Ein Glück, daß du es nicht warst‹, sagte ich. ›Um mich ist es nicht allzu schade. Ich bin schon ein alter Mann und habe mit dem Leben mehr oder weniger abgeschlossen. Mit dem Bewußtsein, daß ich die Welt von einem großen Schurken befreit habe, werde ich ruhig sterben.‹

›Niemand wird sterben‹, sagte er energisch. ›Wir müssen Kate finden und sie fortschaffen. Was diesen Kerl, ihren – Gatten betrifft ...‹

Ich hatte inzwischen alle Briefe, die Kate an Louba gerichtet hatte, längst gelesen und konnte ihm deshalb genaue Auskunft über ihre traurigen Lebensumstände geben.

›Wir müssen versuchen, sie wegzubekommen‹, sagte er wiederum, diesmal mit äußerster Entschlossenheit. ›Ich weiß nur noch nicht, was wir mit ihrem Mann machen sollen. Wenn er verhaftet wird, kommt die ganze Sache heraus.‹

›Gar nicht nötig, daß er verhaftet wird‹, sagte ich und fühlte mich so freudig entschlossen wie noch niemals in meinem Leben. ›Ich werde ihn töten.‹

Er starrte mich erschrocken an.

›Du bist ja verrückt‹, murmelte er.

›Ich werde ihn töten!‹ beharrte ich. ›Für all das, was er Kate angetan hat, werde ich ihn töten – und du darfst dich in keiner Weise hineinmischen. Das einzige, was ich möchte, Jim, ist ein Ort, wohin ich sie bringen kann – und eine bessere Zukunft für sie.‹

Er holte tief Luft.

›Was die Zukunft betrifft, so brauchst du dir keine Gedanken zu machen. Ich werde meinen Abschied nehmen.‹

›Jim‹, sagte ich, ›verschaffe dir Pässe für dich und Kate. Übermorgen fährt ein Schiff aus

Cherbourg nach Südamerika ab. Mach so viel Geld flüssig, wie du nur kannst, und nimm Kate mit dir. Ich komme nach, wenn ich am Leben bleibe.‹

Wir besprachen alles ganz genau. Ich nehme an, er glaube damals immer noch nicht so recht, daß ich wirklich die Absicht hatte, den Mann zu töten, denn beim Abschied sagte er:

›Es ist gar nicht notwendig, daß du das Risiko übernimmst. Wir holen Kate einfach weg und schlagen ihm so ein Schnippchen.‹

›Damit er plaudert?‹ fragte ich ihn. ›Damit er alles, was er über die hübsche Nichte Dr. Wardens weiß, erzählt und von dem Mord seine eigene Darstellung geben kann? Damit er sagt, er wisse, daß Captain Brown ... Nein, tu du deine Sache – ich übernehme die meine.‹

*

An jenem Tag konnte man nicht nur sagen, daß es in London neblig war. Zutreffender ist, daß man kaum die Hand vor den Augen sehen konnte. Gegen abend bezog ich meinen Posten vor dem Haus in der Little Kirk Street. In der Tasche hatte ich eine Browning-Pistole mit einem Schalldämpfer. Mein Plan war, Berry zu verfolgen, wenn er aus dem Haus kam, ihm eine Strecke weit nachzugehen und ihn im Nebel niederzuschießen. Dann wollte ich zu dem Haus zurückkehren und Kate holen. Aber er hatte seine eigenen Absichten. Mittlerweile hatte er beschlossen, das Mädchen umzubringen, hatte sie sogar veranlaßt, ein Geständnis zu schreiben, das sie nachher in die Tasche stecken mußte und von dem ich damals natürlich nichts ahnte. Das Original, nach dem sie es abschreiben mußte und das er fortzuwerfen vergessen hatte, fand sich bekanntlich in seiner eigenen Tasche. Ich sah die beiden herauskommen und folgte ihnen. Obwohl ich Gummisohlen an den Schuhen hatte, muß Kate mehr geahnt als gehört haben, daß sie verfolgt wurden.

Einmal kam der Mann ein Stück zurück, aber ich hatte mich flach gegen eine Mauer gedrückt, und er bemerkte mich nicht.

Was Charles Berry vorhatte, konnte ich nun schon erraten. Das Gespräch der beiden war aufschlußreich genug für mich gewesen. Deshalb verringerte ich den Abstand zwischen uns immer mehr und war nun ein stummer Beobachter dessen, was jetzt folgte.

Als Berry sie packte und zu dem Flußufer zog, war ich dicht hinter ihnen. In diesem Augenblick entschloß ich mich zu handeln – ich schoß zweimal auf ihn. Schon der erste Schuß muß ihn getötet haben. Kate wankte auf mich zu, und als sie meine Stimme hörte, erkannte sie mich sofort.

Es ist nicht mehr allzuviel zu berichten. An einem Ort, den wir vorher vereinbart hatten, traf ich Jimmy und ließ die beiden davonziehen. Ich ging weiter meiner normalen Beschäftigung in Devonshire Street nach – Sie, lieber Leamington, wollte ich erst in Freiheit sehen, bevor ich die erste Gelegenheit wahrnahm, England für immer zu verlassen.

Kate ist verheiratet und ist unaussprechlich glücklich. Jimmy, ihr Mann, sitzt mir mit ruhigem, zufriedenem Gesicht gegenüber. Sie würden es ihm nicht ansehen, daß er einmal ein höherer Beamter Scotland Yards war.

Das ist die ganze Geschichte, mein lieber Frank. Niemand als Sie und Ihre Frau darf sie erfahren. Als wir uns kurz vor Ihrer Hochzeit voneinander verabschiedeten, versprach ich Ihnen, noch zeitig genug zur Trauung von meinem Urlaub wieder zurück zu sein. Das war ein Versprechen, das ich damals schon nicht zu halten gedachte. Nun, ich glaube, Sie verstehen jetzt, warum. Ich wünsche Ihnen zusammen mit Ihrer lieben Frau ein langes und glückliches Leben – und behalten Sie Ihren alten Doktor in gutem Andenken.«